

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz)
und **Oskar Moser** (Klagenfurt-Graz)

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXXIII**

**Gesamtserie
Band 82**

WIEN 1979

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Oskar Moser zum 65. Geburtstag	1
Ilse Koschier, Die Bilder im Klagenfurter Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts (Mit 2 Abb.)	3
Günther Biermann, Zwei Beschreibungen älterer Knappenhäuser im Gebiet von Hüttenberg in Kärnten	23
Karl Eisner, Ein Hausaltar mit der Ursprungslegende vom Luschariberg (Mit 2 Abb.)	31
Adolf und Dieter Weiss, Notizen zur Geschichte des Hofes „Nahold“ am Altenberg bei Frohnleiten, Steiermark	35
Helmut Krajicek, Die Ausseer Tracht (Steirisches Salzkammergut) (Mit 106 Abb.)	42
Helmut Eberhard, Das „Gummihupfn“. Ein Beitrag zur Erforschung aktueller Kinderspiele (Mit Strichzeichnungen)	61
Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten Oskar Mosers seit 1974. Zusammenge- stellt von Ilse Koschier	76
Leopold Kretzenbacher, Drei Bilddenkmäler vom „Geheimen Leiden Christi“ in der Steiermark (Mit 3 Abb.)	81
Roswitha Stipberger, Eine Karfreitagsprozession in Schladming aus dem Jahre 1671	95
Richard Wolfram, Bemerkungen zum Ebenseer Glöckerlauf	103
Walter Puchner, Der Himmelsbrief des hl. Nektarios. Eine Notiz zur modernen Kultverbretung	115
Gustav Reingrabner, Zu einem der Lieder beim „Gummihupfn“	120
Josef Massenkail, AREPO. Ein Beitrag zur Aufhellung des Sator- anagramms	151
Günther Jontes, Der Streit um die Krapfen. Eine Episode zur Kultur- geschichte der Volksnahrung in Alt-Leoben	167
Elisabeth Katschnig-Fasch, Das Mitglied. Ein Sonderkapitel zur Untersuchung des Grazer Vereinswesens	176
Alois Eder, „Lieben den Adel und erkennen für Ihren Herrn einen Er- wählten“. Zum Stereotyp des Polen auf einer österreichischen Völker- tafel des frühen 18. Jahrhunderts (Mit 1 Abb.)	233
Gábor Tüskés, Steinerne Weg- und Friedhofskruzifixe in Ungarn (Mit 8 Abb.)	267
Helmut Paul Fielhauer, Christbaum-Nachlese. Zu seiner Einführung in Wien	282
Felix Karlinger, Anmerkungen zu „AREPO“ (Mit 3 Strichzeichnungen im Text)	300

Chronik der Volkskunde

Figural bemalte Bauernmöbel in Oberösterreich (Schmidt)	121
Torsten Gebhard 70 Jahre (Schmidt)	123
Konrad Strauß † (Schmidt)	123
Verein und Museum für Volkskunde 1978 (Klaus Beitzl, Klaus Gottschall, Franz Maresch)	184
Krainer Volkskunde und Slowenische Impressionisten (Leopold Schmidt)	193
Ausstellung und Katalog Lorenz Quaglio (Leopold Schmidt)	199
Vorarbeiten für eine „Volksbotanik des Burgenlandes“ (Stephan Aumüller)	200
Ethnographische Freilichtmuseen in Ungarn (Abraham Ferenc)	200
P. Gottfried Engelhardt † (Leopold Schmidt)	203
Karl Fiala 80 Jahre (Michael Martischinig)	203
Bemalte Bauernhäuser im Innviertel. Zeichnungen, Aquarelle und Fotos aus der Sammlung in Schloß Walchen, OÖ (Franz Grieshofer)	304
Das Steyrer Krippel. Ein einzigartiges Puppentheater. Eine Dokumentation von Wolfgang Pfandler	308
Bericht über die 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmal- forschung (Emil Schneeweis)	311
Heinrich von Zimburg † (Michael Martischinig)	316
Franz Colleselli † (Hans Gschnitzer und Klaus Beitzl)	321

Literatur der Volkskunde

Festschrift für Gerda Grober-Gluck (= Rheinisch-Westfälische Zeit- schrift für Volkskunde, Bd. 24) (Schmidt)	125
Franz Koschier, Lebendige Kärntner Volkstracht, Bd. I und II (Franz Lipp)	126
Dieter Neumann, Das Kärntner Lesachtal. Werden und Wandlungen einer bergbäuerlichen Landschaft (Oskar Moser)	128
Richard Weiß, Volkskunde der Schweiz. 2. Auflage (Neudruck) (Schmidt)	129
Barbara Hutton, Vernacular Architecture (Oskar Moser)	129
Ferenc Bakó, Höhlenwohnungen im Bükk-Gebirge (Oskar Moser)	131
Vlasta Domaćinović, Stollentrühen in Jugoslawien (Oskar Moser)	131

Attila Selmeczi Kovacs, Scheunenbau und Scheunenwirtschaft in Nordungarn (Oskar Moser)	133
Tekla Dömötör, Janos Honti – Leben und Werk (Schmidt)	135
Tamás Hofer und Edith Fél, Ungarische Volkskunst (Schmidt)	135
☆	
Klaus Gottschall, Veröffentlichungen über Arbeits- und Wirtschaftsgerät 1970–1978	137
☆	
Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp. Hg. Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer (Robert Wildhaber)	204
Klaus Beitzl, Volksglaube. Zeugnisse religiöser Volkskunst (Leopold Kretzenbacher)	206
Sepp Tiefenbacher, Leben und Arbeit im Walde. Gutenstein. Hg. Hiltrud Ast (Leopold Schmidt)	207
Hiltigund Schreiber, Schmuckelemente der Volkskunst. Volkstümliche Malerei auf Holz (Leopold Schmidt)	208
Karl Julius Schröer – Karl Eugen Fürst, Das Oberuferer Christgeburtspiel. München 1977 (Leopold Kretzenbacher)	208
Dieselben, Das Oberuferer Paradeisspiel. München 1977 (Leopold Kretzenbacher)	208
Alois Kammermeier, Taubenhäuser – Taubenverschläge (Schmidt)	210
Torsten Gebhard – Helmut Sperber, Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland (Schmidt)	211
Alfred Höck, Die Brüder Grimm als Studenten in Marburg (Schmidt)	212
Lambert Grassmann, Kröninger Hafnerei (Richard Pittioni)	212
Nina Gockerell, Kirchen mit alttestamentarischen Patrozinien in Venedig (Leopold Kretzenbacher)	213
Luise-Charlotte Wentzel, Kurdische Märchen. Nachwort von Otto Spies (Schmidt)	214
Erna und Hans Melchers, bearbeitet von Carlo Melchers, Das große Buch der Heiligen (Klaus Gottschall)	215
Helmut Fischer, Erzählgut der Gegenwart. Mündliche Texte aus dem Siegraum (Schmidt)	216
Hans Trümpp, Die fasti des Baptista Mantuanus von 1516 als volkskundliche Quelle (Schmidt)	217
Ernst Schlee, Die Volkskunst in Deutschland (Schmidt)	218
Milovan Gavazzi, Quellen und Schicksale von Volksüberlieferungen (Serbokroatisch) (Leopold Kretzenbacher)	220

Klaus Gottschall, Anzeigen/Einlauf 1974–1978: Problemkreis Volkskunde	221
Michael Martisch n i g, Die volkskundlichen Veröffentlichungen aus der Bibliographie von Heinrich von Z i m b u r g	224
Österreichische volkskundliche Bibliographie, Folge 9–10 (Robert Wildhaber)	327
Enzyklopädie des Märchens, Bd. II, Lieferung 4–5 (Leopold Schmidt)	327
Hermann Holzm ann, Weihnacht am Tiroler Bergbauernhof	329
Ingeborg Weber-Kellermann, Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit (Leopold Schmidt)	329
Otto Swoboda, Alte Holzbaukunst in Österreich, Bd. II (Oskar Moser)	334
Roland Schach el und Johann Krä f t n e r, Baugesinnung in Niederösterreich. Ansätze zur Dorferneuerung (Oskar Moser)	335
Franz C. Lipp und Heidelinde Dimt, Schloßmuseum Linz. Führer durch die Sammlungen (Leopold Schmidt)	337
Walter Deutsch und Harald Deng g (Hg.), Die Volksmusik im Lande Salzburg (Leopold Schmidt)	338
Helmut Prasch, Zeug und Werk aus Stuben, Kucheln, Kammern und Kellern usw. (Helmut Sperber)	339
Leopold Schmidt, Werke der alten Volkskunst. Gesammelte Interpretationen (Leopold Kretzenbacher)	341
In memoriam Rudolf K r i s s. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77 (Leopold Schmidt)	342
Hartmann Goertz und Gerlinde Haid, Die schönsten Lieder Österreichs (Leopold Schmidt)	343
Konrad Bedal, Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (Oskar Moser)	344
Helmut Ottenjann (Hg.), Materialien zur Volkskultur: Nordwestliches Niedersachsen (Oskar Moser)	347
Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde. Hg. von Wolfgang Brückner	349
(1) Wolfgang Brückner, Christoph Daxelmüller, Alois Döring, Hans Dünninger, Fred Rausch, Hans-Theo Ruf, Erich Wimmer, Maria Buchen, eine fränkische Wallfahrt	349
(2) Wolfgang Brückner, Gnadenbild und Legende. Kultwandel in Dimbach	350
(3) Christoph Daxelmüller, Krippen in Franken	350
(4) Hans Dünninger, Maria siegt in Franken. Die Wallfahrt nach Dettelbach als Bekenntnis (Leopold Schmidt)	351

Helmut Sperber, Gerätesammlung Zwink im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten (Leopold Schmidt)	352
Christoph Will, Die Korbflechterei (Helmut Sperber)	353
Torsten Gebhard, Denkmalpflege und Museum. 10 Vorträge. Bibliographie von Helmut Sperber (Leopold Schmidt)	354
Friedrich Wilhelm Singer, Die Tracht der Männer in Wunsiedel und im östlichen Fichtelgebirge (Leopold Schmidt)	355
Alfred Kamphausen, Bauernstuben von allen Kanten und Küsten Schleswig-Holsteins (Leopold Schmidt)	356
Ulrich Plank und Joachim Zicher, Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung (Leopold Schmidt)	357
Wolfgang Mieder (Hg.), Die Ergebnisse der Sprichwörterforschung (Leopold Schmidt)	357
Rolf W. Brednich, Erotische Lieder aus 500 Jahren (Leopold Schmidt)	358
Herta Karasek-Strzygowski, Wolhynisches Tagebuch (Leopold Schmidt)	359
Richard Reid, The Shell Book of Cottages (Oskar Moser)	359
Katerina Korres, Neoellinikos Kefalodesmos (Neugriechische Haartracht) (Walter Puchner)	361
Katerina Korres, Der menschliche Kopf als apotropäisches Thema in der neugriechischen Kunst (Walter Puchner)	362

Oskar Moser 65 Jahre

Der ordentliche Professor für Volkskunde an der Universität Graz, Dr. Oskar Moser, Träger der Michael Haberlandt-Medaille des Vereines für Volkskunde, ist am 20. Jänner 1979 fünfundsechzig Jahre alt geworden. Seit Jahrzehnten ist Prof. Moser nicht nur tätiges Mitglied unseres Vereines, sondern auch Mitherausgeber dieser Zeitschrift. Es ziemt sich daher, ihm zu seinem Geburtstag ein Heft dieser Zeitschrift zu widmen, an der er so viel und so oft mitgewirkt hat. Eine eigene Festschrift hat Oskar Moser erfreulicherweise zu seinem 60. Geburtstag bekommen, Franz Koschier hat ihm damals 1974 den schönen Band als „Beiträge zur Volkskunde Kärntens“ (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 55) zugeeignet.

Oskar Moser, einstmals Schüler von Viktor von Geramb und von Karl Polheim wie einige der wichtigsten Vertreter der Volkskunde in Steiermark und Kärnten, hat es beruflich nicht leicht gehabt. Sein Weg hätte wohl am ehesten zum hauptberuflichen Museumsbeamten geführt: Er ist wohl Museumsmann, aber immer nur ehrenamtlich, gewesen, und hat für das Landesmuseum für Kärnten wie für das Kärntner Freilichtmuseum viel getan. Das vor allem, weil Moser sich zwar seit seiner Studienzeit immer der Volkskunde als ganzer Disziplin gewidmet hat, aber doch bestimmten Gebieten, vor allem der Bauernhausforschung und der Arbeitsgeräteforschung, besonders hingeeben hat. Er ist im Lauf der Jahrzehnte nach einer sehr gewissenhaften Lehr- und Lernzeit in Kärnten zu einem der ganz wenigen und wahrhaftig führenden Bauernhausforscher geworden. Die konstruktiven Details der vielen so verschiedenen Hausformen sind ihm ebenso wesentliches Anliegen wie ihre archivalische Bezeugung und deren sprachliche Auswertung. Oskar Moser ist auf allen seinen Gebieten niemals ein Liebhaber, nicht im entferntesten ein nur angelernter Kenner gewesen, sondern hat die Erscheinungen seines Gebietes als vollgültiger Fachmann zu erfassen gesucht. Eine beträchtliche Anzahl von Veröffentlichungen bezeugt diese seine Einstellung, bezeugt aber auch, daß er den Dingen nicht nur mit fachlichem Können, sondern auch mit großer photographischer und zeichnerischer Hingabe auf den Grund gehen konnte und kann. Oskar Moser hat sich persönlich ein Photo-Archiv geschaffen, das zu den größten in unseren Ländern überhaupt gehören dürfte. Darüber hinaus hat er durch eine beträchtliche Sprachenkenntnis – Moser ist nicht nur Germanist, sondern auch Romanist – die Bauernhausliteratur der verschiedenen europäischen Landschaften intensiv aufgearbeitet,

und erfreulicherweise viel davon auch in genauen, gewissenhaften Buchbesprechungen einer größeren Öffentlichkeit erschlossen. Daß daneben Forschungen am Volksschauspiel, am Volksbrauch, ja auch an der Volkserzählung nie zu kurz gekommen sind, nimmt geradezu wunder, weil doch die meisten Fachvertreter entweder der einen oder der anderen Seite unseres Faches stärker verpflichtet sind. Freilich trägt zu dieser Vielseitigkeit auch die heimatliche Bindung Mosers viel bei: Besonders die sprachgebundenen Überlieferungsglieder hat er doch vornehmlich in Kärnten erarbeitet, in diesem Sinn auch ein Nachfolger der großen Sagensammler Kärntens, eines Georg Graber vor allem, wie er auf der Seite der Sachvolkskunde sich stets als dankbarer Schüler von Oswin Moro bekannte.

Wir können also Oskar Moser den Dank unseres Faches vorläufig nur in diesem Heft unserer Zeitschrift ausdrücken, das vor allem Arbeiten seiner Grazer Assistenten und Studenten enthält. Seine eigenen Arbeiten bis zum 60. Lebensjahr wurden in der ihm gewidmeten Festschrift von 1974 verzeichnet. Was inzwischen bis jetzt, bis 1978 erschienen ist, und das ist nicht wenig, hält die bibliographische Nachlese am Schluß dieses Heftes fest. Im ganzen soll all dies aber einen herzlichen Glückwunsch für Oskar Moser bedeuten. Möge ihm noch viel Zeit und Freude für seine Arbeiten beschieden sein.

Leopold Schmidt

Die Bilder im Klagenfurter Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts

(Mit 2 Abbildungen)

Von Ilse Koschier

Als kulturhistorische Quellen sind die Verlassenschaftsinventare von großer Bedeutung. Sie bilden als mit amtlicher Genauigkeit geführte Aufzeichnungen der gesamten Hinterlassenschaft verstorbener Bürger und Bürgerinnen eine aufschlußreiche Urkundensammlung und wurden daher wiederholt für die verschiedensten volkskundlichen Teilbereiche, vor allem für die Trachten-, die Geräte- und die Möbelforschung ausgewertet.

Im folgenden soll nun versucht werden, an Hand der Bestände des Stadtarchives Klagenfurt¹⁾ die in den Klagenfurter Bürgerhäusern des 18. Jahrhunderts vorhanden gewesenen Bilder darzustellen. Die Verlaßakten der einzelnen Bürger sind unter 1797 Nummern in alphabetischer Reihenfolge nach Familiennamen geordnet, wurden zwischen 1550 und 1823 angelegt und enthalten aus dem 17. Jahrhundert 56 und aus dem 18. Jahrhundert 268 Inventare mit für die vorliegende Untersuchung auswertbaren Notizen.

Die einzelnen Inventare geben zumeist nur knappe Angaben über die Anzahl, Größe, Material, Technik und den Wert der Bilder sowie über das für die Erfassung der Ikonographie so wichtige Bildthema. Bilder mit geringem Schätzwert, vor allem die zahlreichen Erzeugnisse populärer Druckgraphik sind nicht einzeln angeführt und sind daher auch für eine Bestandsaufnahme von geringerer Bedeutung. So waren z. B. nach dem Ableben des Pongraz Sammernigg, Verwandten des Inneren Rats, 1748 in dem in der St. Veiter Vorstadt gelegenen Meierhof 48 nicht näher beschriebene „Pappierene Biltl in Metall Vergulten Rämln“ im Wert von insgesamt 1 fl 36 x vorhanden.²⁾ Der bürgerliche Riemermeister Anton Stokher hinterließ 1749 sogar 67 papierene, in Metallrahmen gefaßte Bilder, deren Wert ebenfalls 2 x pro Stück betrug.³⁾ Die 1725 im Nachlaß des bürgerlichen Weinschenken Franz

¹⁾ Kärntner Landesarchiv: Inventare und Testamente im Stadtarchiv Klagenfurt, Faszikel MC-MCLVI.

²⁾ MCXL Nr. 20.

³⁾ MCXLVI Nr. 226.

Anton Struggl im „Kinder Stibl“ erwähnten 8 Kupferstiche und die 63 papiernen Landschaften in „vergulten Rämbl“ im „Klainen Stibl“, im großen, gassenseitig gelegenen Zimmer und im „Stibl“ des Erblassers hatten sogar einen Schätzwert von nur 6 x.⁴⁾ Besonders wertvolle Bilder waren hingegen z. B. ein 1684 auf 15 fl geschätztes „Groß eingefastes Bildt“ im Inventar des „Statt Passisten“ Matheus Wrießnig⁵⁾ oder die „4 Grosse Stuckh die 4 thaill der welt genant“, deren Wert 1699 im Inventar des Handelsherrn und Verwandten des Inneren Rathes Joseph Wilhelm Waller⁶⁾ mit 80 fl angegeben ist. (Abb. 1)

Die bei weitem überwiegende Anzahl der Bilder geistlichen Inhalts stellen Heilige oder Szenen aus dem Leben Christi oder Mariä dar. Häufig sind auch Kopien marianischer Gnadenbilder. Zwischen 1681 und 1699 werden in 22 Inventaren 25 verschiedene, als „frauen bildt“, „Unsere liebe frau“, Maria- oder Muttergottesbild bezeichnete Mariendarstellungen sowie ein „frauen bildt mit schlafendem Kind“, drei weitere Darstellungen der Maria mit dem Kind und zwei Mater-Dolorosa-Bilder erwähnt. In den Inventaren des 18. Jahrhunderts sind ebenfalls sehr häufig Marienbilder genannt: Acht Inventare verzeichnen insgesamt zehn als „Unsere liebe Frau“ bezeichnete Bilder; „frauenbilder“ werden in 75 Inventaren hundertsechzehnmal und „Frauenbild(er) mit dem Jesuskind“ neunmal angeführt. In 38 Inventaren sind 53 weitere Marien- oder Muttergottesbilder erwähnt, Muttergottesbilder mit einem Jesuskind werden fünfmal, Maria mit Jesus und Maria mit Joseph dreimal und Maria mit Johannes einmal genannt. Sie waren entweder „gemahlen“, „papieren“ oder auch gestickt. Darüber hinaus finden sich in den Inventaren des 18. Jahrhunderts auch zwei „Frauenbilder“ aus Wachs, ein „angekhlaidtes frauenbild“ und sieben „frauen Käpsl“. Schließlich sind auch zwölf Bilder und eine Kapsel der schmerzhaften Muttergottes und eine aus Wachs bossierte Muttergottesfigur in den Klagenfurter Inventaren des 18. Jahrhunderts angeführt.

Die Geburt Mariä wird nur einmal, in dem nach dem Ableben des Hausmeisters Jacob Hudelist 1745 erstellten Inventar genannt.⁷⁾ Als Englischer Gruß (Verkündigung an Maria) bezeichnete Bilder werden 1699 zweimal und zwischen 1732 und 1749 dreimal in Inventaren erwähnt. Bilder der Unbefleckten Empfängnis scheinen im späten 17. Jahrhundert zweimal und im 18. Jahrhundert zweiundzwanzigmal auf. Außerdem wird 1773 im Nachlaß der Bäckerin

⁴⁾ MCXLVII Nr. 250.

⁵⁾ MCLV Nr. 88.

⁶⁾ MCLII Nr. 10.

⁷⁾ MCXLL Nr. 96.

Margreth Roschitz „1 Kapsl die unbefleckhte empfengnus“ verzeichnet.⁸⁾ Ein Bild der Heimsuchung Mariä war im Besitz der 1780 verstorbenen Theresia Krainer,⁹⁾ (Abb. 2) Bilder der Himmelfahrt Mariä befanden sich 1697 im Nachlaß des bürgerlichen Rauchfangkehrers Franz Carl Magistris¹⁰⁾ und 1776 im Nachlaß der Kunigunde Furtner.¹¹⁾ Eine Darstellung der Krönung Mariä wird 1769 im Inventar des bürgerlichen Buchbinders Anton Wenzeslaus Göz erwähnt.¹²⁾

Selten genannte Mariendarstellungen sind z. B. die Maria mit dem geneigten Haupt (1718 im Inventar der Maria Veronica Golinsk, geb. Paugger als „Naigendes frauen bildet mit glas yberzogen in einer Rāmen mit vergulden leisten“ bezeichnet¹³⁾, die Maria grāvida („1 Kleines=bildet die schwangere Mutter gottes mit halb vergolten Rāmbli“ – 1774 im Nachlaß der Regina Preßl¹⁴⁾ oder die Maria lactans als „saugende Muttergottes“ viermal (1772, 1779, 1782 und 1783) in Bildform und einmal (1782) „in wachs“ erwähnt.

Ein weiterer Marienbildtypus, das heute weniger bekannte, im Volksbarock aber vielverehrte Bild der Madonna mit dem Blutmal auf der Stirne, „Maria-Steinwurf“, „Maria sanguinum“ oder „Maria im Blute“ genannt, wird in den Klagenfurter Inventaren ebenfalls seltener erwähnt. Das Kultbild der Blutmadonna zu Re im Tale Vigezzo in den Alpen von Piemont wurde seit dem Blutwunder von 1494¹⁵⁾ „... schon im 15. Jahrhundert in Genua und nachmals, insbesondere im ganzen 16. Jahrhundert, vielenorts in Oberitalien verehrt. Für den süddeutschen Bereich nördlich der Alpen und zumal für unsere Heimat in den Ostalpen aber wurde eine klar erkennbare zweite Kultwelle der Blutmadonnenverehrung bestimmend.“¹⁶⁾ Am 8. Juli 1685 soll sich zu Klattau in Böhmen das Blutwunder der Madonna von Re wiederholt haben. Das im Besitz einer aus Piemont zugewanderten Familie gewesene Mirakelbild wurde noch 1685 öffentlich ausgestellt und die berichteten „Erhöhungswunder“ aufgezeichnet. Damit war die zweite

⁸⁾ MCXXXVIII Nr. 68.

⁹⁾ MCXVIII Nr. 143.

¹⁰⁾ MCXXIV Nr. 5.

¹¹⁾ MCVI Nr. 68.

¹²⁾ MCVIII Nr. 65.

¹³⁾ MCVIII Nr. 51.

¹⁴⁾ MCXXXIV Nr. 166.

¹⁵⁾ Ein Ketzer hatte einen Stein gegen die Madonna geschleudert. Er traf sie an der Stirne und plötzlich begann daraus allen sichtbar rotes Blut zu tropfen.

¹⁶⁾ Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern. (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten. Bd. 8.) Klagenfurt 1961, S. 100.

große Verehrungswelle für das Blutmadonnenbild eingeleitet. Filiationen des Blutmadonnenkultes wurden um 1700 im süddeutsch-österreichischen Raum geschaffen und griffen auf den nahen slawischen Osten der Slowakei und Polens und in den slowenischen Raum über.¹⁷⁾ In Kärnten sind Maria-Steinwurf-Bilder in Griffen und in Arnoldstein erhalten.¹⁸⁾ Bereits zwei Jahre nach dem Blutwunder in Klattau erfolgte die erste Erwähnung eines Blutmadonnenbildes in einem Klagenfurter Inventar: Der Bürger und Rauchfangkehrer Paul Roth hinterließ 1687 seinen Erben u. a. auch ein als „groß unser-Lieben frauen Stainwurf“ bezeichnetes Bild, dessen Wert im Inventar mit 1 fl angegeben wird.¹⁹⁾ 1699 werden zwei weitere Maria-Steinwurf-Bilder in den Inventaren der Kaufleute Joseph Wilhelm Waller²⁰⁾ und Johann Baptist Roth²¹⁾ genannt. Im 18. Jahrhundert sind Blutmadonnenbilder nur dreimal, 1700 im Nachlaßinventar des Weißgerbers Jacob Grittner als „1 altes Bildt Unsere-Liebe frau mit dem Stainwurf“ im Wert von 40 x²²⁾, 1720 im Vermögensinventar des Handelsmannes Lienhardt Leibl als „1 bildnuß Maria Steinwurff“ im Wert von 4 fl²³⁾ und 1780 als ein „grosses frauen=bildt Maria Steinwurf vorstellend“ im Wert von 12 xr im Inventar der Theresia Krainer belegt.²⁴⁾

Das nach der Legende vom ländlichen Maler Stefan Páp 1676 gemalte Gnadenbild Maria Pötsch, ikonographisch eine halbfigurige Hodegetria, gelangte durch Schenkung in die griechisch-katholische Kirche in Pocs in Podkarpethien, die ehemals dem Komitat Szabolcs, Erzdiözese Erlau, in Oberungarn angehörte. Nach dem Tränenwunder vom 4. 2. bis 8. 12. 1696 und den bald einsetzenden Bekehrungen und Heilungen kam das Bild 1697 auf Wunsch Leopold I. nach Wien, wo es seit dem 1. 12. 1697 im Stephansdom ausgestellt ist. Das vor allem wegen seiner Hilfe bei Feindesgefahr verehrte Bild wurde nach dem ihm zugeschriebenen Sieg bei Zenta (11. 9. 1697) zum Stadt- und Staatsheiligtum. Seit etwa 1700 scheint sich jedoch die Verehrung von Maria Pötsch durch die Hilfe bei Pestgefahr zu motivieren.²⁵⁾ Kopien des

¹⁷⁾ Ebd., S. 100 f.

¹⁸⁾ Ebd., S. 98.

¹⁹⁾ MCXXXIX Nr. 79.

²⁰⁾ MCLIII Nr. 10.

²¹⁾ MCXXXIX Nr. 79.

²²⁾ MCVIII Nr. 95.

²³⁾ MCXXII Nr. 39.

²⁴⁾ MCXVIII Nr. 143.

²⁵⁾ Hans Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Bd. 8.) Wien 1956, S. 84 f.

Gnadenbildes von Maria Pötsch sind in vier Klagenfurter Inventaren des 18. Jahrhunderts genannt. Die früheste Erwähnung erfolgte 1707 im Nachlaßinventar des landschaftlichen „Khunststäbler(s)“ und Drechslermeisters Johann Georg Stainacher als ein „Unser-Lieben frauen Pötsch Pilt“ im Wert von 30 x.²⁶⁾ 1731 scheint ein „Muetter gottes Bildt Maria pötsch genannt“ im Inventar des bürgerlichen Weißgerbers Johann Seidl mit einem Schätzwert von 36 x auf.²⁷⁾ Ein „Maria Petsch= bildt mit einer Schwarzen ord: Rahm“ befand sich 1747 im Nachlaß der Kaiserlichen Filialeinnehmerin Maria Agnes Schulz, geschätzt auf 24 x.²⁸⁾ Schließlich wird noch 1783 ein Bild der „Maria von Petsch“ im Wert von 3 x im Inventar der Anna Regina Weber, geb. Socher erwähnt.²⁹⁾ Gemälde, die Kopien nach der stehenden, bekleideten Gnadenstatue von Mariazell darstellen, werden in fünf Klagenfurter Inventaren des 18. Jahrhunderts erwähnt: Ein auf 30 x geschätztes „Maria Zeller Bild“ befand sich 1711 im Nachlaß der Maria Magdalena Juri.³⁰⁾ 1773 wird in dem Inventar der verwitweten Pflegerin Clara Leimisch, geb. Trabesinger ein „gestückhtes=Bildt mit Kleinen bildtl Maria Zell vorstellend“ im Wert von 1 fl 30 x genannt.³¹⁾ Ein „Kleines Maria=Zellerin in grien Rämbl“ mit einem Schätzwert von 7 x gehörte zum Nachlaß des 1779 verstorbenen bürgerlichen Riemermeisters Mathias Hribernigg.³²⁾ Schließlich wurden Mariazeller-Bilder auch 1780 in den Inventaren des bürgerlichen Schneidermeisters Wenzeslaus Strobl³³⁾ und der Theresia Krainer³⁴⁾ erwähnt.

Fünf die Gnadenstatue von Maria-Loreto darstellende Bilder und zwei „Käpsl“ werden in den Inventaren des Handelsherrn Joseph Wilhelm Waller (1699)³⁵⁾, des Weinschenken Franz Anton Struggl (1725)³⁶⁾, des Gastgebers Gregor Joseph Grössl (1758)³⁷⁾, der verwitweten Lebzelterin Elisabeth Hammer (1761)³⁸⁾, der Maria Theresia

²⁶⁾ MCXLV Nr. 180.

²⁷⁾ MCXLIV Nr. 133.

²⁸⁾ MCXLIII Nr. 100.

²⁹⁾ MCLIII Nr. 26.

³⁰⁾ MCXIV Nr. 36.

³¹⁾ MCXXII Nr. 40.

³²⁾ MCXII Nr. 94.

³³⁾ MCXLVII Nr. 247.

³⁴⁾ MCXVIII Nr. 143.

³⁵⁾ MCLII Nr. 10.

³⁶⁾ MCXLVII Nr. 250.

³⁷⁾ MCIX Nr. 103.

³⁸⁾ MCX Nr. 22.

PoBl (1770)³⁹⁾, der Maria Anna Hudelist (1772)⁴⁰⁾ und der Maria Anna Fux, geb. Schattner (1779)⁴¹⁾ genannt.

Ein Bild mit der Gnadenstatue von Maria Taferl (barockes Vesperbild) wird nur in dem 1699 erstellten Inventar des Handelsherrn Joseph Wilhelm Waller⁴²⁾ erwähnt. Wiedergaben des Gnadenbildes Maria Landshut (Maria mit dem geneigten Haupt)⁴³⁾ werden 1776 und 1780 in den Nachlaßinventaren der Kunigunde Furtner⁴⁴⁾ und der Theresia Krainer⁴⁵⁾ genannt.

Unter den Bildern, die Kärntner Gnadenbilder darstellen, sind an erster Stelle die Wiedergaben der Maria-Saaler-Muttergottes zu nennen. Sie sind 1685–1699 in sieben, 1700–1783 in neunzehn Nachlaßinventaren belegt. Darstellungen der Gnadenbilder von Maria Luggau und Maria Waitschach werden jeweils nur einmal, im zwischen 1758 und 1762 erstellten Inventar des Handelsherrn Stephan Ferdinand Pläschitz⁴⁶⁾ erwähnt. Ein 1751 im Inventar des Nicolo della Martina genanntes „gemaltes Muttergottes Bild Maria in Dorn in grienen Ramen“ stellte vermutlich das Gnadenbild Maria Dorn in Eisenkappel dar.⁴⁷⁾

Ein erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Klagenfurter Nachlaßinventaren erwähnter Marienbild-Typus ist die „Maria vom guten Rat“ (Madonna del Buon Consiglio). Nachbildungen dieses Gnadenbildes von Genazzano⁴⁸⁾ werden in acht Inventaren der Zeit von 1771–1783 genannt.

Wie beliebt Marienhilf-Darstellungen in den Klagenfurter Bürgerhäusern des 18. Jahrhunderts waren, zeigt die Tatsache, daß zwischen 1689 und 1699 in neun und zwischen 1700 und 1783 in drei-

³⁹⁾ MCXXXIII Nr. 138.

⁴⁰⁾ MCXII Nr. 96.

⁴¹⁾ MCVI Nr. 69.

⁴²⁾ MCLII Nr. 10.

⁴³⁾ Das Gnadenbild der Landshuter Ursulinen gelangte 1690 als provinzielle Kopie des Gnadenbildes der Wiener Karmeliter nach Landshut, wo es zuerst privat im Kloster verehrt wurde, 1695 in die Kirche und wurde 1699 zur allgemeinen Verehrung auf dem Hochaltar ausgesetzt. (Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens, S. 104.)

⁴⁴⁾ MCVI Nr. 68.

⁴⁵⁾ MCXVIII Nr. 143.

⁴⁶⁾ MCXXXII Nr. 99.

⁴⁷⁾ MCXXIV Nr. 40.

⁴⁸⁾ Das Gnadenbild ist ikonographisch eine Eleousa. Nach der Legende wurde es aus dem von Türken bedrohten Skutari nach Genazzano bei Rom unter einer begleitenden Regenbogenerscheinung wunderbar übertragen. (Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens, S. 110.)

unddreißig Nachlaßinventaren Mariahilfbilder erwähnt werden. Zweimal handelte es sich dabei ausdrücklich um Wiedergaben des von Pietro de Pomis 1611 gemalten Mariahilfbildes der Grazer Minoritenkirche. Außerdem werden zwischen 1688 und 1699 fünfmal und zwischen 1711 und 1762 dreimal Nachahmungen des Passauer Gnadenbildes (einer 1622 angefertigten Kopie des von Lucas Cranach d. Ä. gemalten Innsbrucker Mariahilfbildes) genannt.

Neben den Wiedergaben marianischer Gnadenbilder und Szenen aus dem Leben Mariä darstellenden Bildern verzeichnen die Klagenfurter Hinterlassenschaftsinventare des 18. Jahrhunderts auch sehr häufig verschiedene Christusdarstellungen bzw. Szenen aus dem Leben Jesu. Hier wiederum nimmt das Leiden und Sterben Christi eine besonders breiten Raum ein. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts überwiegen Ecce-homo-Bilder und Darstellungen des Gekreuzigten, die – beginnend mit 1743 – immer mehr von Heiligen-Haupt-Bildern verdrängt werden.

Bilder der Geburt Christi und ein „grosses Käpsl die geburt=Xti“⁴⁹⁾ werden zwischen 1699 und 1780 in neun Inventaren genannt. Sie gehörten zum Nachlaß des Gastgebers Johann Rerich (1699)⁵⁰⁾, des Handelsmannes Peter Wassyl (1716)⁵¹⁾, des Malers Benedict Fromiller (1726)⁵²⁾, des Handelsmannes Johann Schluga (1747)⁵³⁾, der Bier-schenkin Dorothea Kapeller, geb. Schmied (1747)⁵⁴⁾, des Verwandten des Äußeren Rats Andree Scheller (1762)⁵⁵⁾, des Franz Xaver Kriegshör (1766)⁵⁶⁾, des Tuchmachers Michael Minichreiter (1774)⁵⁷⁾ und der Theresia Krainer (1780)⁵⁸⁾.

Zwischen 1733 und 1780 hinterließen vier Klagenfurter Bürger ihren Erben Bilder mit der Darstellung der Flucht nach Ägypten. Die Heiligen Drei Könige darstellende Bilder werden 1691 im Inventar des Tischlers Melchior Weixler⁵⁹⁾ und 1783 im Inventar der Anna Regina Weber, geb. Socher⁶⁰⁾ erwähnt. Die Darstellung des

⁴⁹⁾ MCXLI Nr. 40.

⁵⁰⁾ MCXXXVII Nr. 40.

⁵¹⁾ MCLIII Nr. 23.

⁵²⁾ MCVI Nr. 64.

⁵³⁾ MCXLI Nr. 65.

⁵⁴⁾ MCXV Nr. 21.

⁵⁵⁾ Wie Anm. 49.

⁵⁶⁾ MCXIX Nr. 164.

⁵⁷⁾ MCXXVI Nr. 81.

⁵⁸⁾ MCXVIII Nr. 143.

⁵⁹⁾ MCLIV Nr. 44.

⁶⁰⁾ MCLIII Nr. 26.

Letzten Abendmahls scheint nur einmal – im Verlassenschaftsinventar der 1743 verstorbenen Maria Theresia Preymesser – auf.⁶¹⁾

Drei Bilder der Passion Christi befanden sich 1691 im Nachlaß des Bürgermeisters Christian Krabath.⁶²⁾ Ein „heylandt in der gefangnus“ wird in dem nach dem Ableben der Oberpflegerin Maria Elisabeth Pacher 1772 erstellten Inventar⁶³⁾, ein „Käpsl“ mit einem „Christus in der gefangnus“ und ein das „haimbliche Leyden Christi“ darstellendes Bild werden 1761 im Inventar der Lebzelterin Elisabeth Hammer⁶⁴⁾ erwähnt.

Bilder der Geißelung Christi werden in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts viermal, zwischen 1700 und 1762 achtmal genannt. Ein Bild, darstellend „Christus V: der Saul fahlent“ gehörte 1690 zum Nachlaß des Gastgeben Johann Ladron.⁶⁵⁾ Weitere Darstellungen der Geißelung Christi als Wiedergaben des Gnadenbildes „Christus in der Wies“ werden in Bildform 1770 im Inventar des Johann Constantin Ferdinand v. Freydenföls⁶⁶⁾, 1764, 1776 und 1779 in gläsernen Behältern (Kapseln) erwähnt.

Ecce-homo-Darstellungen sind vor allem in den Inventaren des späten 17. Jahrhunderts und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts häufig angeführt. Zwischen 1685 und 1699 sind in zehn, zwischen 1700 und 1737 in neunzehn und von 1743 bis 1780 in sieben Inventaren Ecce-homo-Darstellungen verzeichnet.

Das dornengekrönte „Heilige Haupt“, zu dessen Charakteristika die große, klaffende Wunde auf der linken Schulter und die von einem Dorn durchstochene Zunge bzw. Unterlippe gehören, kam 1742 in die Stadtpfarrkirche zu Klagenfurt. Eine eigene Bruderschaft nahm sich der besonderen Verehrung des Bildes in den „Heiligen-Haupt-Andachten“ an.⁶⁷⁾ Noch heute sind Kopien dieses Klagenfurter Gnadenbildes über Kärnten hinaus in Kirchen und Kapellen der Steiermark, in Salzburg, Osttirol, Slowenien und Friaul verbreitet.⁶⁸⁾ Das all-

⁶¹⁾ MCXXXIV Nr. 168.

⁶²⁾ MCXVIII Nr. 140.

⁶³⁾ MCXXX Nr. 3.

⁶⁴⁾ MCX Nr. 22.

⁶⁵⁾ MCXXI Nr. 7.

⁶⁶⁾ MCVI Nr. 54.

⁶⁷⁾ Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock, S. 35.

⁶⁸⁾ Gerhard Baumann, Ikonographische Betrachtungen zum „Heiligen Haupt zu Klagenfurt“. Ein volksbarockes Andachtsbild als Erbe alter europäischer Bildtradition. – In: Unvergängliches Kärnten. Beiträge zur Heimatkunde Kärntens. (= Sa. aus: Die Kärntner Landsmannschaft. Mitteilungsblatt der Heimatverbände Kärntens. Jg. 1976, H. 10.) Klagenfurt 1976, S. 57.

gemeine Bedürfnis nach Andachtsbildern und der Wunsch, das beliebte und viel verehrte Gnadenbild wenigstens in einer Kopie zu besitzen, führte im 18. Jahrhundert auch zu einer besonderen Verbreitung dieses Bildtypus im Klagenfurter Bürgerhaus. Bereits 1743 befand sich im Nachlaß der Webermeisterin Maria Strutz ein „gemahlenes Haupt Christi Bild“ im Wert von 30 x.⁶⁹⁾ Zwischen 1743 und 1784 werden in beinahe jedem zweiten Nachlaßinventar Heiligen-Haupt-Bilder erwähnt.⁷⁰⁾

Bilder der Kreuztragung Christi werden zwischen 1710 und 1779 in folgenden Inventaren erwähnt: 1710 ein „kleines deto (Bild) die Creuzziehung“ im Wert von 15 x im Inventar des Tuchschersers Hanns Adam Klerian;⁷¹⁾ 1716 ein Bild der „Creuzzichung Christi“ zusammen mit einem Muttergottesbild im Wert von 3 fl im Inventar des Handelsmannes Georg Christoph Matschnig;⁷²⁾ 1718 ein Bild der „Creuztragung Christi“ mit einem Bild die „Schmerzhaftte Muetter“ darstellend im Wert von 30 x im Inventar des „Statt=Sindici“ Franz Mohri;⁷⁴⁾ 1720 „1 Bildt wie Christus das Creüz auf den achslen halt“ im Wert von 4 fl im Inventar des Handelsmannes Lienhardt Leibl;⁷⁵⁾ 1725 ein Bild „Christi mit dem Creüz“ im Wert von 1 fl 30 x und ein „papierenes biltl die Creüztragung Christi in ein glas“ im Wert von 9 x im Inventar des Weinschenken Franz Anton Struggl;⁷⁶⁾ 1766 ein „Kreiztragender Jesu“ im Werte von 15 x im Inventar des Franz Xaver Kriegshör;⁷⁷⁾ 1779 der „Kreiztragende=heylandt“ im Wert von 18 x im Inventar des Schmiedes Johann Spöckbacher.⁷⁸⁾

Bilder der Kreuzigung Christi, „Kruzifixbilder“ oder auch „Christus am Kreuz“ genannt, werden zwischen 1685 und 1699 in acht, zwischen 1710 und 1783 in sechsundzwanzig Inventaren erwähnt. Zwei „alte Gemähler“, die Todesangst Christi darstellend, befanden sich 1739 im Nachlaß des ehemaligen Bürgermeisters und Postmeisters Marx Anton von Schurian⁷⁹⁾, ein „illuminirtes“ Bild der „Blut

⁶⁹⁾ MCXLVII Nr. 252.

⁷⁰⁾ In 81 von 168 durchgesehenen Nachlaßinventaren dieser Zeit sind Heiligen-Haupt-Bilder verzeichnet.

⁷¹⁾ MCXVI Nr. 73.

⁷²⁾ MCXXV Nr. 46.

⁷³⁾ MCXLI Nr. 103.

⁷⁴⁾ MCXXVI Nr. 89.

⁷⁵⁾ MCXXII Nr. 39.

⁷⁶⁾ MCXLVII Nr. 250.

⁷⁷⁾ MCXIX Nr. 164.

⁷⁸⁾ MCXLV Nr. 175.

⁷⁹⁾ MCXLI Nr. 103.

Schwizung Xti“ wird 1774 im Nachlaßinventar des Grünhafnermeisters Michael Lackner⁸⁰⁾ erwähnt.

Vesperbilder sind im letzten Viertel des 17. und im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in den Klagenfurter Bürgerhäusern häufig vorhanden gewesen. Zwischen 1687 und 1699 sind in elf, zwischen 1702 und 1725 in sechs Inventaren Vesperbilder vermerkt.

Zu den im 18. Jahrhundert nur vereinzelt nachweisbaren Bildthemen gehören die Auferweckung des Lazarus, Christus und die Ehebrecherin im Tempel, das Urteil des Pilatus, das Schweiß Tuch Christi, Christus im Grab, die Auferstehung, Erscheinung vor Magdalena, der Gang nach Emmanus, Corporis-Christi-Darstellungen, Bilder der „Freundschaft Christi“ und einige nicht näher bezeichnete Jesusdarstellungen. Bilder der Krönung Christi sind viermal in Inventaren des späten 17. und des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts, Salvator-mundi-Darstellungen zwischen 1698 und 1768 achtmal angeführt. Bilder und „Kapseln“, Christus als Guten Hirten vorstellend, werden nur in den Jahren 1762–1783 insgesamt sechsmal erwähnt.

Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß um 1700 in drei Klagenfurter Inventaren Darstellungen des Christus als Apotheker belegt sind. Im Nachlaß des Schneidermeisters Joseph Geitter befand sich 1689 ein „pilt der Göttliche Appotekher“ im Wert von 30 xr.⁸¹⁾ Elf Jahre später wird vermutlich dasselbe Bild „Christus als ein gaistlicher Apotheker“ im Nachlaß der Witwe Agnes Geitter noch einmal erwähnt.⁸²⁾ Ein weiteres, auf 45 x geschätztes Bild Christus als Apotheker darstellend, befand sich unter den Mobilien, die der verschuldete Tuchscherer Hanns Adam Klerian 1710 nach seinem Auszug in seiner Wohnung zurückgelassen hatte.⁸³⁾

Die in der Barockzeit allgemein beliebten Darstellungen des Christkindes⁸⁴⁾ in Bildform und die in kleinen gläsernen Kästchen liegenden oder stehenden Christkindfiguren aus Wachs sind auch in den Klagenfurter Inventaren – besonders in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts – häufig vermerkt. Ein solches wächsernes Christkind unter Glas wird z. B. 1766 im Nachlaß des Wagnermeisters Joseph Trapp⁸⁵⁾ er-

⁸⁰⁾ MCXXI Nr. 4.

⁸¹⁾ MCVII Nr. 27.

⁸²⁾ Ebd.

⁸³⁾ MCXVI Nr. 73.

⁸⁴⁾ Ilse Koschier, Weihnachtskrippen in Kärnten. (= Kärntner Museumsschriften. Geleitet vom Direktor des Landesmuseums für Kärnten. Bd. 63.) Klagenfurt 1978, S. 84f.

⁸⁵⁾ MCXLIX Nr. 54.

wähnt: „1 von wax Pahsiertes Christ=Kindl samt schwarzen Käpsl... 45 xr“. Zu den Barockdarstellungen, die das Jesuskind in Ornat, mit Krone, Zepter und Reichsapfel oder gelegentlich mit einem Glöcklerl aufrecht stehend zeigen, gehören z. B. das im Inventar des Spitalverwalters Andre Phillipp Schöller 1776 verzeichnete „Loreto-Kindl“⁸⁶⁾ in einem Glaskästchen und die zwischen 1730 und 1776 in sechs Inventaren ausgewiesenen „Salzburger Kindl“. Verglaste Kästchen mit mehrfigurigen Krippenszenen dürften jedoch im Klagenfurter Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts selten gewesen sein. Nur in einem einzigen Inventar wird ein „Viereggichtes Krippl=Käpsl“, wie es im Nachlaß des vorhin erwähnten Spitalsverwalters heißt⁸⁷⁾, angeführt.

Glaskästchen mit Herz-Jesu-Darstellungen sind 1773 im Inventar der Pflegerin Clara-Leimisch, geb. Trabesinger⁸⁸⁾ und 1780 im Inventar der Theresia Krainer⁸⁹⁾ verzeichnet.

Bilder mit der Darstellung der Hl. Dreifaltigkeit scheinen in den Klagenfurter Inventaren sehr häufig auf. Bereits 1609 wird im Nachlaß des Grünhafners Christoph Million eine „taffel der Heyligen Dreifaltigkeit“ im Wert von 1 fl erwähnt.⁹⁰⁾ In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts werden in drei, von 1700–1782 in zweiunddreißig Inventaren Dreifaltigkeits-Darstellungen angeführt. Der Handelsmann Stephan Pläschitz besaß sogar drei verschiedene Dreifaltigkeits-Bilder, die sich um 1760 bei der Abfassung des Inventars im Wohnzimmer, im „Mittern“ Zimmer und im Kinderzimmer befanden.⁹¹⁾

Darstellungen der Heiligen Familie gehörten ebenfalls zu den besonders beliebten Bildthemen. Sie sind in zweiundzwanzig Inventaren des 18. Jahrhunderts belegt. Vereinzelt gab es auch Bilder der Heiligen Familie mit Johannes, der Anna selbdritt, der Maria mit Jesus und Johannes sowie der Maria und Anna. Bilder des hl. Joseph (zum Teil Joseph mit Jesuskind oder auch den sterbenden Joseph darstellend) verzeichnen mehrere Inventare des späten 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert sind in einunddreißig Inventaren Joseph-Darstellungen vermerkt.

Bilder der hl. Anna sind von 1720 bis 1780 in zwölf Inventaren erwähnt, Darstellungen der Heiligen Joachim und Anna werden in demselben Zeitraum zweimal genannt. Die Verehrung der hl. Anna hat vor allem durch verschiedene Anna-Reliquien, die in der Barockzeit in

⁸⁶⁾ MCXLII Nr. 84.

⁸⁷⁾ Ebd.

⁸⁸⁾ MCXXII Nr. 40.

⁸⁹⁾ MCXVIII Nr. 143.

⁹⁰⁾ MCXXVI Nr. 78.

⁹¹⁾ MCXXXII Nr. 99.

die österreichischen Kirchen gelangten, einen starken Aufschwung genommen.⁹²⁾ Besonders berühmt waren Reliquien der unversehrten Hand der Mutter Anna, die in zahlreichen Nachbildungen verbreitet wurden. 1743 erhielten z. B. die Wiener Jesuiten eine solche „Anna-hand“, die im Ruf der Wunderkraft stand, für ihre der hl. Anna geweihte Kirche.⁹³⁾ Von dieser Annahandreliquie gab es viele Andachtsbilder.⁹⁴⁾ In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind Nachbildungen der unversehrten Hand der Mutter Anna auch in zehn Klagenfurter Inventaren belegt. Es waren vermutlich meistens Nachbildungen aus Wachs in verglasten Behältern („1 ovales deto [käpsl] mit der H: Anna=Handt“⁹⁵⁾), z. T. auch in Silber gefaßt⁹⁶⁾ oder gestickt.⁹⁷⁾

Zu den besonders häufig in Klagenfurter Nachlaßinventaren erwähnten Bildern einzelner Heiliger gehören Darstellungen des hl. Antonius von Padua und des hl. Antonius des Eremiten. Die zwischen 1686 und 1696 in sechs und zwischen 1700 und 1782 in siebenundzwanzig Inventaren angeführten „Antonibilder“ sind meistens nicht näher bezeichnet, so daß es unklar ist, welcher der beiden Heiligen jeweils abgebildet war.

Bilder des hl. Johannes d. T. sind in den Klagenfurter Inventaren zwischen 1693 und 1699 dreimal, zwischen 1725 und 1782 einundzwanzigmal vermerkt. Unter den Bildern des 18. Jahrhunderts stellten drei die Enthauptung des Heiligen, jeweils eines Johannes mit Maria, Johannes mit Paulus und Johannes in der Wüste dar. Da der hl. Johannes u. a. auch Patron der Gast- und Schenkwirte sowie der Gerber ist, sind Johannes-Bilder häufig bei Vertretern dieser Berufsgruppen anzutreffen. Aus den Klagenfurter Inventaren geht hervor, daß sich Darstellungen des Heiligen z. B. 1699 im Besitz des Gastgebers Johann Rerich⁹⁸⁾, des Weinschenken Franz Anton Struggl (1725)⁹⁹⁾ und des Weißgerbers Johann Seidl (1731)¹⁰⁰⁾ befanden.

In zwanzig Nachlaßinventaren des 18. Jahrhunderts sind Maria-Magdalena-Bilder angeführt, darunter auch 1720 eine Darstellung

⁹²⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde. Bd. 2. (= Buchreihe „Österreichische Heimat“. Hrsg. von Richard Hollinek und Leopold J. Wetzl. Bd. 15.) Wien 1950, S. 43.

⁹³⁾ Ebd., S. 49.

⁹⁴⁾ Ebd., S. 46.

⁹⁵⁾ MCVI Nr. 69.

⁹⁶⁾ MCLVI Nr. 21.

⁹⁷⁾ MCL Nr. 7.

⁹⁸⁾ MCXXXVII Nr. 40.

⁹⁹⁾ MCXLVII Nr. 250.

¹⁰⁰⁾ MCXLIV Nr. 133.

der Heiligen mit „villen Persohnen“, gemeinsam mit dem Bild der hl. Martha auf 10 fl geschätzt.¹⁰¹⁾

Bilder des hl. Johann von Nepomuk sind in den Jahren 1726–1782 in vierzehn Inventaren belegt. Ein gesticktes Bild, darstellend die „zungen des H: Johannes“, befand sich 1767 im Nachlaß der Maria Susana Unterberger.¹⁰²⁾

Darstellungen des hl. Franz von Assisi werden in den Inventaren des späten 17. Jahrhunderts fünfmal, im 18. Jahrhundert dreizehnmal (u. a. auch 1720 eine Darstellung des Heiligen mit den fünf Wundmalen¹⁰³⁾ und 1780 bzw. 1782 zwei Darstellungen des sterbenden Franziskus¹⁰⁴⁾ genannt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts werden eine, im 18. Jahrhundert dreizehn Franz-Xaver-Darstellungen sowie 1780 eine „Xavery=handt“¹⁰⁵⁾ verzeichnet. Bilder des hl. Petrus werden im 18. Jahrhundert neunmal, Katharina-Bilder im späten 17. Jahrhundert zweimal, im 18. Jahrhundert siebenmal, Bilder des Erzengels Michael im späten 17. Jahrhundert dreimal, im 18. Jahrhundert sechsmal, Darstellungen der hl. Barbara und des hl. Georg gegen Ende des 17. Jahrhunderts zweimal, im 18. Jahrhundert fünfmal, Darstellungen des Schutzengels um 1700 fünfmal erwähnt.

Fünf Bilder des hl. Aloisius, darunter auch zwei Darstellungen des Heiligen mit dem hl. Franziskus bzw. dem hl. Stanislaus¹⁰⁶⁾ sowie ein „Käpsl der H: Aloisi in wachs“¹⁰⁷⁾ werden in den Klagenfurter Inventaren des 18. Jahrhunderts verzeichnet. Viermal sind Bilder der Heiligen Rosalia, Clara, Ignatius und Paulus, dreimal Bilder der Heiligen Andreas, Ägidius, Augustinus, Cäcilia, Hieronymus und Sebastian erwähnt.

Nur vereinzelt in Klagenfurter Nachlaßinventaren sind Darstellungen folgender Heiliger belegt: Agnes, Ambrosius, Dominikus, Erasmus, Florian, Franziska, Helena, Ita, Johannes Ev., Johannes von Matha, Judocus (Jodokus), Karl Borromäus (1719 gemeinsam mit Katharina von Siena¹⁰⁸⁾), Laurentius, Leonhard, Lukas¹⁰⁹⁾, Lukretia,

¹⁰¹⁾ MCXXII Nr. 39.

¹⁰²⁾ MCL Nr. 7.

¹⁰³⁾ MCXXII Nr. 39.

¹⁰⁴⁾ MCV Nr. 38; MCXXXIV Nr. 157.

¹⁰⁵⁾ MCXVIII Nr. 143.

¹⁰⁶⁾ MCL Nr. 7.

¹⁰⁷⁾ MCXXXIV Nr. 166.

¹⁰⁸⁾ MCXXVI Nr. 89.

¹⁰⁹⁾ Ein „St. Lukas Bildt auf einen Brettl gemahlen“ befand sich 1719 im Nachlaß des Malers Florian Reiner (MCXXXVII Nr. 34).

Markus, Martin, Mathias, Mathäus, Norbert, Notburga, Oswald, Pankratius, Peregrinus, Petrus, Scholastika, Sigmund, Simeon, Simon, Stephanus, Thekla, Theresia, Ursula und der Vier Evangelisten.

Die Übereinstimmung der Vornamen einzelner Erblasser mit Bildern der entsprechenden Heiligen zeigt, daß neben den Darstellungen der für die verschiedensten Anliegen und Nöte des täglichen Lebens zuständigen Schutzpatrone, verschiedentlich auch Bilder des jeweiligen Namenspatrons in den Wohnungen der Klagenfurter Bürger des späten 17. und 18. Jahrhunderts hingen.

Wiedergaben der zwölf Apostel sind in folgenden Inventaren verzeichnet: Nicolo della Martina, 1751 („10 Kleine gemallene Apostl Bilder in scharzer Ram... 1 fl.“)¹¹⁰⁾; Ferdinand Zweiffauer, Handelsmann, 1751 („5 Statuen von bilthauer arbeith die H: Apostl vorstellend... 1 fl.“)¹¹¹⁾; Peter Paul Redl, Zuckerbäcker und Kaffeesieder, 1750 („1 Bildt Christum dem herrn und seine HH Apostl vorstellend mit einer Neunen gepätzten Ram... 2 fl.“)¹¹²⁾. Die Aussendung des Hl. Geistes war das Thema eines 1783 im Besitz des Weinwirts Johann Michael Hessele nachweisbaren Bildes.¹¹³⁾

Darstellungen der Judith (mit Holofernes) sind in vier Nachlaßinventaren des 18. Jahrhunderts erwähnt. Ein Abraham und Isaak darstellendes Bild befand sich 1749 im Nachlaß des Riemermeisters Anton Stokher.¹¹⁴⁾ Weitere Bilder mit Themen aus der Biblischen Geschichte sind in folgenden Nachlaßinventaren verzeichnet: 1692 ist im Inventar des „Klempferers“ Hanns Georg Offner¹¹⁵⁾ und 1730 im Inventar des „Klempferer-Meisters“ und Verwandten des Inneren Rats Johann Klein¹¹⁶⁾ je eine Darstellung des Saul vermerkt. Fünf Darstellungen des Samson im Wert von 15 fl („5 Neue gemallene Bilder der Sambson“) gehörten 1704 zum Nachlaß des Mathias Schluga, Verwandten des Inneren Rats und Handelsherrn.¹¹⁷⁾ Bilder der keuschen Susanna werden 1721 im Inventar des Handelsherrn und Verwandten des Inneren Rats Dominicus Wutulo¹¹⁸⁾, 1746 im Inventar des Langmesserscheidmeisters Sebastian Auer¹¹⁹⁾ und 1758 im Inventar

¹¹⁰⁾ MCXXIV Nr. 40.

¹¹¹⁾ MCLVI Nr. 26.

¹¹²⁾ MCXXVII Nr. 28.

¹¹³⁾ MCXI Nr. 59.

¹¹⁴⁾ MCXLVI Nr. 226.

¹¹⁵⁾ MCXXIX Nr. 3.

¹¹⁶⁾ MCXVI Nr. 67.

¹¹⁷⁾ MCXLI Nr. 65.

¹¹⁸⁾ MCLV Nr. 96.

¹¹⁹⁾ MC Nr. 39.

des Gastgeber Gregor Joseph Grössl¹²⁰⁾ erwähnt. Den König Salomon darstellende Bilder befanden sich im Besitz des 1736 verstorbenen Malers Johann Valentin Kharcher¹²¹⁾ und des 1753 verstorbenen Pflegers Anton Florian Hallemoschnig.¹²²⁾ Ein Bild des jüngsten Gerichts und „vier stukh, die letzte ding genandt ohne ramb“ im Wert von 5 fl gehörten ebenfalls zum Nachlaß des Malers Kharcher.¹²³⁾ Weitere, nicht näher bezeichnete Darstellungen aus der Biblischen Geschichte sind „4 grose alt testamentische gemohlne history Bilder“ im Wert von 16 fl 1731 im Nachlaß des Kaiserl. Rats Johann Franz von Högen¹²⁴⁾, „4 bilter aus dem alten testament“ im Wert von 6 fl 1747 im Nachlaß des Johann Schluga¹²⁵⁾, ein „Biblisches geschicht Stuk“ im Wert von 1 fl 1756 im Nachlaß des Franz Xaver Stikelberger¹²⁶⁾ und ein „biblisches histori=bildt“ 1779 im Nachlaß des Johann Georg Lasnitzer, Verwandten des Inneren Rats.¹²⁷⁾ Besonders wertvoll waren zwei um 1699 im Inventar des Handelsherrn Joseph Wilhelm Waller erwähnte, Adam und Eva im Paradies darstellende Bilder, deren Schätzwert 30 fl betrug.¹²⁸⁾

Unter den Bildern weltlichen Inhalts im Klagenfurter Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts sind am öftesten Landschafts-Darstellungen genannt. In vielen Nachlässen werden zugleich mehrere Landschaften verzeichnet, besonders zahlreich scheinen sie aber vor allem in Häusern der Gast- und Weinwirte gewesen zu sein. Im Hause des Weinwirts Franz Anton Struggl befanden sich 1725 in der kleinen Stube, im gassenseitig gelegenen großen Zimmer und in der Stube des Erblassers insgesamt 63 „papierene-Landschaften“.¹²⁹⁾ Der Weinwirt Johann Ignatius Nagele hinterließ 1751 fünfzehn¹³⁰⁾, der Gastgeber Gregor Joseph Grössl 1758¹³¹⁾ und der Weinwirt Franz Simonetti 1759¹³²⁾ je neun verschiedene Landschaftsbilder. Nähere Angaben über die einzelnen Bilder fehlen in den Inventaren, nur im Nachlaß des 1739 verstorbenen ehem. Bürgermeister und Postmeisters Marx Anton

¹²⁰⁾ MCIX Nr. 103.

¹²¹⁾ MCXV Nr. 23.

¹²²⁾ MCX Nr. 18.

¹²³⁾ MCXV Nr. 23.

¹²⁴⁾ MCXII Nr. 8.

¹²⁵⁾ MCXLI Nr. 65.

¹²⁶⁾ MCXLVI Nr. 223.

¹²⁷⁾ MCXXI Nr. 24.

¹²⁸⁾ MCLII Nr. 10.

¹²⁹⁾ MCXLVII Nr. 250.

¹³⁰⁾ MCXXXVII Nr. 3.

¹³¹⁾ MCIX Nr. 103.

¹³²⁾ MCXLV Nr. 156.

von Schurian werden ausdrücklich vier „Venetianer-Landschaften“¹³³⁾ und 1774 im Nachlaß des Kaffeesieders Johann Baptist Canzina zwei Landschaften mit Agar und Abraham¹³⁴⁾ genannt.

Unter den Darstellungen bestimmter Persönlichkeiten sind an erster Stelle Wiedergaben verschiedener Herrscher zu nennen, die in zwanzig Inventaren des 18. Jahrhunderts aufscheinen. Seltener sind Porträts einzelner Prinzen, Päpste oder Bischöfe. Porträts der jeweiligen Erblasser, ihrer Ehefrauen, Eltern oder Kinder werden hingegen häufiger in den Verlassenschaftsinventaren genannt. So befanden sich z. B. im Nachlaß des 1706 verstorbenen Goldschmiedes Vallentin Pabuentz „3 Contrafe des H. Erblasser und seiner zwai frauen“.¹³⁵⁾ Der Rauchfangkehrer Johann Baptist Peretti hinterließ 1718 u. a. auch „Des H. Erblassers Vatter Controfait“.¹³⁶⁾

Unter den Stilleben sind vor allem Blumenstücke (in zehn Inventaren des 18. Jahrhunderts) erwähnt. Der Weinwirt Johann Ignatius Nagele hinterließ 1751 sogar zehn verschiedene „Blumen Stöchl“.¹³⁷⁾ Stilleben mit Früchten, „frichten bilder“ oder „fricht stikhl“ genannt, sind in sechs Inventaren, „3 alte hausrath stikhl“ 1736 im Inventar des Malers Johann Valentin Kharcher¹³⁸⁾ genannt. 1766 verzeichnet das Inventar der „aldasige[n] gerichtsperson“ Franz Xaver Kriegshör zwei „Pferdt=stukh=bildt“ im Wert von 2 fl.¹³⁹⁾ vier „gleiche Vögl Stickl mit vermetalisierten Rämbl von bildthauer arweith“ 1770 das Inventar des Taxators Johann Constantin Ferdinand von Freydenföls¹⁴⁰⁾ und ein „wildstückh-bildt“ 1770 das Inventar der Zuckerbäckerin und Kaffeesiederin Anna Warbara Redl.¹⁴¹⁾

Zwei Soldatenbilder mit Wiener Rahmen sind um 1760 im Nachlaß des Kaufmanns Stephan Ferdinand Pläschitz,¹⁴²⁾ acht „reiteray Pilt“ 1736 im Nachlaß des Malers Johann Valentin Kharcher,¹⁴³⁾ zwei „turnier stöckhl“ 1741 im Nachlaß des Gastgeben Joseph Klein¹⁴⁴⁾ und

¹³³⁾ MCXLIII Nr. 103.

¹³⁴⁾ MCII Nr. 15.

¹³⁵⁾ MCXXX Nr. 1.

¹³⁶⁾ MCXXX Nr. 39.

¹³⁷⁾ MCXXVIII Nr. 3.

¹³⁸⁾ MCXV Nr. 23.

¹³⁹⁾ MCXIX Nr. 164.

¹⁴⁰⁾ MCVI Nr. 54.

¹⁴¹⁾ MCXXXVII Nr. 28.

¹⁴²⁾ MCXXXII Nr. 99.

¹⁴³⁾ MCXV Nr. 23.

¹⁴⁴⁾ MCXVI Nr. 67.

drei kleine „Banduren Biltl mit schwarzen Stab=Ramen“ 1747 im Nachlaß des Kaufmanns Jacob Keünz¹⁴⁵⁾ genannt.

Vier große Bilder, der vier (!) Erdteile, deren Wert insgesamt 80 fl betrug und vier Bilder der vier Elemente im Wert von 3 fl verzeichnet 1699 das Inventar des Handelsherrn Joseph Wilhelm Waller.¹⁴⁶⁾ Je vier kleine Bilder, die vier Jahreszeiten vorstellend, befanden sich 1758 im Trinkzimmer im unteren Stock des Hauses des Gastgeber Gregor Joseph Grössl¹⁴⁷⁾ und 1768 im Besitz des Handelsmannes Johann Baptisst-Leschnig¹⁴⁸⁾ sowie ein „gemöhl der frühling“ 1737 im Besitz des Gastgeber-Lucas Tscherniggoy¹⁴⁹⁾. Zwei „Nacht-Stückhl“ sind 1769 im Nachlaß des Buchbinders Anton Wenzeslaus Götz¹⁵⁰⁾, vier Monats-Bilder, das Bild einer Spinnerin und zwei „Musiciernde gemöhl“ 1731 im Nachlaß des Kaiserl. Rats Johann Franz von Högen¹⁵¹⁾, das Bild einer weissagenden Sibylle und das einer alten Kupplerin 1716 im Nachlaß des Kürschnermeisters Mathäus Guethauser¹⁵²⁾ sowie zwei „Venetianische frauen=zimer stikhl“ 1766 im Nachlaß des Franz Xaver Kriegshör¹⁵³⁾ vermerkt. Der Maler Johann Valentin Kharcher hinterließ 1736 acht „hollendische Pauernstikhl“ im Wert von 23 fl¹⁵⁴⁾, zwei „Holländische Bauern“ und sieben „Eremiten Stuk“ hinterließ 1756 Franz Xaver Stikelberger¹⁵⁵⁾. Zwei „gemahlene Bilder „scheffer und schefferin“ darstellend sind im Inventar des 1751 verstorbenen Nicolo della Martina¹⁵⁶⁾, eine „Kapsl in glas mit einen schefer“ im Wert von 24 x 1758 im Inventar der „aldasigen gericht's Persohn“ Elisabeth Wagner¹⁵⁷⁾ angeführt. Schließlich sind unter den Bildern weltlichen Inhalts auch noch zwei kolorierte Kupferstiche, die Festung Belgrad und Lissabon darstellend und ein großes „pappierenes“ Bild von Jerusalem 1758 im Besitz des Gastgeber Gregor Joseph Grössl¹⁵⁸⁾ sowie ein „Narren Contrafee“, ein „bildt die Götter Mahlzeit

¹⁴⁵⁾ MCXV Nr. 2.

¹⁴⁶⁾ MCLII Nr. 10.

¹⁴⁷⁾ MCIX Nr. 103.

¹⁴⁸⁾ MCXXII Nr. 50.

¹⁴⁹⁾ MCXLIX Nr. 76.

¹⁵⁰⁾ MCVIII Nr. 65.

¹⁵¹⁾ MCXII Nr. 8.

¹⁵²⁾ MCIX Nr. 116.

¹⁵³⁾ MCXIX Nr. 164.

¹⁵⁴⁾ MCXV Nr. 23.

¹⁵⁵⁾ MCXLVI Nr. 223.

¹⁵⁶⁾ MCXXIV Nr. 40.

¹⁵⁷⁾ MCLII Nr. 3.

¹⁵⁸⁾ MCIX Nr. 103.

prosentierend“ und ein „Meerwunder“ 1719 im Besitz des Malers Florian Reiner¹⁵⁹⁾ zu erwähnen.

Die meisten Inventare des Stadtarchives Klagenfurt enthalten Angaben über Alter, Größe, Material, Rahmung, Wert usw. der einzelnen Bilder, jedoch keinerlei Hinweise auf ihre Hersteller. Nach der Größe werden die Bilder in kleine, „mittlere“ und große eingeteilt, außergewöhnliche Formate (lang, oval, achteckig) werden ebenso wie alte, neue, beschädigte (z. B. von Mäusen zerfressene) oder schlecht erhaltene Bilder besonders erwähnt. Tafelbilder („taffeln“ oder „täfferl“) sind vor allem im späten 17. Jahrhundert,¹⁶⁰⁾ „gema(h)l(l)ene“ Bilder oder „Gemähler“ sowohl im 17. als auch im 18. Jahrhundert wiederholt verzeichnet. Letztere dürften wohl zumeist auf Leinwand gemalte Bilder gewesen sein. Zwei „an Khupfer gemallen[e]“ Bilder, die Heiligen Antonius und Clara darstellend, werden 1707 im Inventar der Märta Sumerauer, Ehefrau eines Baders,¹⁶¹⁾ sechs ebenfalls auf Kupfer gemalte Bilder 1731 im Inventar des Johann Franz von Högen,¹⁶²⁾ ein auf ein „Brettl gemahlen[es]“ -Lukas-Bild 1719 im Inventar des Malers Ignatius Freyhe,¹⁶³⁾ ein auf Zinn gemaltes Bild der hl. Helena 1736 im Inventar des Malers Johann Valentin Kharcher¹⁶⁴⁾ und ein „Mössingenes“ Maria-Hilf-Bild 1760 im Inventar des Büchsenmeisters Vallentin Teibl¹⁶⁵⁾ erwähnt. Häufig enthalten die Inventare Angaben über „papierene“ Bilder, Pergament-Bilder und (zum Teil „illuminierter“) Kupferstiche, deren Wert zumeist nur einige Kreuzer betrug. Die im Nachlaß des Weinschenken Franz Anton Struggl genannten Kupferstiche und „papierenen“ Landschaften in „vergulten“ Rahmen hatten sogar nur einen Wert von je 6 .¹⁶⁶⁾ Die „sambentliche Riss und Kupferstich“ im Nachlaß des Malers Florian Reiner dürften zahlreich und von besonderer Qualität gewesen sein, da ihr Wert auf 6 fl geschätzt war.¹⁶⁷⁾ Neben den auf (heute würde man wohl sagen: hinter) Glas gemalten Bildern (z. B. ein „gemahlenes Contrafe auf Glas“ 1751

¹⁵⁹⁾ MCXXXVII Nr. 34.

¹⁶⁰⁾ Ein „Täferl von Allabaster S: Johannes Baptista“, zwei „gemallene schwarze Staine tafeln daran der H: Erz Engl Michael unnd H: schuz Engl“, neunzehn „illuminierter“ und zwei „glösserne“ Tafeln nennt 1699 das Inventar des Handelsheeren Joseph Wilhelm Waller (MCLII Nr. 10).

¹⁶¹⁾ MCXLVII Nr. 261.

¹⁶²⁾ MCXII Nr. 8.

¹⁶³⁾ MCVI Nr. 51.

¹⁶⁴⁾ MCXV Nr. 23.

¹⁶⁵⁾ MCXLVIII Nr. 14.

¹⁶⁶⁾ MCXLVII Nr. 250.

¹⁶⁷⁾ Nr. 34.

im Inventar des Weinwirts Johann Ignatius Nagele¹⁶⁸⁾ oder zwei „Bilder der Ritter St: georg und die H: Francisca auf glass gemahlen“ 1775 im Inventar des Goldarbeiters Johann Georg Tery¹⁶⁹⁾ gab es auch „auf Glas abgezogene“ Bilder. Im Inventar des Schneidermeisters Wenzeslaus Strobl¹⁷⁰⁾ sind zwei „auf Rottes-glas geschmölzte... [biltl]“ angeführt. Vereinzelt werden in den Inventaren auch „angelegte“, „angeworfene“, „gefleckhelte“ oder Bilder „von Flökel Arbeith“ erwähnt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheinen „gestickte“ oder „genähte“ Bilder beliebt gewesen zu sein; vor allem „Frauenbilder“, aber auch z. B. die Hand der hl. Anna oder die Zunge des hl. Johann v. Nepomuk waren in dieser Technik gearbeitet. 1774 werden im Inventar des Kaffeesieders Johann Baptist Canzina einundzwanzig „gahr kleine Biltl von-Leonischer Drattl=arweith“ genannt.¹⁷¹⁾

Als Bilder wurden auch verschiedene (gerahmte) Wachsdarstellungen und – um 1700 – sogar geschnitzte Arbeiten, wie z. B. 1699 ein Dreifaltigkeitsbild „in Holz ausgeschnitten unnd vergult“ im Nachlaß des Joseph Wilhelm Waller¹⁷²⁾ oder ein „geschnizeltes H. Hieronymus bildt“ 1719 im Nachlaß des Malers Ignatius Freyhe¹⁷³⁾ bezeichnet. 1727 werden im Inventar des Bäckers Gregor Tauger¹⁷⁴⁾ zehn „Gipsene Klain und grosse Gemahlene Pruststuckh Bilder“ vermerkt.

Bilder unter Glas sind in den Inventaren als „glasbiltl“ oder „in glas“ bezeichnet. Sehr genaue Angaben enthalten die Inventare über die Rahmung der einzelnen Bilder. Gerahmte bzw. ungerahmte Bilder werden als „eingefast“ bzw. „uneingefast“ bezeichnet. Die überwiegende Zahl aller Bilder in den Klagenfurter Bürgerhäusern des späten 17. und 18. Jahrhunderts hatte schwarze, oft „gepäzte“ (gebeizte) Rahmen. Häufig waren auch Goldrahmen, die als einfache, „vergulte Rämbl“ z. B. bei Kupferstichen üblich waren. Bei wertvolleren Bildern gab es mitunter reich verzierte Formen, „geschnittene“, „ausgeschnittene“, „geschnizelte“, „durchbrochene“, „guett vergult geschnizte“, „runde vergolte“, „halb übergulte“, „übergulte Lauben-Rahmen“, „bildthauer Rämbl“, „Stab-“ oder „Stäbl-“ und „Roll“-Rahmen. Neben schwarzen Rahmen mit goldenen Leisten oder schwarzen, an den Ecken vergoldeten Rahmen verzeichnen die Inventare auch weiße, grüne, rote, blaue, silberne, rot-goldene, blau-goldene,

¹⁶⁸⁾ MCXXVIII Nr. 3.

¹⁶⁹⁾ MCXLVIII Nr. 26.

¹⁷⁰⁾ MCXLVIII Nr. 247.

¹⁷¹⁾ MCII Nr. 15.

¹⁷²⁾ MCLII Nr. 10.

¹⁷³⁾ MCVI Nr. 51.

¹⁷⁴⁾ MCXLVIII Nr. 10.

„vermetalisierte“, gemalte und marmorierte.¹⁷⁵⁾ Die Rahmen waren meist aus Holz, zum Teil auch aus Metall (darunter gab es solche aus Blech oder Zinn). Spiegel-Rahmen sind im 18. Jahrhundert zweimal, Bilder mit „gläsernen“ Rahmen nur einmal belegt.

Neben den Bildern werden in den Inventaren des 18. Jahrhunderts immer wieder „Kapseln“, d. h. verglaste Behälter aus schwarzem – seltener vergoldetem – Holz genannt, in denen sich meist aus Wachs gefertigte Figuren befanden. Viele dieser Kästchen enthielten stehende oder liegende Jesuskindfiguren (Christkindl, Salzburger- oder Loreto-Kindl). Es gab aber auch solche mit Muttergottes- und Jesusdarstellungen (Herrgott auf der Wies, Herz Jesu, Jesus als guter Hirte), mit Heiligen (Johannes, Notburga), mehrfigurigen Krippen- und auch mit Schäferszenen. Im Nachlaß des 1779 verstorbenen Steinbierbrauers Joseph Michor befanden sich u. a. auch drei „Käpsl“ mit „Kayser, Kayserin und Prinz Joseph“.¹⁷⁶⁾

Aus den genauen Angaben der Inventare über die Ausstattung der einzelnen Räume der Wohnungen oder Häuser der Klagenfurter Bürger des 18. Jahrhunderts geht hervor, daß nicht nur die Stube bzw. das Wohnzimmer, sondern auch die übrigen Wohnräume mit Bildern ausgestattet waren. Sie dienten nicht nur der Wandgestaltung und Ausschmückung der einzelnen Räume, sondern wurden in das Familienleben miteinbezogen, gehörten vielfach zur Ausstattung der Hausaltäre und standen so zu bestimmten Brauchtümlichen Terminen des religiösen Lebens im Mittelpunkt der häuslichen Andacht.

¹⁷⁵⁾ Gelbe und braune Rahmen werden nur in je einem Inventar genannt.

¹⁷⁶⁾ MCXXVI Nr. 70.

Zwei Beschreibungen älterer Knappenhäuser im Gebiet von Hüttenberg in Kärnten

Von Günther Biermann

Von den einst zahlreichen Kärntner Bergbauen haben zwei eine ganz besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß sie von frühgeschichtlicher Zeit an bis in die Gegenwart fast ununterbrochen in Betrieb standen: Bleiberg bei Villach und der leider im Sommer 1978 geschlossene Eisenerzbergbau von Hüttenberg. Hier im oberen Görttschitztal und seinen Seitengräben, dem Lölling- und dem Mosinzgraben, ist die Hauslandschaft auch heute noch von der Siedlungstätigkeit der Knappen und der ehemaligen Gewerken geprägt.

Die großen Wandlungen in der Sozial- und Wirtschaftsstruktur erschweren es, uns ein Bild der Siedlungszustände vor Beginn des großen Umschichtungsprozesses um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu machen¹⁾. Zum Unterschied von den zahlreichen siedlungs- und hauskundlichen Feldforschungsarbeiten über Altformen von Kärntner Bauernhäusern²⁾, die schließlich eine zusammenfassende Übersicht ermöglichen, existieren über die Häuser unserer Bergarbeiter wenige publizierte Forschungsergebnisse und erst recht Arbeiten zur zusammenfassenden Übersicht, wie sie für deutsche Verhältnisse schon vorliegen³⁾.

Es wurde schon versucht, mit den Methoden der Auswertung von Katasterskizzen, früher-Lichtbildaufnahmen, der Befragung von Gewährsleuten und insbesondere der hauskundlichen Aufnahme und Aufmessung von Bergarbeiterhäusern, beschränkt auf die sog. Knappenkeuschen (eigene Siedlungstätigkeit der Bergknappen) und unter aus-

¹⁾ Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte in Hüttenberg der Zusammenschluß der einzelnen Gewerken zur Hüttenberger Eisenwerksgesellschaft.

²⁾ Dazu siehe die von Oskar Moser angeführten Arbeiten in: Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten, Klagenfurt 1974, S. 8–10.

³⁾ Zur Kenntnis des deutschen Bergmannshauses siehe vor allem Irmgard Lange, Formen und Entwicklung des Bergmannshauses von den Anfängen bis zur Gegenwart. In: Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn, A – Allgemeine Reihe, Bd. 4, S. 67–81.

drücklicher Ausklammerung der von Unternehmerseite errichteten frühen Sozialbauten ein hoffentlich brauchbares Vorstellungsbild von den Wohnverhältnissen der Bergarbeiter um Hüttenberg im vorigen Jahrhundert zu erstellen⁴⁾, doch fehlen genauere Kenntnisse über das ältere Hauswesen der Knappen in dieser Region. Altformen von Bergmannshäusern sind im Gebiet des Hüttenberger Erzbergbaues entweder kaum mehr anzutreffen, oder sie sind durch Umbauten fast bis zur Unkenntlichkeit verändert und daher wenig aussagefähig. Es scheint daher notwendig, in verstärktem Maße archivalische Quellen auch zur Ergänzung der volkskundlichen Hausforschung heranzuziehen, deren Auswertung und Interpretation wegen des Mangels an ausreichenden Feldforschungsergebnissen mit größter Vorsicht geschehen müßte⁵⁾. Sie verlangen neben anderem wohl auch eine genaue Kenntnis des gesamten ländlichen Bauens herkömmlicher Art im engeren Bereich des zu untersuchenden Gebietes.

Wenn vom historischen Bergmannshaus gesprochen wird, so muß zunächst klargestellt werden: Es sind damit nicht nur die permanenten Wohnstätten des unselbständigen Knappen, sondern auch die dazugehörigen Betriebsstätten für dessen landwirtschaftlichen Nebenerwerb gemeint. Bei den bis ins vorige Jahrhundert unzureichend entwickelten Zufuhrmöglichkeiten war auch der Bergmann auf landwirtschaftlichen Nebenerwerb dringend angewiesen, um leben zu können.

Gerade bei den Altformen (= Bauten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts) erweist sich eine Zuordnung einzelner Häuser zu den Kategorien Knappenhaus bzw. Bauernhaus oft als schwierig. Problematisch ist auch die Einbeziehung oder Ausklammerung der meist im Auftrag der Gewerken errichteten Knappen- oder Anfahrtstuben und Hutmännshäuser bei Untersuchungen des volkstümlichen und anonymen Bauens.

Von einem Bergmannshaus kann erst ab der Zeit die Rede sein, ab der die Bergleute als bedeutender eigener Stand unselbständiger Arbeiter auftreten. Dies ist im Hüttenberger Gebiet offensichtlich erst seit dem ausgehenden Mittelalter der Fall: Zu dieser Zeit erscheint es notwendig, durch Bergordnungen die gegenseitigen Rechte der Knappen, Gewerken und Bauern zu regeln⁶⁾. Für die Zeit vorher ist

⁴⁾ Günther Biermann, Knappenkeuschen im Bereich des Hüttenberger Erzberges. In: Die Kärntner-Landsmannschaft, 1978, Heft 10, S. 37–44.

⁵⁾ Hiebei sei auf die Ausführungen Mosers über die Auswertung archivalischer Quellen verwiesen. Siehe Oskar Moser, Die Hausangaben in St. Pauler Ehrungsbüchern und die Rauchstubenhäuser Unterkärntens. In: Carinthia I, 1977, S. 151–240. Zum Problem der Auswertung archivalischer Quellen insbesondere. S. 151–153.

⁶⁾ Erste Hüttenberger Bergwerksordnung des Salzburger Erzbischofs Heinrich, 1342.

anzunehmen, daß der Bergbau überwiegend in den Händen der einheimischen Bauern lag und von ihnen nebenerwerbsmäßig betrieben wurde. Bis ins 17. Jahrhundert hinein aber ist der Grubenbesitz noch so zersplittert, daß Knappen als Besitzer von Grubenanteilen aufscheinen. Daß in der Gegend um den Erzberg viele Bauern auch als Knappen arbeiteten und die Knappen häufig versuchten, ihre Kleinlandwirtschaftsbetriebe zu erweitern, wird erwiesen durch die mehrmals erneuerten Beschäftigungsverbote⁷⁾ für solche Bauern-Knappen. Für ihre Häuser wird die Meinung T r e m e l s, das Bergmannshaus habe sich aus dem bäuerlichen Rauchstubenhaus der Frühzeit entwickelt⁸⁾, sicherlich zutreffen.

Der Wandel in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der bergbautreibenden Bevölkerung konnte sowohl zu einer Rückkehr der ehemaligen Bauern-Gewerken in den Bauernstand, aber auch zu einem Übertritt in den Stand der unselbständigen Knappen führen⁹⁾. Diese Veränderungen müßten auch im Bau- und Siedlungswesen ihren Ausdruck finden und zur Entwicklung von Hausformen führen, die sich von den Bauernhausformen erkennbar unterscheiden.

Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, aus den im Besitz des Kärntner-Landesarchivs befindlichen Archivalien aus der Mappe „Knappenbesitzungen“ im Egger'schen Werksarchiv Kenntnisse über Knappenhäuser zu gewinnen bzw. zu überprüfen. Hingewiesen werden muß, daß der Aussagewert der auf solche vereinzelt Dokumente gegründeten Interpretationsversuche nicht zu hoch veranschlagt werden darf. Eine wesentlich breitere Quellengrundlage wäre wünschenswert gewesen, doch finden sich in den Werksarchiven anderer Hüttenberger Gewerken kaum relevante Angaben¹⁰⁾. Anscheinend wurde auch das Haus des Bergmanns so wie das des Bauern wegen der landschaftlichen Gleichförmigkeit der Anlagen und Bauausführung, vielleicht auch wegen des nicht allzu hoch veranschlagten Wertes, in Urkunden selten näher beschrieben.

⁷⁾ Friedrich Münichsdorfer, Geschichte des Hüttenberger Erzberges. Klagenfurt 1870, S. 101.

⁸⁾ Franz T r e m e l, Bergbau und Kultur in Kärnten (= Leobner Grüne Hefte, H. 92) S. 45 und 46.

⁹⁾ Dazu siehe insbes. Josef Zierer, Der Hüttenberger Reiftanz. Klagenfurt 1949. Zierer führt die besonderen Freiheiten der Hüttenberger Knappen auf Auswirkungen ihrer ehemaligen Stellung als Grubenbesitzer bzw. als Mitbesitzer zurück. Als Beispiel einer – wenn auch nur zeitweiligen – Rückkehr in den Bauernstand nennt Hermann Wiesner die Angaben über die Gewerken Rauscher im Inspektionsbericht des Freih. v. Kofler. Siehe Hermann Wiesner, Geschichte des Bergbaues in Kärnten, Bd. II.

¹⁰⁾ Untersucht werden konnten in diesem Zusammenhang die im Kärntner Landesarchiv befindlichen Werksarchive der Gewerken Egger, Christallnig und Rauscher.

Bei den untersuchten Archivalien handelt es sich um Besitzbeschreibungen, Ehrungsbriefe, Kaufverträge und Güterinspektionsprotokolle, die sich auf zwei deutlich voneinander unterschiedene Gruppen von Besitzungen beziehen:

1. Als Huben und Schwaigen bezeichnete Anwesen mit größerer Grundausrüstung, deren ehemalige Eigentümer vermutlich auch Grubenanteile besessen hatten. Nun wurden diese Besitzungen von den Hauptgewerken¹¹⁾ aufgekauft.

2. Keuschen mit sehr geringer Grundausrüstung, meist auf Gewerbegrund von Knappen errichtet.

Unter den erstgenannten geben die 1731 verfaßten Besitzbeschreibungen der Luby-Hube in Gossen, KG Knappenberg, und in geringerem Maße die der Schnelgo-Schwaige, KG-Lölling, wegen der enthaltenen Angaben über Art, Anzahl und Bauweise der Gebäude unseres Erachtens brauchbare Vergleichsmöglichkeiten mit Bauernhäusern bzw. Keuschen im oberen Görschitztal bzw. im benachbarten Raum um Friesach. Die Lageangaben wurden bei den zitierten Texten weggelassen, ebenso die Beschreibung der Grundstücke.

Über die Lubyhube heißt es:

„Luby Hueben hat ain wollerpauthe Behausung, darin ain gemaurte Rauch-stuben, ain Khemathen und drey Kheller, dann ain hilzene Khachlstuben, zwo Khämer darundter ain Schaff- und Schweinstall, item ain Stadl ist Stall hoch gemauert, oben an ain Thenn und zwen Traydt und Hey pöden, mer ain gemaurte stallung auf vier Rinder und oben an ain Heypoden, weiter ain Padstuben, ain Khuchl: und ain Khrauth garten, ... wider ain aigne Haußmühl an Erbstollen waßer,

Nach Anzahl der Gebäude (und ebenso nach der Ausstattung mit Grundstücken und Waldanteilen) erweist sich die Hube als schon etwas größerer bäuerlicher Betrieb. Die Raumausrüstung des Wohnhauses mit Rauchstube, Vorratskammer (= Khemathen) und drei Kellern, Kachelstube, zwei Kammern und darunter Schaf- und Schweinstall entspricht ganz dem gewohnten Bild des durch einen talseitig angebauten Trakt erweiterten Unterkärntner Rauchstubenhauses im 18. Jahrhundert¹²⁾.

¹¹⁾ Damit bezeichnen Friedrich Münichsdorfer und Hermann Wiesner die sich im 17. und 18. Jahrhundert immer mehr gegen die Bauern-Gewerken durchsetzenden, meist durch Eisenhandel reichgewordenen und geadelten Gewerkefamilien.

¹²⁾ Siehe dazu die Skizzen über die Erweiterung des Rauchstubenhauses im 17. und 18. Jahrhundert bei Oskar Moser, Kärnten Bauernhäuser: Leistung – Geschichte – Landschaften. In: Die Kärntner Landsmannschaft, Jahrgg. 1967, Heft 8, S. 4.

Völlig abweichend vom gewohnten Bild der meist fundamentlos aufgeezimmerten Rauchstube auch bei sonst ganz versteinten Häusern¹³⁾ ist hier jedoch auch dieser ursprüngliche Teil des Hauses gemauert!

Unter „Khemathen“ ist ein gemauerter, feuerstättenloser Raum, in der Regel als Vorratskammer¹⁴⁾ oder Zeugkammer¹⁵⁾ verwendet, zu verstehen. Bei den drei Kellern handelt es sich wohl nicht um Unterkellerungen des Rauchstubentraktes, sondern um etwas tiefer gelegene Vorratsräume zu ebener Erde neben der Rauchstube¹⁶⁾.

Eine Laube wird nicht extra genannt, doch fällt im Kontext auf, daß die genannte Kachelstube und die Kammern textlich von den vorher genannten Räumen abgesetzt aufgezählt werden und ihre Unterkellierung angegeben wird. Beides läßt die Deutung zu, daß die Kachelstube über dem Kleinviehstall als später (und dennoch in Holzbauweise!) errichteter Bau talseitig der Rauchstube gegenüberlag und von ihr notwendigerweise durch eine Laube getrennt wurde. Vielleicht war die Laube offen und unverplankt und ist aus diesem Grunde nicht als Raum mitgezählt worden¹⁷⁾. Mit der Bezeichnung „Khämer“ sind kalte Schlafräume bezeichnet, die oft auch durch spätere Teilung der Kachelstuben entstanden¹⁸⁾. Diesen Überlegungen zufolge hätte das Haus also demjenigen Typ des erweiterten Rauchstubenhauses entsprochen, bei dem eine deutliche Tendenz zu einer Regelmäßigkeit (hakenförmige Anlage) zu erkennen ist. Wenn auch die Angaben einer einzelnen Beschreibung nicht verallgemeinert werden können, so wäre doch der Hinweis auf den Massivbau der Rauchstube weiter zu verfolgen. Tatsache ist, daß wir ursprüngliche gemauerte Rauchstuben in dieser Region bei Bauernhäusern nicht kennen. Gerade dieser älteste und ursprüngliche Raum des Hauses hat sich in bisher allen untersuchten Fällen als Blockbau erwiesen.

¹³⁾ Dazu siehe Oskar Moser, wie Anm. 5, Abb. 16 sowie Günther Biermann, Das Bauernhaus im Görtscitztal, Graz 1975, phil. Diss., maschin-schr., Tafel 5–9.

¹⁴⁾ Nach Mathias Lexer, Kärntisches Wörterbuch, Leipzig 1862 sowie Joh. R. Bünker, Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 32, 1902, S. 45 und 75.

¹⁵⁾ Nach Mitteilungen von Görtscitztaler Gewährsleuten („kälte Kematn“).

¹⁶⁾ Etwa nach Art der bei G. Biermann, wie Anm. 32 auf Tafel 5 dargestellten Lobnighube, KG Rieggen.

¹⁷⁾ Wie die Angaben in den St. Pauler Ehrungsbüchern beweisen, scheint eine solche Unterlassung jedoch nicht üblich gewesen zu sein. Siehe Oskar Moser, wie Anm. 5.

¹⁸⁾ Ein Beispiel dafür gibt der bei G. Biermann, wie Anm. 13, auf Tafel 1 dargestellte Hof vlg. Lorber, KG Hinterberg.

Weniger Vergleichsmöglichkeiten mit Bauernhäusern bietet die Beschreibung der kleinen Schnelggo-Schwaig:

„Schnelggo Schwaig In der Lölling, Guettäringer Pfarr und Landtgericht Althoffen Ligen dt. Hat ain gemaurtes Heyßl, ain Stibl, ain Khämerl und ain Läbl, dan ain Schwaig: Od Prentler Hütten, nestg darbey zway Krauth und ain Kuchl gärtl ...“

Von den zwei Gebäuden ist also das Wohnhaus gemauert. Stube, Kammer und Laube werden gesondert aufgezählt, alle im Diminutiv. Da hier die Stube nicht näher bezeichnet ist, andererseits sowohl Rauchstube als auch Kachelstube in der etwa gleichzeitig verfaßten Beschreibung der Lubyhube aber ausdrücklich als solche bezeichnet werden, ist es wenigstens denkbar, daß es sich beim „Stibl“ und „Läbl“ um einen kleinen rauchfreien Raum mit einem von der (Küchen-)Laube aus heizbaren kachellosen Hinterladerofen gehandelt haben mag. Auch die Lage der Kammer ist zunächst ungewiß.

Wohnbauten, die dieser Beschreibung einigermaßen entsprechen, wurden anlässlich der Aufmessung einer Anfahrtstube der aufgelassenen Silber- und Eisenerzgruben in der sog. Kulmitzen bei Friesach gefunden, auf die ich von meinem Lehrer Oskar Moser hingewiesen worden war. Es sind dies zwei im Jahre 1976 noch bewohnt gewesene Keuschen ohne Wirtschaftsbauten (eine dritte war durch Um- und Zubau bereits bis zur Unkenntlichkeit des ursprünglichen Zustandes verändert), die nach Angabe der Bewohnerinnen vor der Jahrhundertwende an Stelle von früheren Knappenhütten „ganz gleich wie vorher“ errichtet worden waren¹⁹⁾.

In beiden erwähnten Keuschen liegen die Räume hintereinander: Eine durch Bretter geschlossene Laube, durch den offenen Herd mit dahinterliegender Heizöffnung für einen Ofen ohne Kacheln zur Flurküche umfunktioniert, dahinter eine durch die Abteilung einer Kammer recht kleine Stube in Blockbauweise.

Denkbar wäre auch, daß die Schnelggo-Schwaige ein recht frühes Beispiel desjenigen Flurküchenhaustyps gewesen sein, der im oberen Görschitztal mehrfach festgestellt wurde²⁰⁾. Die Umwandlung der Lauben in völlig geschlossene Flurküchen müßte schon früh und allgemein erfolgt sein, da bei Untersuchungen von Knappenkeuschen und bei Befragungen von allen Gewährsleuten nachdrücklich betont wurde, Lauben hätte es bei Knappenkeuschen („wegen des großen Raumbedarfs der kinderreichen Knappenfamilien“) nicht gegeben. Unter den wenigen noch vorhandenen Knappenkeuschen im Erzberg-

¹⁹⁾ Günther Biermann, Die Knappenstube in der Kulmitzen. In: Die Kärntner Landsmannschaft, 1977, Heft 1, S. 4–5.

²⁰⁾ Wie Anm. 13, 120–124 und Tafel 18.

bereich wäre das altertümlichste Haus, das derzeit unbewohnte Gebäude neben vlg. Knechte²¹⁾, zum Vergleich am ehesten heranzuziehen.

Von diesen als Hube oder Schwaige bezeichneten Besitzungen unterscheidet sich die überwiegende Mehrzahl der Knappenbehausungen schon durch die verwendete Bezeichnung „Wohnung“ oder „Keusche“. Solche Keuschen entstanden nur auf für die Landwirtschaft fast unbrauchbarem Grund, auf Halden oder Rainen und werden auch stets als zu einer der in Gewerkenbesitz befindlichen großen Huben zugehörig bezeichnet (vgl. Gerlhube, vlg. Preisenhof, vlg. Stoffenhube).

In den Verleihurkunden und Kaufverträgen wird über Größe, Anzahl und Art der Räume und auch über die Bauweise nichts angegeben. Es könnte angenommen werden, daß die Massivbauweise vorherrschte, da in den Bestandbriefen immer betont wird, daß keine Holzrechte gegeben wurden:

„... außer dem nothwendigen Zaunholz, welches in Erfoderungsfall oder der Herrschaftliche Hutmann in Hüttenberg oder der Mayer an der Stopphen Huebe in Herrschafts Waldungen auszuzeigen hat, wird ihm kein Holz weder zu Unterhaltung des Gebäues, noch anderen Hausgebrauch gestattet . . .“

Andrerseits ergab eine Auszählung der um die Jahrhundertwende bestehenden Knappenkeuschen kein Vorherrschen des reinen Massivbaues²²⁾.

Die Bezeichnung „zimmern“ wird im Zusammenhang mit Neubauten von Knappenkeuschen nie gebraucht. Statt dessen heißt es z. B.:

„... am Platze der aufgelassenen Halden auf eigene Kosten eine neue Wohnung herzustellen, den dazu verliehenen, dermal ganz unbenutzten Grund unter den Rain der Stopphen Hueben Felder urbar zu machen und ernerfort in gutten Stand zu erhalten.“

Der Bestandnehmer darf in der Regel gegen 20%ige An- und Abfahrt verkaufen sowie mit Einverständnis der Herrschaft gegen 10%ige Taxen auch vererben. Strengstens wird der Austrieb von Ziegen und Schafen auf Hutweiden und Waldungen verboten. Als zugehöriger Grundbesitz wird in den meisten Fällen nur ein „Krauth- und Kuchl-Gärtl“ genannt. Dazu kam noch das in den Knappenfreiheiten enthaltene Recht, im sogen. Bergzirkel Ziegen und Schafe zu weiden²³⁾, das allerdings gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits stark eingeschränkt war. Wir erfahren jedoch immer wieder von Versuchen der Knappen, zu mehr Grund zu kommen.

²¹⁾ Günther Biermann, wie Anm. 4, Skizze des Hauses Nr. 17.

²²⁾ Wie Anm. 4, S. 37.

²³⁾ Zuletzt von Ma. Theresia 1742 bestätigte Privilegien der Hüttenberger Knappen.

Auch die Inspektionsprotokolle aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts sagen wenig über das Aussehen der Knappenkeuschen aus, sondern beschränken sich zumeist auf Angaben über Besitzrechte: Die Mehrzahl der Inhaber gibt an, die Gebäude als Besitz, den Grund jedoch nur pachtweise innezuhaben und dafür Zins zu bezahlen. Die Besitzer mehrerer ehemals zur Probstei Wieting gehörigen Keuschen geben aber abweichend von den übrigen an, ihre Grundstücke „von altersher“ in „Erbpacht“ zu haben und keinen Pachtschilling zu bezahlen. Ob darin ein Rest einer besitzrechtlichen Sonderstellung der zur Herrschaft Wieting gehörigen Knappen zu erblicken sei, etwa als Parallellfall zur Sonderstellung der Wietinger Bauern und ihrem im 18. Jahrhundert allerdings längst beseitigten Wietinger Kaufrecht²⁴⁾, kann hier nicht erörtert werden. Keiner der Knappen hat übrigens zu dieser Zeit auch nur den geringsten Versuch gemacht, dieses Recht zu bewahren.

Somit erweisen sich nur die beiden zuerst genannten Beschreibungen als vielleicht brauchbare Ergänzungen zu Ergebnissen der Feldforschung über ältere Formen von Knappenhäusern. Die Ausweitung der Untersuchungen auf möglichst viele noch vorhandene oder beschriebene Häuser eines größeren Gebietes wäre nötig, um entsprechend viele hauskundliche Materialien zusammenzutragen, damit Fragen nach Formen und Herkunft unserer Knappenhäuser beantwortet werden könnten. Besonders wünschenswert sind hauskundliche Materialien über ältere Sonderformen und Kleinformen des anonymen Bauens für die Kenntnis des Siedelns und Wohnens von Werksarchiven neben den anfallenden wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Angaben auch für die volkskundliche Hausforschung relevante Fakten ergeben wird. In diesem Zusammenhang sei abschließend die Bitte Gerambs an die Historiker, „bei ihren reichen archivalischen Studien die hauskundlichen Abschnitzeln, die ihnen so oft unterkommen mögen, nicht unter den Tisch fallen zu lassen“, wiederholt²⁵⁾.

²⁴⁾ Walther Fresacher, Der Bauer in Kärnten, I, Die persönliche Stellung des Bauers in Kärnten (= Archiv f. vaterl. Gesch. u. Topographie, Bd. 31), Klagenfurt 1950.

²⁵⁾ Viktor Geramb, Das Bauernhaus in Steiermark (Zs. d. Histor. Vereins für Steiermark, 9, Graz 1911). Zitiert bei Oskar Moser, wie Anm. 5, S. 152.

Ein Hausaltar mit der Ursprungslegende vom Luschariberg

(Mit 2 Abbildungen)

Von Karl Eisner

Zu den jüngsten Erwerbungen der Volkskundlichen Abteilung am Landesmuseum für Kärnten zählt ein Hausaltar (Inv.-Nr. V 10.389, Abb. 1), der in seiner Art einen seltenen Einrichtungsgegenstand eines Tarviser Bürgerhauses und somit Alt-Kärntens repräsentiert. Er wurde im Altwarenhandel in Klagenfurt erworben; durch das Entgegenkommen der letzten Eigentümer, denen auch hier gedankt sei, konnte sein Ursprung teilweise sowie sein Verbleib während der letzten Jahrzehnte ermittelt werden.

Aufbau und Rahmen weisen spätbarocke Formen auf, die zwar schon stark verblichenen und vielfach abgeblättern Farben erinnern in ihrer marmorierten Auftragung an die beiden Seitenaltäre in der Wallfahrtskirche auf dem Luschariberg¹⁾. Davon unterscheidet sich nicht nur in stilistischer Hinsicht die zentrale Bildaussage mit den geschnitzten Figuren, sondern auch deren Erhaltungszustand in kräftigen Farbtönen. Dieser Sachverhalt wird durch die Mitteilung des vorletzten Besitzers, Herrn Hans Wedam aus Klagenfurt, verständlicher, da sein Vater den Rahmen, jedoch ohne Bildinhalt, an sich nahm, nachdem im Jahre 1903 ein arges Unwetter ganz Oberkärnten, so auch das Seiseratal mit der Ortschaft Wolfsbach (heute Valbruna) verwüstet hatte²⁾. An der Straße von Wolfsbach nach Uggowitz (heute Ugovizza) stand in unmittelbarer Nähe des einstigen Forsthauses ein kleiner Sakralbau, der ebenfalls von den Fluten zerstört worden war, jedoch nach Aussage von Herrn Wedam nicht mehr aufgebaut wurde. Darin befand sich ursprünglich unser Altar, wenngleich sich an das damalige Bildmotiv keine Erinnerung unserer Gewährspersonen knüpft. Nach Sichtung der öster-

¹⁾ Lambert Ferčnik, Buch der Denkwürdigkeiten und Gebräuche vom Luschariberg. (Fotokopierte Handschrift im Kärntner-Landesarchiv, aHS Nr. 2436, fol. 147.)

²⁾ Nach Mitteilung des 80jährigen Franz Preschern in Uggowitz bzw. Weißenfels (heute Fusine del-Lago) wütete es am 13./14. September; entsprechende Berichte finden sich in der damaligen Tagespresse wie bspw. in der Klagenfurter Zeitung vom 17. September 1903, S. 2059: „Auch in Saifnitz, Wolfsbach, Tarvis, Goggau ist der Schaden groß.“

reichischen Landesaufnahmen³⁾ während der Monarchiezeit muß es sich um jenen Bildstock – Herr Wedam sprach zwar von einer kleinen Kapelle – gehandelt haben, der als solcher auf dem Blatt der Vermessung vom Jahre 1901 nördlich von Wolfsbach bei Kote 786 eingezeichnet ist⁴⁾, während die etwas südlicher davon bei Kote 793 liegende Kapelle nach wie vor existent ist; beide Bauwerke scheinen auch schon in der Franzisko-Josephinischen Aufnahme aus dem Jahre 1877 auf⁵⁾.

Die Mutter von Hans Wedam – Frau Katharina Wedam⁶⁾ – ließ den jetzigen Altarinhalt von einem Drechsler in Malborghet (heute Malborghetto) anfertigen. Dieser Handwerksmeister zählte zu jenem Schnitzerkreis von lokaler Bedeutung, der sich im oberen Kanaltal im Zusammenhang mit dem Devotionalienhandel auf dem Luschariberg auf diesen Bereich der Volkskunst spezialisierte. Wie im folgenden noch aufzuzeigen ist, handelt es sich dabei primär um Vertreter des holzverarbeitenden Gewerbes, wie überhaupt die Schöpfungen der Kärntner Volkskunst durch das deutliche Vorherrschen des Werkstoffes Holz charakterisiert sind⁷⁾. Es bedarf zwar noch intensiverer Nachforschungen, um sämtliche Personen dieses Schnitzerkreises und vor allem deren Erzeugnisse zu erfassen, durch die Aussagen von Herrn Franz Preschern, einem gebürtigen Uggowitzer, sind zwei Drechsler namens Zankl und del Fabbro für Malborghet gesichert; dort arbeiteten auch die „Rader“ (= Wagner) Kandutsch und der Tiroler Goldenbrein. Letzterer hatte einen Berufskollegen in Uggowitz, nämlich Adalbert Schnabl; er scheint der einzige Handwerksmeister in diesem Ort gewesen zu sein, der den Devotionalienmarkt auf dem Luschariberg belieferte. Für diesen gibt es auch einen knappen literarischen Beleg durch Gustav Jäger: „Die Gebäude unter der Kirche bestehen aus . . . einer Gruppe von Krambuden zum Verkaufe von Heiligenbildern, Rosen-

³⁾ In Betracht kamen die Dritte und die Vierte österreichische Landesaufnahme; die Indikationsskizzen des Franzisceischen Katasters sämtlicher Gemeinden des Kanaltales sind im Kärntner-Landesarchiv nicht mehr vorhanden.

⁴⁾ Vierte österreichische-Landesaufnahme 1:25.000, Blatt 5451/1.

⁵⁾ Herrn TOI Kirschner vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien sei auch hier für die umgehende Übersendung der entsprechenden Kopien gedankt.

⁶⁾ Sie ist mit jener Katharina Wedam nicht ident, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine der „Kochhütten“ am nördlichen Eingang des Grabenweges betrieb; vgl. dazu Oskar Moser, Die Schlittenabfahrt vom Luschariberg. Sachkundliche Beiträge zu einem ungewöhnlichen Wallfahrerbrauch (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. XXXI, H. 3, S. 195 f.) (nach Ferčnik).

⁷⁾ Oskar Moser, Volkskunst in Kärnten, in: Kärnten, lebendiges Volkstum. FS hg. vom Österreichischen Rundfunk anlässlich der Arbeitstagung „Lebendiges Volkstum und Rundfunk“ in Klagenfurt, Pfingsten 1954, S. 39.

kränzen, Wachsfiguren zu Opfern und Andenken.“⁸⁾ In dieser bloß dürftigen Palette von Weihegaben und Erinnerungsgegenständen klingt nur schwach jener schwunghafte Handel an, der mit einer derart frequentierten Wallfahrtsstätte vor dem Ersten Weltkrieg verbunden war⁹⁾. Zu den beliebtesten Andenken individueller Produktion gehörten jedoch nach Angaben mehrerer Gewährspersonen neben den schon literarisch bezeugten Rosenkränzen vornehmlich Kruzifixe, die von dem auf dem Sudetenland zugewanderten „Herrgottsschnitzler“ Martin Oswald gefertigt wurden. Dieser scheint zu jenen Außenseitern gezählt zu haben, wie sie von Leopold Schmidt treffend charakterisiert wurden¹⁰⁾, da er sich zu seinem geregelten Erwerbszwecke bloß während der Sommermonate auf der Guckeralm¹¹⁾ ober Malborghet als Almhalter verdingte. Aus diesen Erinnerungen alter Bewohner des Kanaltales läßt sich immerhin eine schwache Silhouette aus dem Milieu der Erzeuger und deren Produkte in Zusammenhang mit der Luscharibergwallfahrt erkennen, daneben trat dieser Schnitzerkreis aber auch zur Versorgung der Bedürfnisse der ansässigen Bevölkerung in Erscheinung, wie es sich an Hand unseres Hausaltars und seiner partiell eruierten Entstehungsgeschichte zeigt.

Das Bildmotiv – hinter altem Glas – stellt eine Szene aus der Legende von der Auffindung des Kultgegenstandes dar. Den Untergrund bildet eine Tafel aus Fichtenholz (30:34,5 cm), die im oberen Drittel den gemalten Hintergrund mit der Berglandschaft und dem Horizont sowie in der linken Ecke das applizierte Medaillon mit der bekleideten und bekrönten Madonna aufweist. Das Mittelfeld ist durch eine weitere Tafel hervorgehoben, die auf die untere aufgeklebt ist und in die die untere Wölbung des Medaillons eingreift, so daß die vier ebenfalls applizierten Schafe in unmittelbarer Nähe der Muttergottes postiert werden konnten und die aus der Legende adorierende Haltung einnehmen. Die Gesamtkonzeption läßt zahlreiche Parallelen mit Darstellungen auf Andachtsbildern erkennen¹²⁾, so auch das Vorhandensein zweier Hirten mit ihren Schafstöcken und den für ihren Aufgabenbereich unabdingbar notwendigen Hund in ihrer Mitte. Der rechte Schäfer (Abb. 2) ist darüber hinaus mit Hirtentasche versehen und

⁸⁾ Gustav Jäger, Touristenführer im Kanaltal, Wien 1873, S. 18.

⁹⁾ Über den Zustrom berichtet ausführlich L. Ferčnik, a. a. O.

¹⁰⁾ Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich, Wien-Hannover 1966, S. 186.

¹¹⁾ Die Schreibweise Cuccoalm und ein dabei eingezeichnetes Gebäude finden sich auf der Freytag-Berndt-Wanderkarte, Blatt 22 (nordwestlich von Malborghet).

¹²⁾ Vgl. dazu Leopold Schmidt, Hirtenmotive in Wallfahrtsgründungslegenden, in: FS für Nikolaus Grass, hgg. von Louis Carlen und Fritz Steinegger, Innsbruck-München 1974, S. 199–218.

richtet seine erhobene Rechte zum Gnadenbild. Auch dieses Detail sowie die Ausführung der beiden Figuren, die mit Kniebundhose und den markanten Rundhüten, die jedoch zur Entstehungszeit der Kleinplastik nicht mehr getragen wurden, bekleidet sind, verraten die Vorlage eines älteren Andachtsbildtyps.

Der Vordergrund ist durch zwei weitere erhöhte Schichten gestaltet. Zunächst ist es der einheitlich braun gefärbte Unterteil aus Eschenholz, der bis zu den beiden Figuren reicht, und ferner in der Mitte in einer Kartusche die Schrift „Ursprung Maria Lusharine“¹³⁾ trägt, die von jeweils einem Baum sowie einem Profan- und Sakralbau flankiert ist und die Ortschaft Saifnitz andeuten soll. Auch hier gibt sich wieder der Bezug zur Legende, derzufolge das durch die weisende Tiere geortete Gnadenbild in den Pfarrhof nach Saifnitz gebracht wurde und sich trotz Versperrung in einem Kasten am folgenden Tag an derselben Stelle fand, was sich ein weiteres Mal wiederholte¹⁴⁾.

Unser Hausaltar blieb bis nach dem Zweiten Weltkrieg in Tarvis, erst im Jahre 1954, als Frau Katharina Wedam zu ihrem Sohn nach Klagenfurt zog, gelangte er im Zuge der Übersiedlung in die Landeshauptstadt. Mit seinem Erwerb konnte die Existenz eines Schnitzerkreises von lokaler Bedeutung nachgewiesen und unser Wissen von Trägern (Alt-)Kärntner Volkskunst bereichert werden.

¹³⁾ Die Schreibweise „Lusharine“ ist unverständlich, da darin kein Bezug zur slow. oder ital. Bezeichnung gegeben ist. Es muß sich um einen Schreibfehler handeln, möglicherweise war eine Genetivform gemeint, wie sie sich in älteren handschriftlichen Aufzeichnungen öfters findet.

¹⁴⁾ Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 4 Kärnten und Steiermark, Wien 1956, S. 51.

Notizen zur Geschichte des Hofes „Nahold“ am Altenberg bei Frohnleiten

Von Adolf und Dieter Weiss

Der Altenberg, ein Einzelhofgebiet im mittleren Murtal im Gerichtsbezirk Frohnleiten, nördlich von Graz gelegen, ist Teil der Gemeinde Rothleiten, Katastralgemeinde Gams.

Dieses Gebiet gehörte verwaltungsmäßig zum Amt Gams des ältesten steirischen Stiftes, des adeligen Nonnenstiftes Göß bei Leoben, bis es im Jahre 1782 zur Aufhebung kam¹⁾.

Die Entstehungszeit des Stiftes fällt in die Jahre 994 bis 1020²⁾ und der Stiftsüberlieferung nach ist die Gams „von anfang des Stüffts bey disem gottshaus gewesen“³⁾. Denn das Gebiet des Gamsgrabens dürfte mit der Utsch zusammen „schon zur Schenkung von 904 gehören“⁴⁾, als König Ludwig dem Sohn des Grafen Otachar (von Karantanien), Arpo, zwanzig Königshuben [1800 Joch] im Gebiet der späteren Grafschaft Leoben schenkte, wie aus der ältesten Originalurlunde des Steiermärkischen Landesarchivs, ausgestellt am 10. März 904 in Ingolstadt, hervorgeht⁵⁾.

Und Bracher führt weiter aus, daß der Gamsgraben und die Utsch wahrscheinlich eben zur ursprünglichen Stiftsdotation gehörten und beide „vermutlich . . . als natürliches Vorfeld der Murtalschenkung großzügig mitgegeben [wurden], als Arpo die Verteidigung dieses gefährdeten Grenzraumes im Jahre 904 übernahm“⁶⁾.

¹⁾ Erika Piesch, Die Aufhebung der Abtei Göß unter Kaiser Josef II. 1782. Phil. Diss., Graz 1952, S. 56.

²⁾ Herwig Ebner, Die Besitzgeschichte des Nonnenstiftes Göß in Steiermark vom Jahre 1020 bis 1460 mit besonderer Berücksichtigung des Klostergutes im Gerichtsbezirk Leoben. Phil. Diss., Graz 1949, S. 1.

^{3), 4)} Karl Bracher, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte des Stiftes Göß. In: Zeitschrift d. Hist. Ver. f. Stmk., Sonderbd. 1, Graz 1954, S. 24.

Siehe auch: H. Ebner, Der Besitz des Benediktinerinnenstiftes Göß im Jahre 1459. In: Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 8), Graz 1976, Karte II/14, III.

⁵⁾ K. Bracher, Beiträge usw., S. 9.

⁶⁾ Derselbe, S. 25.

Die Grundsteinlegung des Stiftes dürfte noch im Jahre 1000 erfolgt sein, und zwar wohl auf Wunsch des Pfalzgrafen Aribio und seiner Gemahlin Adula, und als Dotation war für Göß das aribonische Erbe von 904 bestimmt⁷⁾.

Mit E. Klebel können wir annehmen, daß die Siedeltätigkeit der Klöster in derartigen Schenkungsgebieten keine sehr lebhafte gewesen sein dürfte. Da unbesiedeltes Land für die Klöster keinerlei Ertrag abwarf, müßte bei einer jeden solchen Schenkung ein gewisser Grundstock an bereits besiedeltem Land vorhanden gewesen sein⁸⁾. Weiter können wir annehmen, daß um 1300 das große Werk der Kolonisation wahrscheinlich beendet war⁹⁾ und daher zu diesem Zeitpunkt auch die Rodungs- und Siedeltätigkeit am Altenberg abgeschlossen gewesen sein dürfte.

Das Gebiet des Altenberges erstreckt sich von der Einmündung des Rathlosgrabenbaches in den Gamsbach beim Gasthof Kainz (16) in westlicher Richtung bis zum Schenkenberg (14), wobei der Rathlosgraben die südliche Grenze bildet, während die nördliche Grenzlinie durch den Kamm des bis gegen 1200 m Höhe ansteigenden Höhenzuges gebildet wird. Der tiefstgelegene Hof, der vulgo „Rainer“ (1) liegt in einer Höhe von etwa 600 m, der höchstgelegene Hof, der vulgo „Kogler“ (4) in etwa 1150 m Höhe¹⁰⁾.

Die ursprüngliche Zahl der Hofstellen könnte siebzehn betragen haben, nämlich die Urbarnummern von 298 bis 314, wobei allerdings die Urkunden über eine Hofanlage mit einer Urbar Nr. 304 keine Auskunft geben. Gesichert sind daher schon vor 1459 sechzehn Hofstellen. Die Urbar Nr. 366, vulgo „Leiner“, die einer späteren Phase zugeordnet werden dürfte, finden wir allerdings auch bereits im Urbar von 1459–1462¹¹⁾ vereinigt mit der Hofstelle Urbar Nr. 298, vulgo „Reiner“ (1). Die Urbar Nr. 320 (13) scheint in diesem Urbar noch nicht auf, sondern erstmals im Urbar von 1615¹²⁾.

⁷⁾ K. Brachner, Beiträge usw., S. 39 ff.

⁸⁾ Ernst Klebel, Siedlungsgeschichte des Deutschen Südostens. (= Veröffentlichungen des Südostinstituts München, Nr. 14), München 1940, S. 58 f.

⁹⁾ Ferdinand T r e m e l, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs, Wien 1969, S. 114 f.

¹⁰⁾ Anm.: Der Übersichtsplan weist heute noch vorhandene Hofstellen am Altenberg mit den Nummern 1 bis 13 aus, mit 14 die Schule in Schenkenberg, mit 15 die Gmoaalm und mit 16 den Gasthof Kainz (diese Nummern wiederholen sich bei Bedarf im Text).

¹¹⁾ Steiermärkisches Landesarchiv (LA), Schubert (Sch). 17a, H. 66.

¹²⁾ LA, Sch. 17a, H. 66a.

Das Urbar von 1459–1462, das eine Zusammenfassung älterer Aufzeichnungen darstellt, nennt, wie erwähnt, mit Ausnahme der Urbar Nr. 320, vulgo „Herzog“, bzw. „Grießmeier“ oder „Zach“, alle Höfe im „Amt in der Gams“¹³⁾.

Unter Voranstellung der Urbarnummern sei diese Aufstellung hier wiedergegeben (in Klammer wieder zum Vergleich die Nummern im Plan):

- | | | |
|---------|------|--|
| 298/366 | (1) | Micheln am Rayn der Leynein Nun hanns herdler |
| 299 | (2) | Michel Nun Kristan Munichegker am gschaid |
| 300 | | Am Friesing Steffan am gschaid oder Holdrer Nu lenz Holdrerin |
| 301 | (3) | Auf herrantes hueb Item Kchristan Munichegker |
| 302 | (4) | Dietrich oder Nicl(as) sein gmainer am obern kogel Jorig Rebenikch Hanns wegscheider |
| 303 | | Vet am Nidern Kogel Nu Michael Nun Stephan |
| 305 | (5) | Lennz oder Janns Nun Jorig podlies bey dem graben |
| 306 | (6) | Jacel oder Nicl(as) Newhold Im obern Kchogl Nun Merrt Nu peter sein sun |
| 307 | (7) | Michels Sun oder Nicl(as) Jacleins sun am nidern Kogel nu Vlreich nun Jorig sein aydem |
| 308 | (8) | Nicl(as) oder Vlreich am Alltenperg Nun hanns |
| 309 | | Janns Gruber am Altnperg Nun aber Merrt |
| 310 | (9) | Hanns oder Jacob an dem Rebenikch Nun hanns |
| 311 | (10) | Lennz Nu Jorig an Rebenikch Nu Jorig |
| 312 | (11) | Janns Wegschaider |
| 313 | | Hanns herdler |
| 314 | (12) | hanns Prunschler Nun lennz |

Zum Vergleich dazu sei auch das Urbar von 1615 zitiert¹⁴⁾, womit sich, unter Beifügung der heutigen Vulgonamen immerhin eine gewisse Kontinuität im Gebrauch der Hofnamen ablesen läßt:

- | | | |
|---------|-------------------------|-------------------------------|
| 298/366 | Kriegl am Rain | („Rainer“) |
| 299 | Münichegger | („Michegger“) |
| 300 | Holzer am Gschaidt | („Hollerer“)
abgekommen |
| 301 | Jorandl zur Stüfft | („Harold“, bzw.
„Paiger“) |
| 302 | Andre am obern Khogl | („Kogler“) |
| 303 | Bärtlme am nidern Khogl | („Unterkogler“)
abgekommen |

¹³⁾ LA, Sch. 17a, H. 66 (in der von Dr. Alois Lang 1931 angefertigten handschriftlichen Übertragung).

¹⁴⁾ LA, Sch. 17a, H. 66a.

305	Pothließ	(„Bodlos“)
306	Neuholt	(„Nahold“)
307	Reichl	(„Rachel“)
308	Schwaiger am Altenperg	(„Schwaiger“)
309	Andre am Altenperg	(„Gruber“) abgekommen
310	Mörth am obern Rebenich	(„Oberrebinger“, bzw. „Hannes“)
311	Toman am Nidern	(„Unterrebinger“ bzw. Rebenich
		„Rebinger“)
312	Mattes am Weegschaidt	(„Wegscheider“)
313	Hörler am Altenperg	(„Hutter“, bzw. „Herler“, abgekommen
314	Primbschler	(„Prinzler“, bzw. „Fellner“)
320	(13) Herzog im Herzoggraben	(„Herzog“, bzw. „Zach“)

Heute sind noch neun Höfe bewirtschaftet, und zwar vulgo „Rainer“, „Kogler“, „Bodlos“, „Nahold“, „Schwaiger“, „Hannes“, „Rebinger“, „Wegscheider“ und „Fellner“. Von vier ehemaligen Höfen sind zumindest die Wohnhäuser noch vorhanden, die als Zuhuben oder anderweitig genützt sind, so vulgo „Michegger“, „Paiger“, „Rachel“ und „Zach“, die anderen sind völlig abgekommen.

Eine der heute noch voll bewirtschafteten Hofstellen ist der vulgo „Nahold“ (Urbar Nr. 306, Einlagezahl 19, Post Frohnleiten, Gams Nr. 20), dessen Besitzer Anton und Theresia Affenberger sind. Der Hof liegt in einer Höhe von etwa 900 m und umfaßt Äcker, Wiesen, Weideflächen und Wald.

Anhand der Urkundenlage, wie das Urbar von 1459–1462, das Urbar von 1615, ein Kastenurbar von 1641, Militaria, Abteilungen, Kauf- und Heiratsbriefe und einigen Inventaren, läßt sich die Besitzgeschichte des Hofes, wenn auch z. T. mit größeren Intervallen, noch immerhin darstellen.

Wie oben bereits erwähnt, stellt das Urbar von 1459–1462 die erste schriftliche Nachricht über die Untertanen am Altenberg dar, und ein Jacel oder Nicl Newhold ist der erste uns bekannte Name auf dem Hof vulgo „Nahold“¹⁵⁾.

Die Quellen geben dann bis zum Urbar von 1615¹⁶⁾, wo ein Georg Neuholt genannt ist, keine wesentliche Auskunft betreffend die Besitzfolge. Dieser Urbar von 1615 regelt die Lieferung von „die Frischling so jährlich auß der Gämbs dienen soll“¹⁷⁾.

¹⁵⁾ LA, Sch. 17a, H. 66.

¹⁶⁾ LA, Sch. 17a, H. 66a.

¹⁷⁾ LA, Sch. 17a, H. 66a, fol. 167.

Ein Erhart Neuholdt hat laut Kastenurbar von 1641/1698 von „Waiz $\frac{1}{4} \frac{4}{m}$, Korn 4 $\beta \frac{2}{4}$, Habern 1 $\beta \frac{1}{4}$ “ zu dienen, wie das „Traidten Amt der Gumbs vorschreibt¹⁸⁾. Von der „Neuholdt Hueben“ ist in einem „Khauffbrieff“ vom 8. Juni 1665¹⁹⁾ die Rede und im „Stifts-Register“ von 1685²⁰⁾ wird ein Neuhold erwähnt. Nach dem Ableben von Christoph Vnter Khogler auf der Neuholdt Hueben wird am 24. 5. 1685 das Inventar geschätzt und aufgenommen und als Erbe sein „StüeffSohn“ Hanßen Neuholdt eingesetzt²¹⁾.

Die Neuholdt Hueben hatte „alle 4 Jahr 1 Kalb“ vor dem „Mathias Tag“ zu dienen, wie das „Ruth – Kälber“ Verzeichnis von 1710/1778 aussagt²²⁾. Im Gegensatz zum Zinskalb, wofür der Untertan keine Vergütung erhielt, stand dem Untertan für ein Ruthkalb als Entgelt zwei Kreuzer für jedes Pfund, das das Fleisch wog, und ein „Laibl Brot“ zu. Auch das Fell des Tieres stand ihm zu. Es handelt sich also bei dieser Abgabe um ein Recht der Herrschaft auf Kalbfleischlieferung zu günstigen Preisen²³⁾. Am 21. 3. 1714 bescheinigt Hans Neuholdt 150 Gulden aus einer Erbschaft von Hans Kogler erhalten zu haben²⁴⁾. Ein Neuholdt scheint auch im „Verzeichnis derer Unterthanen in der Gämbz angeschlagenen Jäger Robath“ von 1720 mit 5 Schilling Ablöse eingestuft auf²⁵⁾. Im Inventar vom 29. 3. 1725 wird die Verlassenschaft des Hanß Nächholdt auf der Neuholdthueben geregelt²⁶⁾. Als neuen Besitzer nach Hanß Nächholdt finden wir Veith Cainrath im Inventar vom 29. 5. 1725²⁷⁾, und ein Neuholdt Vrbán ist auf der Neuholdthueben „bey seinem Stüff Vattern Veith Kainrath... mit Todt abgegangen“, wie aus der „2. Abtheilung“ vom April 1726 hervorgeht²⁸⁾. Veith Kainrath verstirbt im Jänner 1739²⁹⁾ und ihm folgt als neuer Besitzer Thomas Schaupp nach, laut Inventar vom 26. 1. 1739³⁰⁾. Datirt mit 22. 2. 1746

¹⁸⁾ LA, Sch. 21, fol. 248, H. 79a.

¹⁹⁾ LA, Sch. 52, H. 428.

²⁰⁾ LA, Sch. 275, H. 382.

²¹⁾ LA, Sch. 52, H. 428.

²²⁾ LA, Sch. 22, H. 81.

²³⁾ Josef Kraßler, Was sind Ruthkälber? (Blätter für Heimatkunde, 33. Jg., H. 1, Graz 1959, S. 30f.)

²⁴⁾ LA, Reihe V, H. 125.

²⁵⁾ LA, Sch. 210.

²⁶⁾ LA, Sch. 52.

²⁷⁾ LA, Sch. 52, H. 429.

²⁸⁾ LA, Sch. 52, H. 430.

²⁹⁾ LA, Sch. 52.

³⁰⁾ LA, Sch. 52, H. 431.

hat „der ehrbare Unterthan Schaupp am Näholdtgueth in der Gambs... der lieben Ehewirting des Martin Zöhrer... das Erbe mit 40 ß 4 xr zu seinen Händen bezahlt“³¹⁾. Die Witwe des Veith Khainradt, Catharina Khainradt, ist „bey ihrem Aydamb Thoman Schaupp auf der Neuhold Hueben mit Todt abgangen“, wie aus der „Abthailung“ vom 27. 1. 1747 zu erfahren ist³²⁾. Ein Simon Neuhold sitzt laut „Buchhalterischer Stüfft – Registers Extract. Gezogen auß den -Stüfft-Register de Anno 749 mit Einsicht dd. 730“ auf der Podloß Hueben³³⁾. Aus dem „Sub-repartitionsurbar Göß 1754“ geht hervor, daß Thomas Schaupp von der Neuholdt Hueben, ein „3/4 Paur“³⁴⁾, an Herrenanforderungen in natura u. a. „2 Hendl / 30 Ayr / Alle 4tes Jahr ein Ruth Kalb / alle 3tes Jahr ein Frischling / $\frac{1}{4}$ $\frac{4}{m}$ Waiz / 4 $\frac{2}{4}$ Korn / jährl. 3 Klafter Holz hakhen“ zu dienen hat³⁵⁾.

Aus der „Häußer Beschreibung. Deren unter Stifft Göss befindlichen bewohnten Häußern in Prugger Creyß de A^o/ 1754“³⁶⁾ erfahren wir, daß sich damals allein im „Amt Gämbs“ 114 bewohnte Häuser befanden, während es im Brucker-Kreis insgesamt 975 waren.

Mit 10. 5. 1758 übergibt und verkauft Thoman Schaupp dem Peter Mitteregger die Näholdt Hueben³⁷⁾, um „Waldsteinsch. unterthan auf der grueber Hueben zu zittol“³⁸⁾ zu werden. Laut „Rekruten – Register“ des Amtes Gams von 1762 hatte Neuhold 3 k 3 ß 24 xr an die Herrschaft als Ablöse abzuführen³⁹⁾.

Nach dem Ableben einer Theresia Neuhold, Schwägerin des Thomas Schaupp, auf der Neuhold Hueben, wird mit 16. 3. 1770 in der „Abtheillung“ ihre Hinterlassenschaft geregelt⁴⁰⁾. Nach 35 Jahren als Besitzer auf der „zur Herrschaft Göß dienstbare Neuholdhueben in Altenberg“ übergibt Peter Mitteregger an seinen Sohn Martin Mitteregger laut Übergabs-Inventar vom 30. 4. 1793⁴¹⁾. Ein „Heiraths-kontrakt“ zwischen Peter Eisenbaß auf der „Herndlerhueben in Altenberg“ als Bräutigam und der Elisabeth Mitteregger, Tochter des

³¹⁾ LA, Reihe V, H. 125.

³²⁾ LA, Sch. 52, H. 432.

³³⁾ LA, Sch. 24a, H. 83a.

³⁴⁾ LA, Sch. 3, H. 4.

³⁵⁾ LA, Sch. 24, H. 83.

³⁶⁾ LA, Sch. 3, H. 4.

³⁷⁾ LA, Sch. 52, H. 433.

³⁸⁾ LA, Sch. 52, H. 434.

³⁹⁾ LA, Sch. 417, H. 664.

⁴⁰⁾ LA, Sch. 52, H. 434.

⁴¹⁾ LA, Sch. 52, H. 435.

„gewesten Besitzer der Neuholdhueben in Altenberg“ und seiner „Ehe-würthin Maria ehelich erzeugten Tochter“, als Braut, regelt die rechtlichen und materiellen Aspekte. So „beschehen bey der Herrschaft Göß den 9.ten April 795“⁴²⁾.

In der Besitzfolge tritt wieder am 12. 5. 1818 eine Änderung ein, als Anton Prietl die Neuhold Hueben von Martin Mitteregger kauft⁴³⁾. Am 16. 12. 1851 übernimmt Theresia Prietl den Hof und laut Ehepakt vom 3. 11. 1854 verheiratet sich Theresia Prietl mit Lorenz Kohlbacher. Nach seinem Ableben verheiratet sie sich nun neuerlich mit Michael Eisenberger, wovon wir am 19. 2. 1878 Nachricht erhalten⁴⁴⁾. Am 31. 12. 1879 wird jedem der beiden der Besitz zur Hälfte überschrieben⁴⁵⁾. Als auch ihr zweiter Ehemann 1899 stirbt, wird der Theresia Eisenberger am 14. 12. 1899 der Besitz zur Gänze übertragen⁴⁶⁾. Aufgrund des Kaufvertrages vom 3. 11. 1899 und des Trauungsscheines vom 13. 11. 1899 wird das Eigentum für Johann Jantscher und Theresia Jantscher, geb. Eisenberger, je zur Hälfte eingetragen. Durch den Übergabsvertrag vom 15. 10. 1949 wird mit 14. 2. 1950 Anton Affenberger (vom vulgo „Kogler“ am Altenberg) zusammen mit seiner Frau Maria Affenberger, geb. Jantscher, der Enkelin des Johann Jantscher, neuer Besitzer⁴⁷⁾. Anton und Maria Affenberger übergeben mit 15. 10. 1976 an ihren zweitältesten Sohn Anton Affenberger, der seit März 1978 zusammen mit seiner Frau Theresia Affenberger, geb. Prietl, den Hof je zur Hälfte besitzt.

Die dem Hof vulgo „Nahold“ unmittelbar benachbarte „Rachel – Hube“ (Urbar Nr. 307), war durch Kauf am 28. 3. 1882 an Michael und Theresia Eisenberger gegangen und gehört seither als Zuhube zum „Nahold“. Ebenfalls Zuhube ist der „Paiger“ (Urbar Nr. 301), der im Tauschwege wegen ein außerhalb der Besitzgrenzen liegendes Wiesen- und Waldstück im Jahre 1954 von den Mayr-Melnhof'schen Gutsbetrieben erworben wurde.

So sind wir beim vorläufig letzten Glied einer Besitzfolge angelangt, deren Anfänge, wie anzunehmen erlaubt scheint, in das 13. Jahrhundert zurückreicht und ab 1459 gesichert ist, so daß wir mit einer nun schon etwa 800jährigen Siedlungskontinuität speziell für den Hof vulgo „Nahold“, aber auch allgemein für das Einzelhofgebiet des Altenberges rechnen dürfen.

⁴²⁾ LA, Sch. 52.

⁴³⁾ BG Leoben, 380 neue Reihe, Fol. 157.

⁴⁴⁾ BG Leoben, 380 neue Reihe, Fol. 157.

⁴⁵⁾ BG Frohnleiten 24.

⁴⁶⁾ BG Leoben, 380 neue Reihe, Fol. 157.

⁴⁷⁾ BG Frohnleiten 24.

Die Ausseer Tracht

(Mit 106 Abbildungen)

Von Helmut Krajicek

Die lebendige Tracht im Ausseer-Land, also im steirischen Teil des Salzkammergutes, kann als gewichtiges Gegenbeispiel gegen die weithin kursierende Meinung dienen, die Tracht sei jene Kleidung, welche aus den vergangenen Jahrhunderten in unsere Zeit herübergerettet worden sei. Tracht darf man aber nicht nur als historisches Gewand betrachten, sondern man muß auch neue Formen der Kleidung, soweit sie auf gewachsener Tradition aufbauen, als Tracht bezeichnen. Nur ein gegenwartsbezogener Trachtenbegriff wird den jahrelangen Bemühungen der Trachtenbelebung und -erneuerung gerecht. Diese verdienstvolle Arbeit für die Tracht darf wohl als Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart angesehen werden. In diesem Sinne möge auch die folgende Schilderung der Trachtenentwicklung im Ausseer-Land verstanden werden.

Aus diesen einleitenden Gedanken ist zu folgern, daß wir unter der Bezeichnung „Tracht“ zwar zwei miteinander verwandte, aber dennoch unterschiedliche Begriffe zu sehen haben, nämlich die „historische Tracht“ und die „lebendige Tracht“. Erstere finden wir vor allem in den Museen, weswegen sie auch die Bezeichnung „museale Tracht“ führt, oder sie ist als Gruppenkleidung von Trachtenvereinen und Volkstumsgruppen zu bewundern. Bei den bis heute erhaltenen Exemplaren der historischen Tracht handelt es sich fast ausschließlich um Festtagsgewänder, da nur sie sich in einigermaßen gutem Zustand befinden, während die Arbeitstracht als nicht „schönes Gewand“ bis zum gänzlichen Zerschleißen abgetragen wurde. Auch für die Vorführzwecke der Trachtenvereine eignet sich nur die festliche Tracht.

Die Tatsache, daß die Arbeitskleidung früherer Zeiten nicht oder nur in einem ganz geringen Ausmaße erhalten geblieben ist, birgt die Gefahr in sich, ein verzerrtes Bild der historischen Tracht entstehen zu lassen. Das deutliche Überwiegen der „schönen“ Gewänder darf nämlich nicht zu dem oberflächlichen Schluß verleiten, die Kleidung unserer Vorfahren wäre prächtiger und reicher gewesen als unsere heutige.

Bei der lebendigen Tracht handelt es sich in den meisten Fällen um Feiertagsgewänder, da der Bereich der Arbeitsbekleidung von der billig produzierenden Industrie mit praktischen Produkten wie Drillichanzügen, Jeans und Arbeitsmänteln beherrscht wird. Diese weithin zu bemerkende Abkehr von den trachtlichen Elementen an der Arbeits-

kleidung tritt vor allem bei technischen Berufen auf. Dies ist verständlich, denn zum Beispiel bei einem Kraftfahrzeugmechaniker ist eine Kleidung, die nicht ganz leicht gewaschen werden kann, nicht denkbar. Ähnlich verhält es sich beim Maurer, beim Straßenarbeiter, beim Fabrikarbeiter und bei vielen anderen Berufen.

Dagegen sind trachtliche Elemente an der Arbeitskleidung in jenen Berufssparten häufig, in denen der Kontakt mit der Natur ständig gegeben ist. Man denke dabei an die Bauern oder an Förster und Jäger. Dies ist daraus erklärbar, daß bei der Arbeit in der freien Natur die seit alters tradierte Kleidung den besten Schutz gegen die Unbilden der Witterung bietet. Das Leder und vor allem der Loden sind aus der Kleidung des Forstmannes nicht wegzudenken. Um auch ein Beispiel aus dem bäuerlichen Bereich herauszugreifen, sei der Holzschuh genannt, der als Fußbekleidung für die Stallarbeit ideal ist und auch gegenwärtig bevorzugt getragen wird. In den letzten Jahren ist die Schutzfunktion der Arbeitskleidung stark in die Diskussion gekommen. Der schon seit vielen Generationen verwendete Holzschuh entspricht durchaus den Forderungen einer modernen Sicherheitsbekleidung, da er den Fuß gegen viele Verletzungen schützt.

Das Erscheinungsbild der Tracht und ihre einzelnen Elemente sind aber nicht von den Einflüssen der Natur, der Witterung und den Arbeitsbedingungen der Menschen bestimmt, sondern es kommen noch Sitte und Brauch, die den Träger der Tracht zur Einhaltung bestimmter Vorschriften verpflichten, hinzu.

Die Tracht ist auch immer an eine bestimmte menschliche Gemeinschaft, wie zum Beispiel an die Bewohner einer Talschaft, einer Region oder auch eines Landes gebunden. Diese von Karl Ilg als „Volk“ bezeichnete menschliche Gemeinschaft wird in jedem Falle danach trachten, ihre Eigenständigkeit zu bewahren, um sich von den Bewohnern der umliegenden Landschaften zu unterscheiden. Es wird dabei mehr oder weniger streng darauf geachtet, daß „niemand aus der Reihe tanzt“. ¹⁾

Dieses sich Abkapseln und das Bewahren von tradierten Formen hat aber zu keiner Zeit den Einfluß der überregionalen Mode von der Volkstracht abhalten können. Im Gegensatz zur Tracht ist die Mode eine nur sehr kurzlebige Erscheinung. Richard Weiß sagt, daß: sie in dem Augenblick vergehe, da sie entstehe. ²⁾

Wie Karl Ilg in seinem Aufsatz „Tracht und Mode an zwei großen Zeitwenden: am Ende des Mittelalters und heute“ nachweisen konnte,

¹⁾ Karl Ilg: Die Trachten. In: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. (Hrsg. Karl Ilg) Band III „Das Volk“. Innsbruck 1961. S. 249.

²⁾ Richard Weiß: Volkskunde der Schweiz. Zürich-Erlenbach 1946. S. 141.

sind von den vergangenen und der vergehenden Mode immer wieder Elemente in die Volkstracht übernommen worden.³⁾ Es handelte sich dabei keineswegs um bloßes Kopieren, es wurden vielmehr nur solche Elemente übernommen, welche dem Geschmack und den Bedürfnissen des Volkes entsprachen, übernommen. Gerade dieser Auswahlvorgang ist es, der die Tracht lebendig erhält und den jeweils geänderten Bedürfnissen anpaßt.

Die Tracht des Ausseer Landes und ihre Entwicklung sind schon mehrmals geschildert worden. Hier seien vor allem die Arbeiten von Ferdinand von Andrian⁴⁾, von Konrad Mautner⁵⁾ und nicht zuletzt das „Steirische Trachtenbuch“, das eine Gemeinschaftsarbeit von Konrad Mautner und Viktor von Geramb darstellt,⁶⁾ zu erwähnen.

Als Quellen für die vorliegende Untersuchung dienten aber bereits viel ältere Schilderungen der Tracht des Ausseer Landes, die in Reiseberichten vom Ende des 18. und vom Beginn des 19. Jahrhunderts enthalten sind. An erster Stelle sind hier die Reisebriefe des Benedikt Franz Herrmann⁷⁾ zu erwähnen. Wenn auch hier von einer ernst zu nehmenden Arbeit über die Tracht noch nicht die Rede sein kann, so spiegelt sich doch in Herrmanns Schilderungen ein Bild der Tracht jener Zeit. Auch in den Reiseschilderungen des Münchner Universitätsprofessors J. A. Schultes sind Hinweise auf die Tracht des Ausseer Landes enthalten.⁸⁾

Neben dem oben erwähnten Schrifttum, unter welchem besonders die Reiseschilderungen frühe Quellen darstellen, sind auch bildliche Darstellungen wertvolle Zeugnisse der Trachtenentwicklung. Unter den Malern, die im obersteirischen Raum gewirkt haben, sind besonders Ranftl, Lederwasch und Gerasch als Quellen für ihre Trachtenbeschreibungen verwendet. Auch Mautner selbst hat eine Reihe von Trachtenbildern geschaffen, die uns heute wieder von der Tracht jener Zeit berichten. Mautners Bilder haben sicherlich künstlerischen Wert, doch sind die zu einer Zeit geschaffen worden, in der bereits die Fotografie als Träger der bildlichen Dokumentation eine bedeutende Rolle gespielt hat.

³⁾ Karl Ilg: Tracht und Mode an zwei großen Zeitwenden: am Ende des Mittelalters und heute. (ÖZfV Bd. XXVII/76, Wien 1973, S. 81).

⁴⁾ Ferdinand von Andrian: Die Altausseer. Wien 1905, S. 77–84.

⁵⁾ Konrad Mautner: Die Ausseer Tracht. In ÖZfV XVI, Wien 1910, S. 145–159.

⁶⁾ Konrad Mautner und Viktor v. Geramb: Steirisches Trachtenbuch II, Graz 1935.

⁷⁾ Benedikt Franz Herrmann: Reisen durch Österreich. Wien 1784, Bd. 3, S. 27f.

⁸⁾ J. A. Schultes: Reisen durch Oberösterreich. Tübingen 1809.

Die größte Zahl von bildlichen Zeugnissen stammt jedoch nicht von Kunstmalern, sondern von Künstlern aus dem Volke, die Votivbilder und Marterln gemalt haben. In der Wallfahrtskirche St. Leonhard bei Aussee und in der Marienwallfahrtskirche Kumitz im Hinterberg sind keine Votivtafeln erhalten geblieben. Auch die Marterln, die in der Umgebung von Aussee noch in großer Zahl anzutreffen sind, kommen als Bilddokumente nur beschränkt in Frage. Die meisten von ihnen sind in der Mitte unseres Jahrhunderts restauriert worden, wobei in den zum Teil schlecht erhaltenen Bildern Trachtenelemente unserer Zeit in die Darstellung übernommen wurden. Obwohl es auf der einen Seite erfreulich ist, daß durch die Restauration der Weiterbestand der Marterln gesichert ist, so ist dennoch diese Verfälschung bedauerlich, denn dadurch verloren diese Bilder ihren dokumentarischen Wert.

Die oben erwähnten Quellen und das Studium der reichen Trachtensammlung des Ausseer Heimatmuseums – es sind darin über dreihundert komplette Gewänder aus den letzten 200 Jahren vereinigt – dienten als Unterlage für den folgenden Abschnitt.

Die Entwicklung der Ausseer Tracht seit 1770

Am Beginn der Entwicklung, die hier zur Darstellung gelangen soll, steht eine bunte Bauerntracht aus der Zeit vor den napoleonischen Kriegen. Die Männer trugen einen langen Rock, der aus grünem oder braunem Tuch gefertigt war, darunter eine bunte Weste. Die lange Lederhose, die mit nur ganz wenigen Ziernähten geschmückt ist, weist eine bräunliche Farbe auf, im Gegensatz zur schwarzen Farbe der späteren Lederhosen. Die Technik des Gerbens war damals noch nicht so weit fortgeschritten, zudem wurden die Wildhäute meist in Eigenarbeit zubereitet. Dazu wurden bunte Wollstrümpfe und Schnürschuhe getragen. Der Hut besitzt eine auffallend breite Krempe und einen verhältnismäßig niedrigen Kopfteil. Ein buntseidenes Halstuch bildet einen weiteren Farbfleck bei dieser Tracht.

Die Tracht der Frau um 1770 bestand aus einem Leiblittel mit einem einfärbigen Leinenleib und einem naturfärbigen Leinenkittel, über dem wieder eine einfärbige Leinenschürze getragen wurde. Auch das Hemd, dessen Ärmel bis ans Handgelenk reichte, war aus Leinen gefertigt. Der breite „Scheibenhut“ trägt keinerlei Zierat.

Unter dem Einfluß von Erzherzog Johann hat sich die Männertracht bis 1820 stark verändert. Er propagierte die einfachere grau-grüne Jägertracht. Wenn diese sich in der Festtagstracht vorläufig noch nicht ganz durchsetzte, so hat doch das Gewand seine Vielfältigkeit verloren, war auch darin begründet ist, daß die Franzosenkriege dem Land große wirtschaftliche Opfer abgerungen hatten.

Der Rock ist kürzer geworden. Die Ähnlichkeit mit Uniformröcken ist unverkennbar. Die Vorbilder sind aber nicht nur beim Militär zu suchen, sondern auch bei den Uniformen, mit welchen die verschiedenen Herrschaften ihre Jäger ausgestattet hatten. Die Lederhose und ganz besonders der federkielgestickte Bauchranzen weisen eine stärkere Verzierung auf. Auffallend ist der Einfluß des Biedermeierzylinders auf die Hutform. Die Krempe ist zwar immer noch sehr breit, doch erinnert der Kopfteil stark an die „Angströhre“ des Vormärz. Diese Hutform hat sich lange, wenn auch mit einer schmäleren Krempe, unter dem Namen „Erzherzog-Johann-Hut“ erhalten.

Die Frauentracht von 1820 ist an Verzierungen reicher geworden, nämlich an Borten und Stickereien. Leib und Kittel sind getrennt, was einer leichteren Austauschbarkeit zugute kommt. Dieses Gewand wirkt für unseren heutigen Geshmack mit textilen Zierelementen überladen.

An der Männertracht von 1860 ist der Einfluß des immer stärker werdenden Fremdenverkehrs nicht zu übersehen. Das Hauptstück ist immer noch die knielange Lederhose, deren Farbe jedoch dunkler geworden ist, was, wie bereits erwähnt, mit der verbesserten Gerbetechnik in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Die Gäste, die jedes Jahr zur Sommerfrische nach Aussee kamen, haben der armen Bevölkerung immer wieder ihre abgetragenen oder unmodern gewordenen Kleidungsstücke mitgebracht, darunter auch solche in Frackform. Die Röcke mit den langen Frackschößen erschienen den Ausseern als unpraktisch, so daß sie dieselben einfach kürzten.⁹⁾ So entstanden die Vorformen des heutigen Ausseer Spenzers mit dem charakteristischen Rückenteil mit Schlitz. Dieser so entstandene Spenzer hat wiederum den Gästen gefallen und wurde von ihnen übernommen und verfeinert. Die Kordeleinfassung des Spenzers erinnert an ungarische Uniformen. So haben in beschränktem Ausmaß Kleidungs-elemente aus der gesamten Donaumonarchie in die Ausseer Tracht zumindest vorübergehend ihren Einzug gehalten. Die einheimische Bevölkerung hat diese Einflüsse übernommen, zumindest jenen Teil davon, der ihrem Geschmack entsprach.

Der Hut von 1860 weist noch jene hohe Zylinderform auf, hat aber eine deutlich schmäler gewordene Krempe.

Die Männertracht hat sich in ihren wesentlichen Zügen von 1860 bis heute nicht mehr verändert, wenn man von der weiteren Entwicklung der Hose absieht, von der noch die Rede sein wird. Es sind hier zwar neue Hosenformen dazugekommen, aber dennoch hat sich die lange Lederhose, bis übers Knie reichend, auch bis heute erhalten.

⁹⁾ Konrad Mautner und Viktor v. Geramb: Steirisches Trachtenbuch II, Graz 1935. S. 28–32.

Die Frauentracht von 1860 ist viel näher an die Mode jener Zeit angelehnt als die Männertracht und war daher auch weiterhin stärkeren Veränderungen ausgesetzt. Auffallend an dieser Tracht ist der schwarze Achselrock mit stark wattierten langen Ärmeln und einem eckigen Brustausschnitt. Der Leib und der lange Kittel waren dabei getrennt. An diesem Seidenkittel kann man sehen, wie sparsam man damals mit dem kostbaren Material Seide umgegangen ist. Jener Teil des Kittels, der von der ebenfalls langen Seidenschürze verdeckt wird, ist aus ganz grobem, billigen Stoff, der in seiner Struktur an einen Kartoffelsack erinnert, gefertigt. Diese Sparsamkeit ist immer wieder zu beobachten. Man verwendete wohl das teuerste Material, ersetzte dieses aber an Stellen die von außen nicht sichtbar waren, durch billige und unansehnliche Stoffe. Repräsentation nach außen hin war wohl die vornehmlichste Aufgabe der Festtagstracht.

Der hohe weiße Filzhut, den die Ausseer Frau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bevorzugt trug, ist unter dem Namen „Salzhut“ bekannt gewesen und wurde auch im oberösterreichischen Salzkammergut häufig getragen. Zum Unterschied von den oberösterreichischen Frauen trugen die Ausseerinnen unter dem weißen Hut noch ein schwarzes Kopftuch, was wiederum im steirischen Ennstal üblich war.

Wie an der Frauentracht von 1890 ersichtlich ist, ist der Hut, der sehr stark an die Mode gebunden war, wieder abgekommen, während das schwarze Kopftuch bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts häufig getragen wurde. Auch der wattierte Achselrock mußte einem Spenzer von einfacheren Formen weichen. Unter dem Spenzer tauchte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Leibkittel in der Form auf, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat, wenn auch die Länge des Kittels, der allgemeinen Mode entsprechend, kürzer geworden ist.

Die Form der Männerkleidung hatte, wie schon berichtet, um 1860 ihre Entwicklung abgeschlossen. Die Veränderungen, die die Männertracht bis zur Jahrhundertwende noch durchmachte, bezog sich lediglich auf Farben und Materialien. Immer stärker setzten sich die Farben grau und grün bei der Männerjoppe durch, wobei grau die Grundfarbe war und nur Kragen, Manschetten und die Passepoilierung der Taschen wurden in grünem Tuch ausgeführt.

Erst um die Jahrhundertwende setzte sich der kräftig grüne „Hohenlohe-Spenzer“ durch, der wohl das Musterbeispiel der Beeinflussung der Tracht durch den Adel darstellt. Der nach dem Fürsten Hohenlohe benannte Rock gewann solche Beliebtheit, daß er heute im Bild der Ausseer Kleidung eindeutig die Spitze hält. Und wie bei keinem anderen Kleidungsstück erinnert der Name „Hohenlohe-Spenzer“ an seine Herkunft. (Zeichnung 1)

In die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fällt auch das Aufkommen der kurzen Lederhose und in ihrem Zusammenhang die Entwicklung der „Knöpflhose“, aus der dann wieder die lange lodene Hose entstand. Über diese Umwälzung bei den Hosenformen wird noch im kommenden Abschnitt detailliert zu berichten sein.

Eine Farbveränderung stellte sich bis zur Jahrhundertwende bei den Strümpfen ein; auch hier wurde grün vorherrschend.

Die einzelnen Trachtenelemente

Im vorausgegangenen Abschnitt wurde über die allgemeine Entwicklung der Kleidung und des Trachtenbildes berichtet, im folgenden sollen nun die einzelnen Elemente beschrieben werden.

Die Hose

Wildleder stellt das ideale Material für eine lang haltbare Hose dar. Besondere Eignung zeigt dabei das Hirschleder. Der Wildreichtum des Salzkammergutes sicherte immer die Versorgung mit der benötigten Menge an Häuten, da hirschlederne Hosen ja auch sehr lange haltbar sind und bei einiger Pflege sogar Generationen überdauern können.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden ausschließlich Kniebundhosen getragen. Diese werden in der gleichen Form auch heute noch getragen. Sie werden vorne mit einem Latz geschlossen. Die Steifheit des Materials machte oft noch einen seitlichen Schlitz notwendig, wie er bei den Damenhosen unserer Zeit Verwendung findet. Unter dem Knie werden die Hosenbeine mit Lederbändern zugeknöpft. Seltener sind hier auch Knöpfe zu finden.

Die Farbe der Lederhosen war zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchwegs braun. Die Hirschdecken wurden meist in Eigenregie unter Verwendung der natürlichen Gerbstoffe, die aus Baumrinden gewonnen wurden, gegerbt. Erst der Einsatz einer komplizierteren Gerbtechnik ermöglichte die bis heute übliche schwarze Farbe der Lederhosen.

Die Lederhosen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiesen nur ganz wenige Ziernähte auf. Diese wurden in einfachen Mustern und in naturfarbenem Garn ausgeführt. Im Laufe des Jahrhunderts wurden die Hosen zunehmend reicher mit Ziernähten ausgestattet, die dann auch in grüner Seide ausgeführt wurden. Der Anzahl ihrer verschiedenen Ziernähte entsprechend wurden die Hosen auch benannt. So gibt es „fünfnähtige“, „siebennähtige“ und „neunnahtige“ Hosen! Je größer diese Zahl war, desto größer auch der Wert der Hose. Eine Auswahl dieser Ziernähte ist in der Abbildung 2 zu sehen.

Der Arbeitsvorgang, in dem diese Ziernähte hergestellt werden, ist kompliziert und zeitraubend, was diese Verzierungen sehr kostspielig macht. Zuerst werden die Muster mit Schablonen auf das Leder aufge-

paust und dann mit einem Holzgriffel nachgezogen. Da beim Ausnähen der Muster nicht durch das Leder durchgestochen werden darf, muß parallel genäht werden. Dadurch ist eine maschinelle Fertigung der Ziernähte nicht möglich. So gesehen sind die Ziernähte hochwertige Volkskunst, die auch heute noch praktisch unverändert erzeugt wird.

Die kurze Lederhose, bei der die Knie frei bleiben, ist erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen. Es hat sich da einerseits um eine Modeströmung gehandelt, aber andererseits um eine Sparmaßnahme, die dem wertvoller gewordenen Leder Rechnung trug. Diese Hose war wohl im Sommer sehr praktisch im Winter jedoch problematisch.

Zwei Lederhosen konnte man sich nicht leisten und mußte daher zu Aushilfen greifen. So wurde es üblich, unter der kurzen Lederhose eine lange Unterhose zu tragen, deren weiße oder blaue Farbe zwischen der Lederhose und den Kniestrümpfen hervor „blitzte“. Dieses mutet uns heute seltsam an, war aber damals selbstverständlich und ist in vielen Bildern bezeugt. Ein Bild aus den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zeigt die Brüder Steinegger, die weithin als die „Pfeiferlbuam vom Grundlsee“ bekannt waren. Der eine trägt auf diesem Bild noch die „lange“ Hose, während die Hose des anderen kurz oberhalb des Knies endet.

Hatte man vorerst mit dem Tragen einer langen Unterhose unter der kurzen Lederhose aus der Not eine Tugend gemacht, so fand man bald eine praktischere und auch ästhetischere Lösung, die bloßen Knie vor der Winterkälte zu schützen. Die Geburtsstunde der „Knöpfelhose“ fällt in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Die Knöpfelhose ist eine meist aus grauem Loden gefertigte Überhose, die im Winter über der kurzen Lederhose getragen wurde und so einen guten Kälteschutz darstellte. Die Knöpfelhose ähnelt den Schiüberhosen unserer Zeit, nur daß deren Außennähte mit Reißverschlüssen versehen sind. An den Außennähten der Knöpfelhose befindet sich je eine Leiste mit Knöpfen und eine mit Knopflöchern. Diese Hose besaß nun den Vorteil, daß sie leicht an- und ausgezogen werden konnte, ohne daß man sich der Schuhe zu entledigen hatte. Kam der Träger einer solchen Hose aus der Winterkälte in eine warme Stube, so hatte er nur die Knöpfe zu lösen und war dann mit der kurzen Lederhose, die er darunter trug, der Temperatur der geheizten Räume entsprechend gekleidet. Vor dem Verlassen der Stube mußte er nur wieder die langen Knopfreihe schließen.

Die Knopflochleiste der Knöpfelhosen war meist mit einem Streifen aus grünem Tuch besetzt. Als sich nach der letzten Jahrhundertwende die lange Lodenhose, wie sie auch heute noch zum Steireranzug getragen wird, durchsetzte, blieb man dabei, die Hosenaußennaht mit

einem mehr oder weniger breiten grünen Tuchstreifen zu versehen. Diese Tuchleiste, Lampas genannt, hat heute keine Funktion mehr zu erfüllen und wird als reines Zierelement an den langen Hosen angebracht und erinnert so an deren Vorläuferin, nämlich die Knöpfelhose.

Der Spenzer, wie die Männerjoppe in Aussee genannt wird, ist meist ganz aus grünem Tuch, oder weniger häufig, aus grauem Loden mit grünem Tuchbesatz am Kragen, an den Ärmelaufschlägen und an den Taschenschlitzen gefertigt. Sein Schnitt entspricht nicht dem des Sakkos, denn ihm fehlt die Möglichkeit des Zuknöpfens. (Vgl. Abb. 1) Der Spenzer wird mit zwei Silberknöpfen, die durch ein Kettchen verbunden sind, verschlossen, so daß ein Spalt offen bleibt. Eigenartig mutet auch die Kombination von Ausschlagkragen und Stehkragen an.

Der Spenzer wird sowohl zur kurzen und zur langen Lederhose wie auch zur langen mittelgrauen bis dunkelgrauen Stoffhose getragen. War der Spenzer bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ausschließlich ein Kleidungsstück des Mannes, so wird er nun in immer stärkerem Maße von den Frauen und Mädchen über dem Dirndl getragen.

Der Leibkittel, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Arbeitskleidung der Bäuerinnen und Sennerinnen aufgekommen ist, ist der Vorläufer des Dirndls, das heute auf den Wellen der Trachtenmode von Österreich buchstäblich in die ganze Welt getragen worden ist. Ursprünglich war also das Dirndl aus leichten und billigen Waschstoffen in zarten Farben gefertigt worden. Erst später, um 1880 hat das Ausseer Dirndl jene Farben erhalten, die es bis heute von den Dirndlkleidern anderer Landschaften unterscheidet. Der Leib wird aus grünem Leinen, der Kittel aus einem rosafarbenen und die Schürze aus einem lila Baumwollstoff gefertigt.

Nicht nur diese Farbkombination ist charakteristisch für das Ausseer Dirndl, sondern auch der Schnitt, besonders jener des Leibs. Der Rücken besteht aus drei Teilen. Der Vorderteil erhält seine Form durch zwei nebeneinanderliegende „Einnäher“. Eine Reihe von sieben Knöpfen verschließt das Leibl.

Das Dirndl, das, wie wir gesehen haben, ursprünglich als Arbeitskleidung eingeführt worden war, ist im Laufe unseres Jahrhunderts auch zum Feiertagsgewand geworden. Der Schnitt ist derselbe geblieben, doch hat man andere Farben und bessere Stoffqualitäten gewählt. Der Leib des Ausseer Festtagsdirndls besteht aus dunkelgrünem oder schwarzem Samt, der Kittel aus einem dunkelroten Wollbrokat und die Schürze aus schwarzem Seidenbrokat. Diese ausgesuchten Stoffqualitäten lassen das Festtagsdirndl zu einem teuren Gewand werden. Es ist daher vor allem bei Kindern zu beobachten, daß das Werktagsdirndl an Sonn- und Feiertagen getragen wird und an Stelle der lila Baumwollschürze durch eine schwarze Seidenschürze aufgewertet wird.

Das geeignetste Material zur Herstellung der Strümpfe stellt Schafwolle dar, die trotz der beschränkten landwirtschaftlichen Möglichkeiten des Ausseer Raumes immer in ausreichendem Maße erzeugt werden konnte. Dennoch wurde auch mit diesem Material in früherer Zeit sparsam umgegangen.

Die Sparsamkeit findet ihren Ausdruck in der Form des „Stutzens“, bei dem Fußteil des Strumpfes war der viel größeren Beanspruchung ausgesetzt als der Beinteil und hatte so eine wesentlich kürzere Lebensdauer. Die getrennte Herstellung der beiden Strumpfteile hatte nun den Vorteil, daß nach dem Verschleiß des Fußteiles nur dieser neu gestrickt werden mußte, während der Beinteil weiter verwendet werden konnte.

Der Beinteil des Strumpfes war durch seine lange Haltbarkeit prädestiniert dafür, mit kunstvollen Mustern verziert zu werden. Während der weiße Frauenstrumpf, der aus dünner Wolle gestrickt wurde, relativ einfache Zopfmuster aufweist, wurde und wird auch heute noch der grüne Männerstrumpf mit vielen verschiedenen Mustern geziert, in der Art, daß jeder „Zopf“ ein anderes Muster aufweist. Von diesen

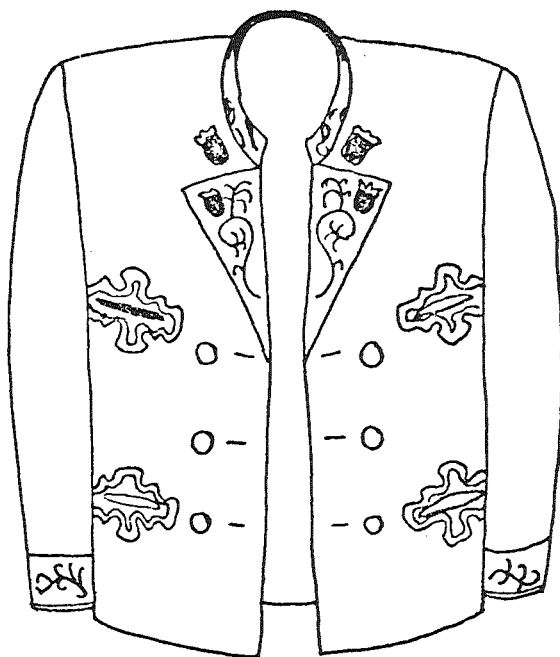
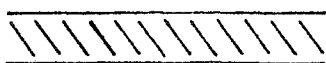


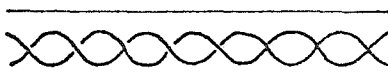
Abb. 1 Hohenlohe-Spenzer



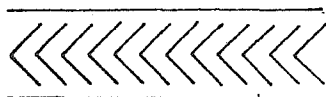
Abb. 2 Ziermuster von Lederhosen, in grüner Seide ausgeführt



einfache Leiter



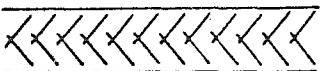
einfache Kette



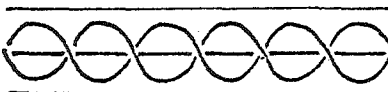
Fischgräten



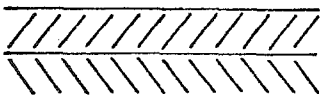
Kette



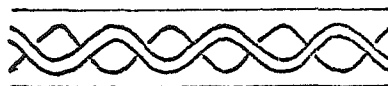
„Hennertritt“



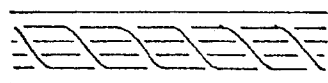
Holzschere



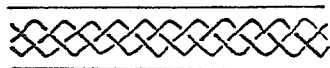
doppelte Leiter



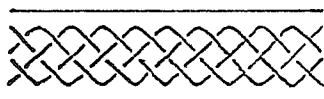
der augati



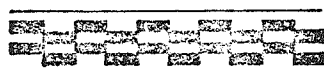
ohne Namen



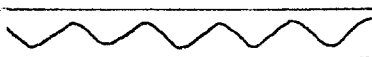
brennende Liebe



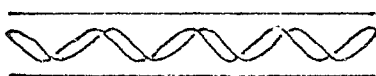
der Vierfache



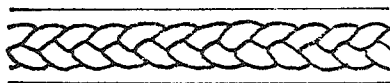
Haferkörndl



einfacher Hasentanz



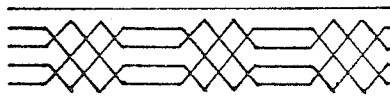
doppelter Hasentanz



der Zopf



das Wutzerl



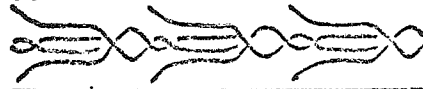
verlassene Liebe



Zwetschkern und Kreuzl



ohne Namen



Tulipan

Abb. 3 Strumpfmuster (nach Andrian)

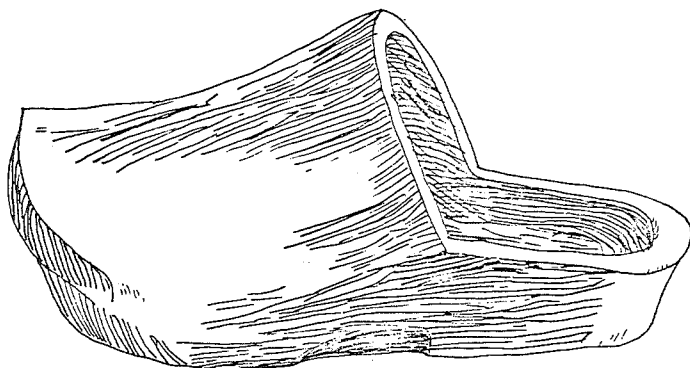


Abb. 4 Holzschuh (Hülzn)

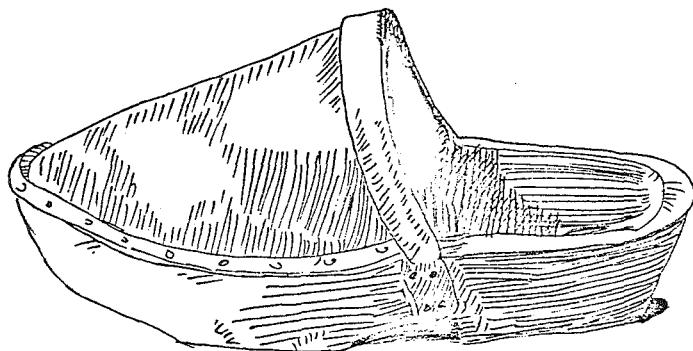


Abb. 5 Holzschuh mit ledernem Oberteil (Knoschen)

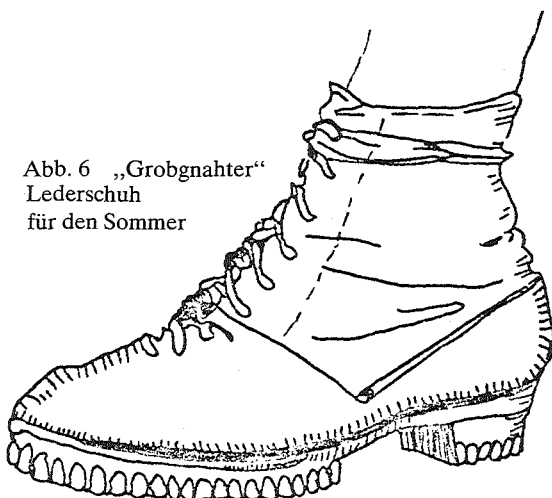


Abb. 6 „Grobgnahter“
Leterschuh
für den Sommer

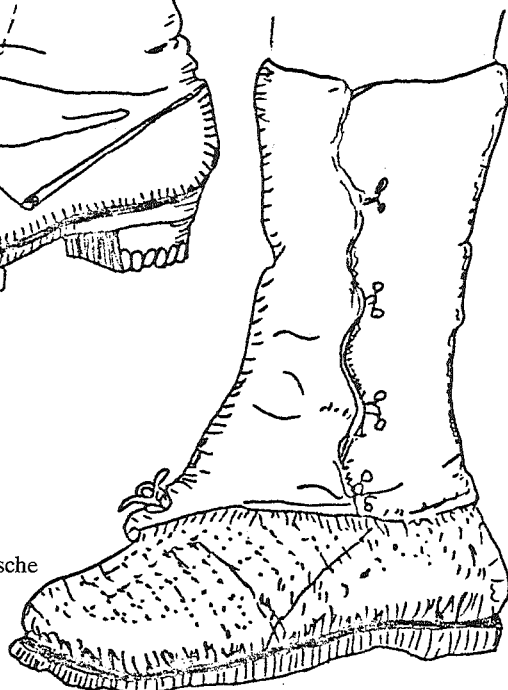


Abb. 7
Filzschuh (Tatscher) mit Gamasche
für trockenes Winterwetter

Mustern, die „Model“ genannt werden, ist eine große Anzahl überliefert. Eine Auswahl davon ist auf Tafel 3 abgebildet. Abweichungen von diesen Vorlagen kommen häufig vor, da ja jede Strickerin die einzelnen Muster nach ihren persönlichen Vorstellungen etwas abwandeln kann. Auch die Anzahl der Muster bleibt der einzelnen Strickerin überlassen, so daß kaum ein Strumpf dem anderen gleichen kann.

Da die Kleidung der Frauen mehr den Strömungen der Mode unterliegt als die der Männer, ist der gestrickte Frauenstrumpf fast zur Gänze abgekommen. An seine Stelle sind Seidenstrümpfe und in der letzten Zeit natürlich die Perlonstrümpfe getreten. Vielfach werden zu den Trachten auch maschinell hergestellte weiße Baumwollstrümpfe getragen. Von den Männern werden aber zur Lederhose noch vorwiegend die „gemödelten“ Strümpfe getragen, bei denen heute Fuß- und Beinteil aber nicht mehr getrennt gestrickt werden. Die Eigenproduktion der Schafwolle ist so stark zurückgegangen, daß der Großteil der Wolle zugekauft werden muß. Die im Handel befindlichen Strickwollen sind aber meist mit Perlonfäden verstärkt, so daß auch der Fußteil der Strümpfe eine viel größere Haltbarkeit erlangt, wodurch die Trennung der beiden Teile nicht mehr notwendig ist.

Schuhe waren besonders in früheren Zeiten sehr kostbar und wurden daher bis zum äußersten aufgetragen, so daß kaum alte Stücke erhalten geblieben sind. Dennoch besitzen wir zahlreiche Zeugnisse über die Entwicklung des Schuhwerkes. Einige alte Formen stehen auch heute noch unverändert in Gebrauch. Dazu gehören die „Hülzn“ (Abb. 4), eine ganz aus Holz gefertigte Fußbekleidung, die nachweislich bis auf die Römerzeit zurückgeht.

Der Holzschuh ist als Arbeitsschuh hervorragend geeignet. Er bewahrt sich bei der Stallarbeit, da er den Fuß vor Verletzungen schützt, wenn zum Beispiel ein Rind darauf steigt. Besondere Eignung zeigt der Holzschuh, und das erklärt seine große Beliebtheit bei den Ausseern, bei der Arbeit in der Saline. Hier versagt jeder Lederschuh, da Leder vom chemisch aggressiven Salz in kurzer Zeit zerstört wird. Der große Nachteil des Holzschuhs liegt in seiner arbeitsaufwendigen Herstellung, die ihn sehr teuer macht. Heute wird der Holzschuh in Aussee nicht mehr gewerbsmäßig erzeugt, doch von manchem Bauern wird er für den Eigenbedarf noch gefertigt.

Bei den „Knospn“ besteht nur die Sohle mit einem Fußbett aus Holz, das Obermaterial dagegen aus kräftigem Leder, das an der Holzsohle festgenagelt ist. (Abb. 5) Die Knospn sind viel einfacher herzustellen als die Hülzn, bei ihnen ist teilweise maschinelle Fertigung möglich. Der Tragekomfort ist auch bei den Knospn zweifellos der höhere, da das Oberleder sich leichter an den Fuß anschmiegt, wogegen der harte Holzrand der Hülzn als unangenehm empfunden wird.

Eiserne Schuhnägel, die an der Spitze des Schuhs in die Sohle eingelassen werden, geben dem Schuh eine Rutschfestigkeit, so daß er auch bei winterlichen Verhältnissen in der Umgebung des Hauses getragen werden kann. Auf den Wegen zum Stall, zur Holzhütte u. ä. m. werden die Knospen benützt und beim Wiederbetreten des Hauses an der Haustüre abgestellt und die inneren Räume nur mit Socken begangen. Praktisch an jeder Haustüre im Ausseer Land kann man die Knospen finden, die dort auf ihre Wiederbenützung warten. (Foto 14)

Im Gegensatz zu den beiden vorgenannten Holzschuhtypen hat der „grobgenahte“ Lederschuh (Abb. 6) den Wandel der Zeiten nicht überlebt. Der „Grobgenahte“ diente als festes Schuhwerk bei den sommerlichen Außenarbeiten im Wald, ist aber gänzlich von Arbeitsschuhen mit Gummisohle oder von Arbeitstiefeln abgelöst worden.

Der „Tatscher“, ein Schuh aus Filz, wurde bei kaltem, trockenen Winterwetter getragen. Ursprünglich hatte dieser Schuh auch die Sohle aus Filz, steht aber heute mit einer Ledersohle als Hausschuh, oder mit einer Gummisohle in unmittelbarer Umgebung des Hauses in Verwendung. (Abb. 7)

Der Wetterfleck dient sowohl den Männern wie auch den Frauen als Regenschutz und Kälteschutz. Dieses lose getragene Kleidungsstück gewährt dem Träger einen wirksamen Schutz vor Regen und Kälte, läßt ihm aber auch eine große Bewegungsfreiheit. Der Wetterfleck genießt in Aussee so große Beliebtheit, daß seine Zahl weit über der modisch geschnittener Mäntel liegt. Sein einfacher Schnitt, der sich auch durch einen geringen Stoffbedarf auszeichnet, hat ein bereits sehr hohes Alter. Hat sich der Wetterfleck bei den Arbeitsformen früherer Zeiten bewährt, so ist er auch heute noch unter veränderten Bedingungen stark im Einsatz. Das Hauptverkehrsmittel der Arbeiter auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstelle ist das Moped. Und zum Mopedfahren stellt der Wetterfleck die ideale Bekleidung bei schlechtem Wetter dar.

Der Hut ist ein wesentlicher Bestandteil der Ausseer Tracht, da besonders von den Männern zu praktisch jeder Gelegenheit Hüte getragen werden. Die starke Vorliebe für das Tragen von Hüten ist wohl auch darin begründet, daß es in Aussee schon sehr lange eine Huterzeugung gibt. Der einzige heute noch existierende Betrieb blickt auf eine Tradition von über 300 Jahre zurück. Der Ausseer Hut hat sich auch weit über unsere Landesgrenzen hinaus einen guten Namen gemacht und ist bis heute im Rahmen der österreichischen Trachtenmode ein begehrtes Exportprodukt geworden.

Über die Hutformen und deren Entwicklung ist bereits im vorangegangenen Abschnitt berichtet worden. Heute werden von den Männern drei verschiedene Huttypen getragen. Es ist dies der „Alte Ausseer Hut“, der mit seiner steifen Kopfform an den bereits erwähnten

„Erzherzog-Johann-Hut“ erinnert, nur daß der Kopfteil nicht mehr die ganz hohe Zylinderform aufweist. Der „Altsteirer Hut“, der auch im angrenzenden steirischen Ennstal getragen wird, hat dagegen eine weiche Kopfform, wird aber aus dem gleichen schwarzen Filz erzeugt und weist ein breites grünes Hutband auf.

Der „Schnürlhut“ wird heute nicht nur von Jägern, sondern ganz besonders von den jungen Burschen getragen. Der „Schnürlhut“ kann anhand von alten Fotografien bereits für die Zeit um 1870 nachgewiesen werden. Er ist aber in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder abgekommen. In Oberösterreich und in Bayern hat er weitergelebt und ist von dort um die Mitte des 20. Jahrhunderts wieder nach Aussee gebracht worden und erfreut sich heute einer großen Beliebtheit.

Es ist nun noch die Frage zu beantworten, wann der Ausseer einen Hut trägt. Er trägt ihn fast immer und besonders bei schlechtem Wetter und auch dann, wenn er am Wirtshaustisch sitzt oder die Stube eines Privathauses betritt. Es ist auch durchwegs nichts Ungewöhnliches, wenn er den Hut beim Tanzen auf dem Kopf behält.

Die Hutform, die heute von den Frauen bevorzugt wird, gleicht dem „Ausseer Hut“ der Männer. Das bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts getragene schwarze Kopftuch ist dagegen gänzlich verschwunden.

Eine Sonderform der weiblichen Kopfbedeckung, die heute nur mehr im Museum zu bewundern ist, stellt die Goldhaube dar. Diese Hauben sind in keinem Falle in Aussee hergestellt worden. Die heimischen Handwerker waren dazu nicht in der Lage. Es handelt sich dabei um eine Modeströmung, die von den Frauen der reichen Ausseer Bürger gerne aufgegriffen worden ist, um damit ihre besondere Stellung zu zeigen.

Ebenfalls dem Repräsentationsbedürfnis der Bürgersfrauen verdankt die „Edelhaube“ ihre Existenz. Diese aus Fischotterfell gefertigte Haube ist flach und besitzt an ihrer Oberseite einen Einsatz mit Goldstickerei. Diese Haube, die in Aussee erzeugt worden ist, ist bis heute noch in vielen Exemplaren erhalten geblieben. Sie ist aber auch kein Bestandteil der lebendigen Tracht und wird nur bei den alljährlichen Trachtenumzügen beim Narzissenfest getragen.

Abschließend ist zu sagen, daß die Frauen heute entweder Ausseer Hüte oder Kopftücher tragen. Diese Kopftücher entsprechen nicht mehr jenen schwarzen, die bis vor vierzig Jahren üblich waren, sondern sind einfarbige oder gemusterte Wolltücher, oder auch immer stärker aufkommend, die in Aussee erzeugten Handdruck-Seidentücher.

Bemerkenswert sind auch die verschiedenen Formen des Hut schmuckes. Die Schwanzfedern des Spielhahnes stellen den beliebtesten

Hutschmuck der jungen Burschen dar. Früher wurde der ganze Spielhahnstoß getragen, heute meist nur ein halber. Warum diese „Hahnfedern“ so viel kostbarer geworden sind, liegt darin begründet, daß der heimische Bestand an Spielhähnen reduziert wurde, so daß fast ausschließlich importierte Federn Verwendung finden. Als Herkunftsland der Federn ist die Sowjetunion erwähnt.

Der „Gamsbart“ stammt im Ausseer Land nur in wenigen Fällen wirklich von der Gemse, sondern es handelt sich meist um einen „Hirschbart“, denn auch die Deckenhaare des Hirsches eignen sich hervorragend zur Erzeugung der pinselförmigen Bärte. Kleinere Pinsel können auch aus Dachshaar gebunden werden.

Dachshaare werden auch in erster Linie für den „Radlbart“ oder den „Scheibenbart“ verwendet. Dazu werden die Haare in kleine Büschel gebunden, die mit ihren unteren Enden auf eine Leder-scheibe aufgenäht werden. Diese Nahtstellen werden von einem kreisrunden Stoffleck verdeckt, der wieder meist mit einem Silberknopf verziert wird. Die Silberknöpfe tragen meist ein Waldmotiv. Die Scheibenbärte waren früher wesentlich größer als heute. Ein Durchmesser von 15 und sogar auch 20 cm war keine Seltenheit. Heute sind die Scheibenbärte kleiner, in der Regel zwischen 5 und 8 cm im Durchmesser. Es ist auch hier eine Kostenfrage, da der heutige Bedarf nicht zur Gänze aus heimischen Wäldern gedeckt werden kann. So werden heute für die kleinen Scheibenbärte die Resthaare, die beim Binden der Pinselbärte ausgeschieden werden, verwendet. Diese billigen Bärte, die keinen „Reif“ besitzen, sondern aus „blinden“ Haaren gebunden, werden von den Ausseern gemieden und gelangen meist zum Verkauf an Fremde.

Der Scheibenbart und auch der Schildhahnstoß werden manchmal auch mit einem „Hahnbart“ kombiniert. Der Hahnbart ist die Bezeichnung für die schneeweißen Flaumfedern des Auerhahnes.

Alle diese genannten Arten des Hutschmuckes werden von den Männern getragen, während für die Verzierung der Frauenhüte nur ein kleiner Scheibenbart in Frage kommt.

Die Knöpfe bilden wesentliche Elemente des Trachtenschmuckes. Als Materialien stehen hier Hirschhorn und Silber zur Verfügung. Beim Spenzer werden Hirschhornknöpfe verwendet, mit Ausnahme der beiden Silberknöpfe und des Silberkettchens, mit denen der Spenzer geschlossen wird. Beim Dirndl finden wir Silberknöpfe und nur bei ganz einfachen Werktagsdirndl auch noch Perlmutter-Knöpfe.

Aus Silber bestehen auch die Nadeln, mit denen das Seiden-Schultertuch der Frauen festgesteckt wird und der Ring, mit dem bei den Männern ein kleines Seidentuch in Krawattenform zusammengelegt wird.

Zusammenfassend soll hier noch das Bild der heutigen Ausseer Tracht gezeichnet werden. Bei der Beschreibung der einzelnen Elemente wurde jeweils die Entwicklung bis zum heutigen Stand geschildert. Daraus geht hervor, daß der Unterschied zwischen der historischen Tracht und der heute in Aussee lebendigen Tracht sehr groß ist.

Das „Ausseer Gwand“ hat sich im Laufe der Zeit den jeweiligen Bedürfnissen derart anpassen können, so daß wir heute eine durchaus moderne Kleidung vorfinden, das heißt, eine Kleidung, die sowohl unserem Zeitgeschmack und auch den praktischen Anforderungen des heutigen Berufslebens entspricht. Dieser kontinuierliche Anpassungsvorgang ist jedoch nicht in allen österreichischen Trachtengebieten zu verfolgen. Dort ist in den letzten Jahren von einer gesteuerten Trachtenerneuerung die Rede. In Aussee dagegen ist eine solche Erneuerung, wie erwähnt, nicht notwendig.

Diese große Anpassungsfähigkeit der Ausseer Tracht hat einen realen Hintergrund und ist auch mit den hier seit langem herrschenden sozialen Verhältnissen erklärbar. Es handelt sich hier ja um kein abgeschlossenes ländliches und bäuerliches Siedlungsgebiet, sondern das kulturelle Leben ist seit alters her von einem Bürgerstand getragen worden. Diese bürgerliche Bereitschaft, Veränderungen leichter anzunehmen, ist durch den relativ alten Ausseer Fremdenverkehr verstärkt worden.

Der Einfluß des frühen Fremdenverkehrs kann in Aussee mit dem Einfluß des Adels gleichgesetzt werden. Die Adligen kamen zuerst nur zur Sommerfrische, siedelten sich aber mit der Zeit mit Zweitwohnsitzen immer fester in Aussee an. Die Adligen brachten aber nicht nur ihre städtischen Gewänder mit, sondern auch ihre Schneider, die sie auch auf ihren Landsitzen mit Kleidung versorgen mußten. Der Einfluß dieser herrschaftlichen Schneider auf das einheimische Schneiderhandwerk hat größte Folgen gezeitigt. Die heimischen Schneider haben durch den Umgang mit ihren herrschaftlichen Zunftgenossen sich wesentlich bessere Techniken aneignen können als die Störschneider, die andere ländliche Gebiete versorgten. Man kann heute diese Steuerung des heimischen Schneiderhandwerkes als die eigentliche Ursache für die Entstehung der so selbständigen Ausseer Tracht bezeichnen.

Wenn hier die große Bedeutung der Schneiderkunst auf die Trachtenentwicklung der Vergangenheit betont wird, so ist auch der Schluß naheliegend, daß die weitere Existenz einer lebendigen Tracht von einem gesunden Schneiderhandwerk abhängig sein wird. In dieser Hinsicht scheint die Zukunft der lebendigen Ausseer Tracht als gesichert, denn allein im Markt Aussee sind mehrere Trachtenschneidereien, eine davon sogar großgewerblich, anzutreffen. Dazu kommen noch die Schneider in den umliegenden Orten, wie Kainisch und Altaussee, die zum Teil auch für die Ausseer arbeiten.

Nicht zuletzt muß auch das gesunde Selbstbewußtsein der Ausseer, die ihre Tracht mit Stolz tragen und sie pflegen als erhaltende Kraft, von entscheidender Bedeutung genannt werden.

Das „Gummihupfn“

Ein Beitrag zur Erforschung aktueller Kinderspiele

von Helmut Eberhart

Im Rahmen meiner Dissertation „Schulbräuche – Eine volkskundliche Untersuchung der traditionellen Elemente an den Volksschulen der Stadt Graz“¹⁾ hatte ich mich auch mit den Spielen zu befassen, die die Hauptbeschäftigung der Kinder in den Pausen darstellen. Eine dominierende Rolle nahm im Aufnahmejahr 1976 – zumindest in Mädchenvolksschulen – das „Gummihupfn“ ein. Bei diesem Spiel wird ein ca. 3–4 m langer Wäschegummi um die Füße, bzw. die Beine zweier Kinder oder einfach um zwei Stuhlbeine gespannt, und ein drittes Kind springt nun mit oder auf dem Gummi verschiedene Figuren. 1976, zur Zeit der Aufnahme, erfreute sich das „Gummihupfn“ einer großen Beliebtheit, die auch in den folgenden beiden Jahren nicht nachgelassen hat. Nicht nur in der Schule, sondern auch in den Siedlungen konnte man die Mädchen im Alter von etwa 5–11 Jahren springen sehen. Es schien nun nicht uninteressant zu sein, nach zwei Jahren mit denselben Kindern wie 1976²⁾ dieses Spiel neu aufzuzeichnen und mit der Erstaufnahme zu vergleichen, um eventuelle Veränderungen oder Erneuerungen im Spielablauf feststellen zu können. Eines sei vorweggenommen: Das Ergebnis war einigermaßen überraschend! Die folgende Gegenüberstellung der Aufzeichnungen von 1976 und 1978 zeugt deutlich die zwischen diesen beiden Jahren erfolgte völlige Veränderung, die dieses Spiel erfahren hat.

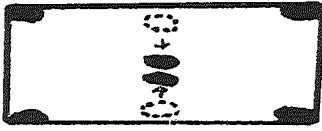
I. Aufnahme April 1976

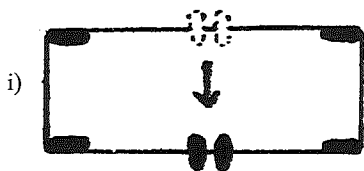
Spielvarianten:

1. Mit gegrätschten Beinen (normale Variante)

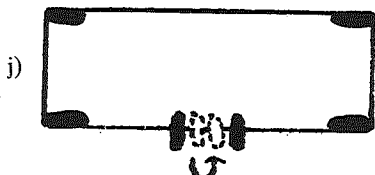
¹⁾ Helmut Eberhart, Schulbräuche. Eine volkskundliche Untersuchung der traditionellen Elemente an den Volksschulen der Stadt Graz, Phil. Diss. am Institut für Volkskunde der Univ. Graz, Graz 1976.

²⁾ Die Aufnahme erfolgte beide Male in Judendorf-Straßengel bei Graz. Für die Mitwirkung sei an dieser Stelle den Kindern, vor allem Isabel Landsiedler, ein herzliches Dankeschön ausgesprochen.

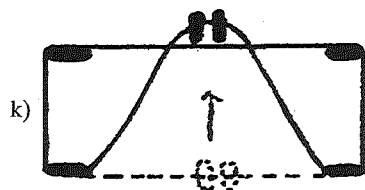
- a)  Grundstellung: Beine sind geschlossen.
- b)  Sprung innerhalb des Gummis in die Grätsche.
- c)  Wieder zurück in die Grundstellung.
- d)  Wieder in die Grätsche.
- e)  Wieder in die Grundstellung.
- f)  Der Gummi ist nun zwischen den Beinen!
- g)  Dasselbe auf der anderen Seite!
- h)  Sprung auf das Band.



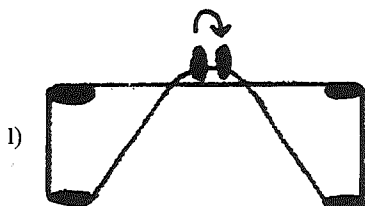
Sprung auf die andere Seite. Man muß wieder auf dem Band zu stehen kommen.



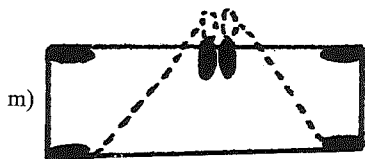
Der Spieler dreht sich wieder mit dem Gesicht zum Gummi. Dieser geht nun über den Rist.



Der über dem Rist liegende Gummi wird mit einem Sprung über die andere Seite gezogen.



Man steigt nun mit den beiden Beinen auf den hinübergezogenen Gummi.



Durch Hochspringen schnellst der Gummi wieder zurück. Der Spieler selbst muß auf dem Gummi zu stehen kommen.

Um den Schwierigkeitsgrad zu erhöhen, gibt es mehrere Sprunghöhen. Man beginnt zuerst mit der einfachsten Form, wobei der Gummi in Knöchelhöhe gespannt ist. Dann wird der Gummi immer höher gelegt. Es gibt insgesamt folgende Variationen:

- a) „ganz unten“
- b) „Wade“
- c) „Knie“
- d) „Oberschenkel“
- e) „Hüfte“ (gemeint ist oberer Oberschenkel, selten gesprungen)

2. Sonderformen

2.1 Mit geschlossenen Beinen („Zwei Füße zusammen“)



Grundstellung. Die übrige Sprungkombination wie oben.

2.2 Gummi ist nur um ein Bein gelegt („Einfuß“).

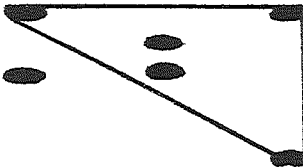


Grundstellung. Sonst wie oben. Sprunghöhe meist nur bis Wade.

2.3 Die gesamte Sprungkombination kann auf einem Bein erfolgen. Das zweite Bein darf zwischen den Sprüngen zum Rasten abgesetzt werden. Die Sprunghöhe geht nur bis Wade.

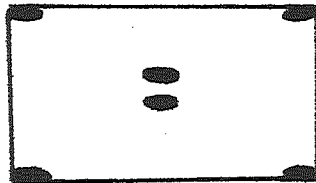
2.4 „Verkehrte Welt“. Im Gegensatz zum Normalfall wird bei dieser Variante immer mit dem Rücken in Sprungrichtung gesprungen, wodurch die sonst gleichbleibenden Kombinationen erheblich erschwert werden.

2.5 „Tüte“.



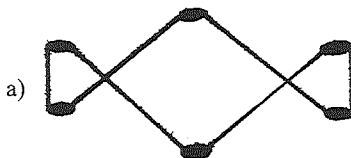
Grundstellung. Sonst wie oben. Sprunghöhe auch bis Oberschenkel.

2.6 „Badewanne“.



Die Grundstellung ist eine besonders breite Grätschstellung, sonst wie oben.

2.7 „Karo“.



a)

Grundstellung.



Durch Hochspringen schnellst der Gummi wieder in die Ausgangslage, man muß nun innerhalb des Gummis zu stehen kommen.

c)



wieder zurück zur Karostellung.

d)



Diesmal ist auf den Gummi zu springen.

e)



wieder zurück zur Karostellung.

f)



Diesmal ist außerhalb des Gummis aufzuspringen.

2.8 „Spirale“.



Grundstellung. Weitere Sprungfolge wie bei Karo.

Ein Spieler darf solange springen, bis er einen Fehler macht. Als solcher wird das falsche Aufspringen gewertet. Wenn ein Spieler aber in die Luft springt und auf derselben Stelle wieder aufspringt, wird dies nicht als Fehler gewertet, sondern zählt als „Luftsprung“.

II. Aufnahme Oktober 1978

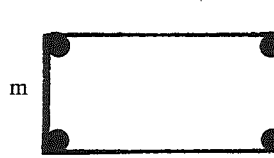
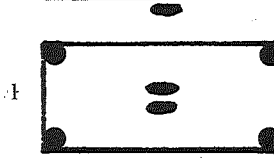
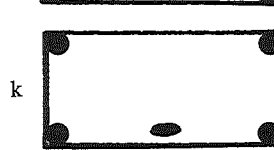
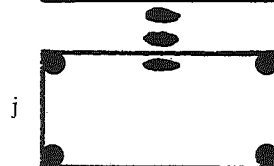
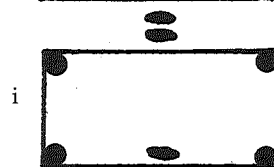
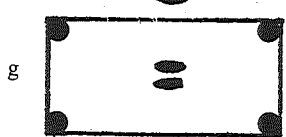
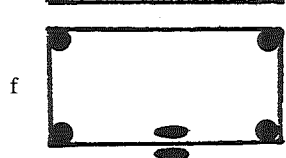
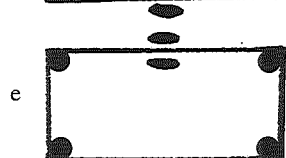
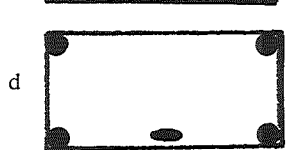
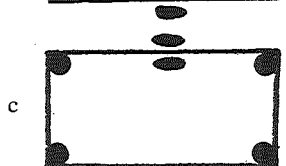
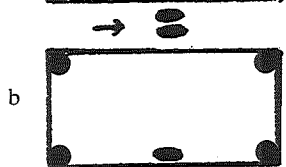
Spielvarianten:

Die „Normalform“ ist fast gleich geblieben. Es entfällt lediglich die Wiederholung am Anfang (1. c–d).³⁾ Die Sonderformen sind ebenfalls noch bekannt, finden jedoch gleich wie die normale Variante kaum mehr Verwendung. Sie wurden von gänzlich neuen Sprungkombinationen verdrängt, die, mit einer Ausnahme, von rhythmischen Sprüchen bzw. Wortverbindungen begleitet werden. Für die neuen Sprungfolgen kommen mit Ausnahme von „Wade“ alle bereits 1976 genannten Sprunghöhen in Betracht. Auch die Fehlerwertung hat ihre Gültigkeit beibehalten.

³⁾ Die Wiederholung wurde auch früher nicht immer gesprungen.

Die insgesamt 15 neuen Sprungfolgen teilen sich auf sechs Wortverbindungen bzw. Sprüche auf. Aus Platzgründen kann hier nur jeweils eine Sprungfolge gleichsam als Beispiel wiedergegeben werden. Somit sind auf den folgenden Seiten sechs Sprungkombinationen mit Text und die einzige neue Version ohne Text dargeboten.

1. Schneewittchen



Zwerge

wohnen

in

den

sieben

Bergen

Schnee-

witt-

chen

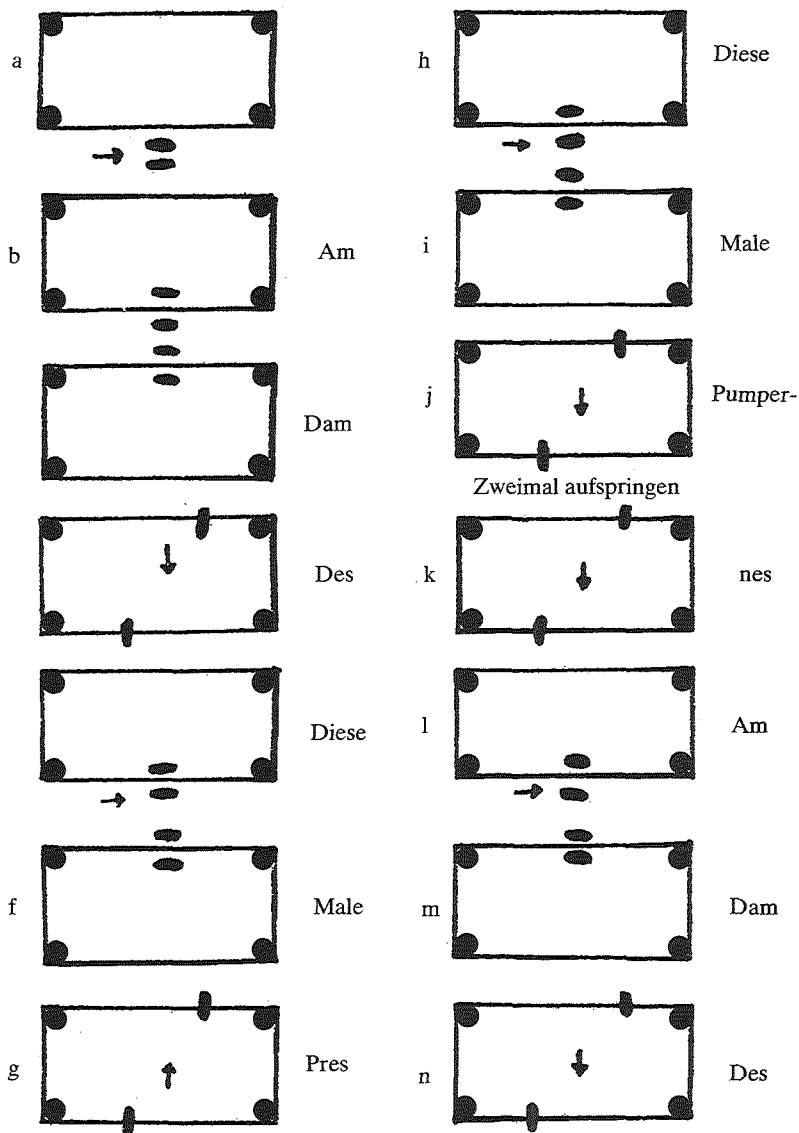
und

die

sieben

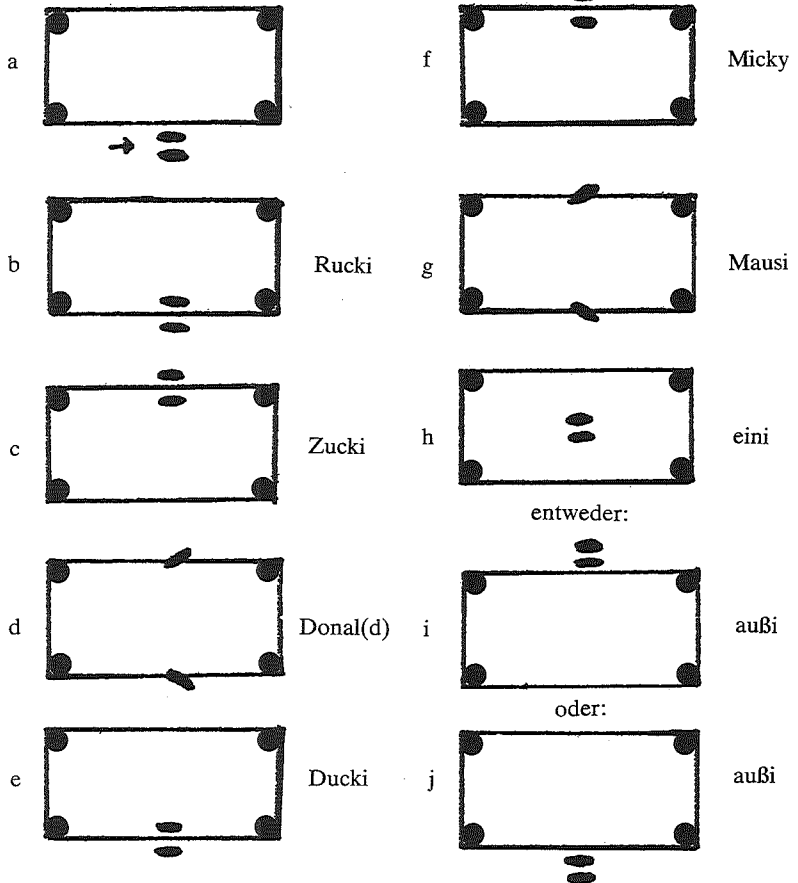
Zu „Schneewittchen“ ist noch eine Sprungvariante bekannt.

2. Am Dam Des



Zu „Am Dam Des“ gibt es weitere vier Versionen!

3. Rucki Zucki



Zu „Rucki Zucki“ sind noch drei Varianten bekannt.

4. Die Wissenschaft

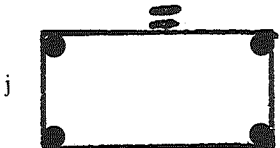
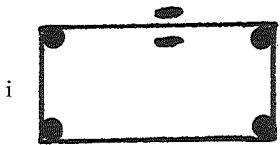
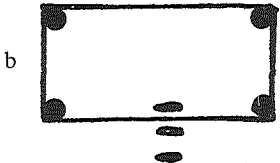
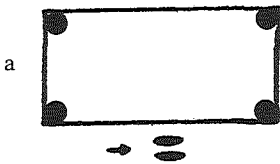
Zu Beginn steht der Spieler so, daß der Gummi zwischen seinen Beinen ist (siehe z. B. Rucki Zucki, Stellung b). Der Text lautet nun wie folgt (Schrägstriche bedeuten neuen Sprung): „Die Wissen/schaft hat fest/ge/stellt daß Co/ca Co/la Gift ent/hält.“

Es wird nun ständig von einer Seite zur anderen gesprungen, wobei der Gummi nach dem Sprung immer zwischen den Beinen des Spielers sein muß. Erst am Schluß bei „ent –“ wird in das Rechteck gesprungen und bei „– hält“ aus dem Rechteck heraus.

5. Coca Cola

Wie vorhin wird auch bei „Coca Cola“ nur hin und her gesprungen. Auch hier befindet sich der Gummi nach dem Sprung zwischen den Beinen des Spielers. Als Text wird lediglich „Co/ca Co/la“ einmal wiederholt. Einzige Besonderheit bei dieser Sprungfolge: Beim zweiten „Coca Cola“ dreht man sich um 180 Grad.

6. Dick und Doof



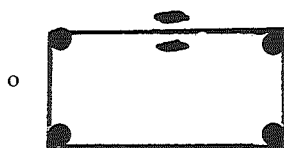
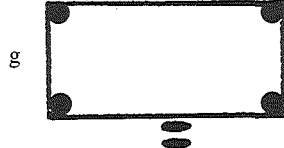
Dick

und

Doof

Dick

fiel



gingen

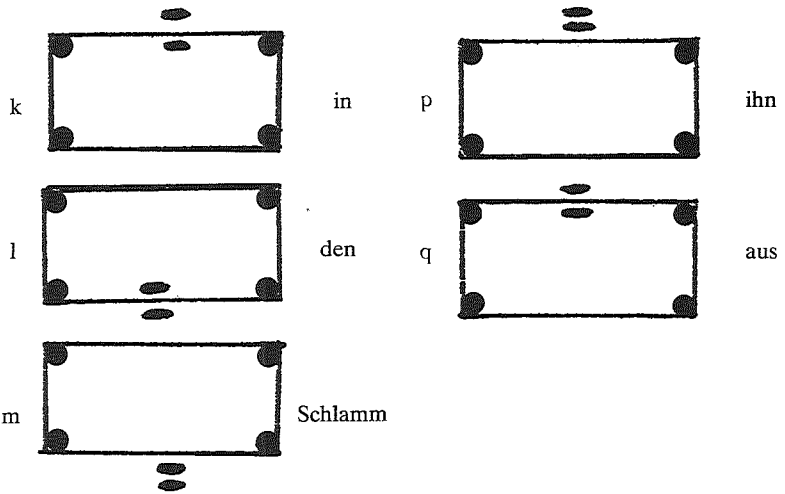
in

den

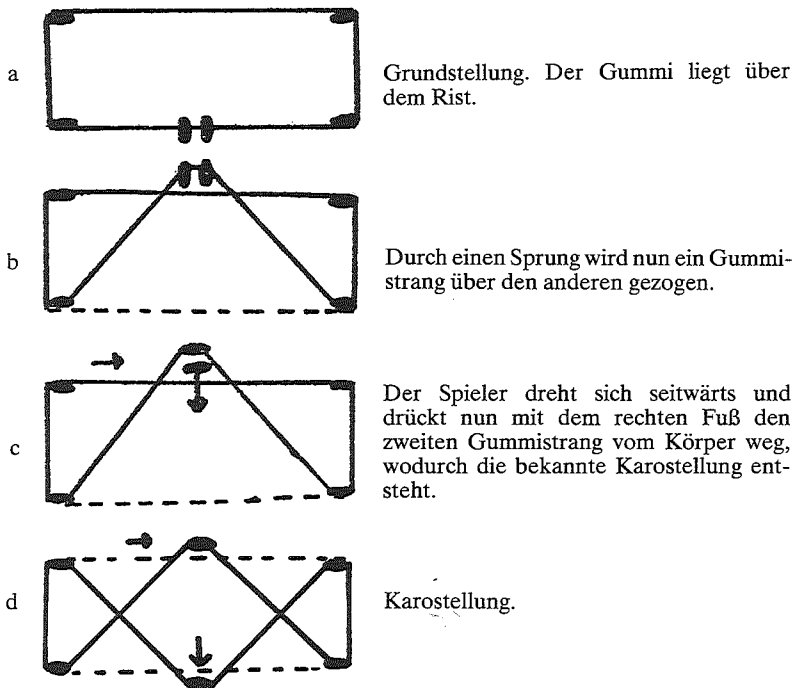
Hof

Doof

lachte

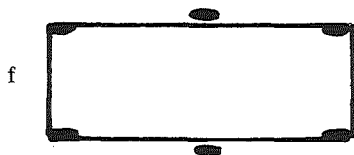


7. Sprungkombination ohne Text





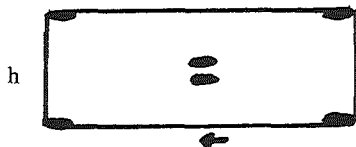
Nun wird in die Höhe gesprungen und der Gummi schnellt wieder in die ursprüngliche Lage zurück.



Sprung aus dem Rechteck.



Die Beine werden zusammengedrückt. Durch eine Drehung um 180 Grad entsteht die „Spirale“.



Durch einen neuerlichen Hochsprung wird der Gummi in die Ausgangslage gebracht.



Von innen wird nun jeder Gummistrang einmal um ein Bein geschlungen.



Wieder erfolgt ein Sprung, um den Gummi in die Ausgangslage zu bringen.

Mit Ausnahme der zuletzt dargestellten Version unterscheiden sich alle übrigen vierzehn Sprungfolgen grundlegend von den 1976 aufgezzeichneten; sie weisen eigentlich keine Gemeinsamkeiten mehr auf (sieht man von der vorgegebenen Gleichheit einzelner Sprünge ab). Bei Variante 7 hingegen lassen sich die Zusammenhänge mit den Sprüngen von 1976 noch deutlich erkennen. Es wurden dabei z. T. recht komplizierte und bereits 1976 verwendete Einzelteile zu einer neuen Sprungfolge kombiniert; nur der letzte Teil (i–j) war vor zwei Jahren noch unbekannt. Im Gegensatz dazu bestehen die mit Sprüchen begleiteten Kombinationen nur aus einfachen Sprüngen. Dieser Umstand scheint allerdings im erforderlichen Rhythmus seine Erklärung zu finden.

Woher die neuen Varianten kommen, vermögen die Kinder nicht anzugeben. („Sie waren einfach da.“) Zumindest ist aber der Einfluß des Fernsehens und der Eltern – bzw. generell der Erwachsenen – deutlich sichtbar: Die Kinderserie „Am Dam Des“ zählt zu den meist konsumierten Fernsehserien, und auch „Dick und Doof“ wurde in den vergangenen Jahren vom österreichischen Fernsehen oft als Nachmittagsprogramm ausgestrahlt. Wieweit „Die Wissenschaft“ und „Coca Cola“ auf Ermahnungen Erwachsener zurückgehen, läßt sich nur vermuten. „Rucki Zucki“ hingegen zeigt den Einfluß der beliebten Comic-Hefte Micky Maus. Wie allerdings der grundsätzliche Anstoß zur Verbindung von Sprungkombinationen mit rhythmischen Wortverbindungen und Sprüchen erfolgte, ist ebenso unsicher, wie die heutige Verbreitung dieser Versionen. Da sich meine Aufnahme nur auf eine Familie bzw. Spielgemeinschaft beschränkte, wird erst zu untersuchen sein, wie weit diese Art verbreitet ist, und ob andere Sprüche und Sprungfolgen bekannt sind.

Schwierigkeiten ergeben sich auch bei der Frage nach der Herkunft des „Gummihupfn’s“ in seiner ursprünglichen Form. Obwohl dieses Spiel nachweislich in den letzten fünfzehn Jahren in weiten Bereichen des deutschen Sprachraumes bekannt und beliebt ist, hat sich die Spielforschung bisher kaum damit auseinandergesetzt. Den frühesten Hinweis finden wir anscheinend erst bei Ulrich Bauche, der für Hamburg ein erstes Auftauchen dieses Spieles unter dem Namen „Gummitwist“ im Frühjahr 1963 feststellt.⁴⁾ Noch im Sommer desselben Jahres bringen Hamburger Kinder den „Gummitwist“ nach Schleswig-Holstein.⁵⁾ Neben Bauche dürfte sich bis jetzt scheinbar nur Gertrud Angermann mit diesem Phänomen befaßt haben.⁶⁾ Sie bringt für 1966/67 einige Belege, die ein Bekanntsein des „Gummitwists“ im Bundesland Nordrhein-Westfalen, in der ostdeutschen Hafenstadt Rostock und in München bezeugen. Der Hinweis für Düsseldorf lautete damals bereits „... schon vor Jahren beobachtet.“⁷⁾, woraus man auf eine Entstehungszeit schließen könnte, die etwa der in Hamburg entspricht. In Graz war das „Gummihupfn“ nachweisbar bereits um die Mitte der sechziger Jahre bekannt, wenn auch noch nicht so beliebt und weit verbreitet wie

⁴⁾ Ulrich Bauche, Gummitwist. Ein neues Kinderspiel in Hamburg. Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, Bd. 9, Hamburg 1965, S. 137 ff. (Im folgenden zitiert als Bauche.)

⁵⁾ Bauche, S. 139.

⁶⁾ Gertrud Angermann, Kinderspiel im Wandel der Zeiten. (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 14. Jg., Bonn und Münster 1967, S. 151 ff.) (Im folgenden zitiert als Angermann.)

⁷⁾ Angermann, S. 155.

heute.⁸⁾ Mit Sicherheit läßt sich also vorläufig nur feststellen, daß das „Gummihupfn“ oder der „Gummitwist“ zum vorhin genannten Zeitpunkt im deutschen Sprachraum zumindest in größeren Städten weit, wenngleich nicht allgemein, verbreitet war. Wie diese Verbreitung vor sich ging und ob tatsächlich Norddeutschland als Ausgangspunkt angesprochen werden kann, ist derzeit ebenso ungeklärt, wie das genaue Alter dieses aktuellen Spieles. Da Vergleiche für Österreich zur Gänze fehlen, läßt sich auch nicht abschätzen, ob nicht gerade aus unserem Land vielleicht frühere Belege zu finden sind. Der deutsche Name „Gummitwist“ deutet jedoch ziemlich eindeutig auf eine Entstehungszeit um 1960 hin. Damals erlebte der Twist als Modetanz der Erwachsenen eine große Popularität. Wenn wir also Deutschland als Ursprungsland des „Gummitwists“ annehmen, dürfte auch die Zeit des Aufkommens als einigermaßen gesichert betrachtet werden können. Falls jedoch dieses Spiel von Österreich ausgeht – was nach der derzeitigen Stand der Forschung nicht gänzlich auszuschließen ist – dann ist aufgrund der Bezeichnung „Gummihupfn“ allein eine Altersbestimmung nicht möglich.

Zur Entstehung selbst führt Bauche eine Theorie an, die sicher nicht außer acht gelassen werden darf: Er sieht in diesem Spiel eine Synthese zwischen den beiden wesentlich älteren Spielen „Fadenspiel“ und „Tempel-“ bzw. „Figurenhüpfen“.⁹⁾ Letzteres wurde auch vom „Gummihupfn“ weitgehend verdrängt. Doch auch in dieser Hinsicht wird erst nach weitreichenderen Untersuchungen und besseren Vergleichsmöglichkeiten näheres zu sagen sein.

Keinesfalls anzunehmen ist ein unabhängiges Aufkommen dieses Spieles in Deutschland und Österreich bzw. in der Steiermark. Dagegen sprechen auch die zahlreichen Parallelen im Spielverlauf. Interessant ist jedoch dabei, daß sich diese Parallelen zu Bauche und Angermann nur von meiner ersten Aufzeichnung 1976 ziehen lassen; ein Hinweis darauf, daß es sich bei den 1978 aufgezeichneten Sprungkombinationen ausschließlich um lokale oder zumindest regionale Varianten zu handeln scheint. Die Verwandtschaft zeigt sich zunächst deutlich bei Bauches „Wassersprung“¹⁰⁾, den wir in ähnlicher Form auch bei Angermann (ohne Bezeichnung)¹¹⁾ finden und der weitgehend den Sprüngen j–m unserer Grundvariante von 1976 entspricht. Die „Spirale“ heißt bei

⁸⁾ Zu dieser Zeit gehörte das „Gummihupfn“ in der Privatschule der Eggenberger Schulschwestern zu den beliebtesten Beschäftigungen der Kinder in den Pausen.

⁹⁾ Bauche, S. 138 f.

¹⁰⁾ Ders., S. 137.

¹¹⁾ Angermann, S. 154.

Bauche „Käserolle“¹²⁾ und wird ebenfalls bei Angermann genannt (wieder ohne Bezeichnung).¹³⁾ Nur bei Bauche erwähnt wird „Karo“ als „Salino“ oder „Salami“¹⁴⁾ und das Springen auf einem Bein als „Hinke“.¹⁵⁾ Die Bezeichnung „Hinke“ tritt übrigens auch in Rostock auf, allerdings nicht als Sprungtechnik, sondern als Kombination.¹⁶⁾ Weitgehende Übereinstimmungen gibt es zwischen den Aufnahmeorten Angermanns Bielefeld und Hoberge und Judendorf-Straßengel bei Graz auch in der Art, den Gummi zu spannen. Die Normalstellung mit gegrätschten Beinen ist als Parallele eine Selbstverständlichkeit und braucht nicht extra hervorgehoben zu werden. Daneben finden wir bei Angermann aber auch „Engpaß“, „Pferdefuß“ und „Autobahn“,¹⁷⁾ was nichts anderes bedeutet, als – in der gleichen Reihenfolge – „Zwei Füße zusammen“, „Einfuß“ und „Badewanne“. In Hoberge treten auch die gleichen Sprunghöhen auf wie in Judendorf-Straßengel:

Hoberge ¹⁸⁾	Judendorf-Straßengel
„unten“	„ganz unten“
„Wade“	„Wade“
„Knie“	„Knie“
„Unterschenkel“	„Oberschenkel“
(Beide entsprechen dem unteren Oberschenkel)	
„Oberschenkel“	„Hüfte“
(Beide entsprechen dem oberen Oberschenkel)	

Zusammenfassend darf folgendes festgestellt werden. Wir haben ein Spiel vor uns, dessen Entstehungszeit wahrscheinlich um 1960 liegen wird, dessen Herkunft und heutige Verbreitung aber noch nicht fixierbar sind. Auch das „Wie“ der Verbreitung ist ungeklärt. Ausgehend von der keinesfalls gesicherten Tatsache, daß dieses Spiel aus Deutschland kommt, ist eine Verbreitung durch den Tourismus zumindest für die Steiermark praktisch auszuschließen. Das „Gummihupfn“ war 1976(!) in Schladming, einem der von deutschen Urlaubern am meisten frequentierten Orte der Steiermark noch nicht bekannt.¹⁹⁾ Es scheint sich also um ein Phänomen zu handeln, das ähnlich anderen Innovationen zunächst als rein städtisch, um nicht zu sagen großstädtisch, anzusehen ist und von da erst wellenförmig die kleineren Gemeinden erreicht.

¹²⁾ Bauche, S. 137.

¹³⁾ Angermann, S. 153.

¹⁴⁾ Bauche, S. 137.

¹⁵⁾ Ders., S. 138.

¹⁶⁾ Angermann, S. 157f.

¹⁷⁾ Angermann, S. 154.

¹⁸⁾ Dies., S. 153.

¹⁹⁾ Gewährsperson: Renate Maili, Hauptschullehrerin in Schladming.

Um weiteren Aufschluß über dieses Kinderspiel zu bekommen, müßte sich nun die volkskundliche Spielforschung auf breiterer Basis damit beschäftigen und es mit Umfragen – vor allem an Schulen – auch historisch in den Griff zu bekommen versuchen. Möge dazu dieser Beitrag eine Anregung sein.

Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten Oskar Mosers seit 1974

Zusammengestellt von Ilse Koschier

Die Sagen und Schwänke der Apollonia Kreuter. Leben und Überlieferungen einer Kärntner Volkserzählerin. Klagenfurt, Heyn 1974. 166 S.

Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten, mit 63 Fotos und Zeichnungen des Verfassers. (= Kärntner Museumschriften, 57.) Klagenfurt, Landesmuseum für Kärnten 1974. 219 S.

Lindentanz und Kirchweihrecht. Zu einigen Grundzügen des Gailtaler Kirchtagsbrauches. – In: Festschrift für Franz Koschier. Beiträge zur Volkskunde, Naturkunde und Kulturgeschichte. (= Kärntner Museumsschriften 57.) Klagenfurt, Landesmuseum für Kärnten 1974. S. 57–75.

Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Museumsführer 3. Aufl. Klagenfurt 1974. 31 S.

(Gem. mit Franz Grieshofer) Grassense I – Grundtypen der Langstielsense. – In: Österreichischer Volkskundeatlas, hrsg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Lfg. 5, Wien (1974), Bl. 79.

(Gem. mit Franz Grieshofer) Getreidesense – Formen der Umlegevorrichtung. In: Österreichischer Volkskundeatlas, hrsg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Lfg. 5, Wien (1974), Bl. 81.

Die Räume eines Villacher Bürgerhauses um 1300. – In: Carinthia I, Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten. Festgabe für Wilhelm Neumann zum 60. Geburtstag. Jg. 165, Klagenfurt 1975, S. 269–282.

Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Museumsführer. 4. Aufl., Klagenfurt 1975. 31 S.

Fünf Mölltaler-Lügenmärlein. – In: LM. Jg. 1975, H. 2, S. 3–4.

Muß Heimat Kitsch und Schnulze sein? – In: LM. Jg. 1975, H. 3, S. 6.

Was wurde geleistet? Ein Rückblick auf die Anfänge volkskundlicher Sammel-tätigkeit in Kärnten. – In: LM. Jg. 1975, H. 10, S. 6–9.

„Lahm und Stan hab' mar schuen daham!“ Was die Kärntner vom Reden sagen. In memoriam Eberhard Kranzmayer. – In: LM. Jg. 1975, H. 11, S. 2–4.

Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich. Mit 21 Bildtafeln u. Zeichn. d. Verfassers. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. 17.) Wien, Österr. Museum f. Volkskunde 1976. 60 S.

Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Museumsführer. 5. Aufl. Klagenfurt 1976, 31 S.

Die bäuerlichen Sachgüter im Aufbau der Kärntner Volkskultur. Eine volkskundliche Skizze mit 27 Bildbeispielen. – In: Unvergängliches Kärnten. Beiträge zur Heimatkunde Kärntens. (= Sa. aus: LM. Jg. 1976, H. 10) Klagenfurt 1976, S. 103–127.

Von den „Stockmühlen“ im oberen Mölltal. 1. Teil. – In: LM. Jg. 1976, H. 12, S. 4–7.

Das Bauernhaus als Raum- und Funktionsgefüge am Beispiel Innerkärntens. – In: der aufbau. Fachschrift für Planen, Bauen, Wohnen und Umweltschutz, hrsg. vom Stadtbauamt Wien. Jg. 31, H. 7/8, Wien 1976, S. 238–241.

Hanns Koren 70 Jahre. – In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 79, H. 4, Wien 1976, S. 299–301.

Karl Haiding 70 Jahre. – In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 79, H. 4, Wien 1976, S. 301–302.

Die Schlittenabfahrt vom Luschariberg. Sachkundliche Beiträge zu einem ungewöhnlichen Wallfahrerbrauch. (Mit 9 Abb.) – In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 80, H. 3, Wien 1977, S. 189–212.

Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal, Museumsführer. 6. Aufl. Klagenfurt 1977. 31 S.

Die Hausangaben in St. Pauler Ehrungsbüchern und die Rauchstubenhäuser Unterkärntens. – In: Carinthia I. Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten, geleitet von Wilhelm Neumann. Jg. 167, Klagenfurt 1977, S. 151–240.

Der Luschariberg im Spiegel einer Kirchenrechnung aus dem Jahre 1744. – In: LM. Jg. 1977, H. 2, S. 4–6.

Von den „Stockmühlen“ im oberen Mölltal. 2. Teil. – In: LM. Jg. 1977, H. 3, S. 1–4.

Der „Lobnig-Kasten“. Ein Blockbauspeicher aus den Ostkarawanken im Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal. – In: LM. Jg. 1977, H. 10, S. 33–41.

Zum Aufkommen der „Stube“ im Bürgerhaus des Spätmittelalters. – In: Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters. Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 2. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse. Sitzungsberichte 325.) Wien 1977, S. 207–226.

Teigschaufel: Teigschwert. – In: Mitteilungsblatt des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im Ö. Bildungs- und Heimatwerk. Beiträge zur Sachvolkskunde. Nr. 1, Wien 1978, S. 1–2.

Drei Gebote der Stunde. Aus einer Diskussion um Fragen und Aufgaben der Volkskulturförderung. – In: LM. Jg. 1978, H. 3, S. 2.

Ein Gailtaler Bauern-Inventar aus dem Jahre 1518. – In: LM. Jg. 1976, H. 4, S. 6–9.

Mittelalterliche Kirchentrühen. Zur Geschichte und Entwicklung der Land- und Bauernmöbel in Kärnten. 1. Teil. – In: LM. Jg. 1978, H. 6, S. 1–8.

Die Stangenarl. Ein Pflugtyp der südlichen Alpenländer. – In: Festschrift für Wilhelm Hansen. Hrsg. von Martha Bringmeier, Paul Pieper, Bruno Schier, Günter Wiegmann. (= Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. 25.) Münster, Aschendorff 1978, S. 135–144.

Kärnten – Das Zeugnis einer Volkskultur. In: Die Brücke. Kärntner Kulturzeitschrift. Nr. 4 (=Jg. 2, Herbst 1976), Klagenfurt 1976, S. 125–130, 5 Abb.

Zur Kärntner Überlieferung des Liedes „Kein Bauer mag ich nimmer bleiben.“ mit 2 Abbildungen. – In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Bd. 26, Wien 1977, S. 11–30.

Der „Heurechen“ in Südtirol. Eine Bestandsaufnahme des Arbeitsgerätes in jüngster Zeit. – In: Der Schlern. Jg. 52, H. 5, Bozen 1978, S. 251–268, 7 Abb. und Karten, 4 Fotos.

Außerdem fehlt in dem Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Oskar Moser von Josef Höck – Festgabe für Oskar Moser. Beiträge zur Volkskunde Kärntens. (=Kärntner Museumsschriften, Bd. 55.) Klagenfurt 1974, S. 13–25 – folgendes Zitat: Abschnitt „KÄRNTEN“. – In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. (=Notring-Jahrbuch 1973.) Wien 1973, S. 91–112, 7 Fototafeln.

Buchbesprechungen von Oskar Moser in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ab 1975

L. Brandts Buys, De landelijke bouwkunst in Hollands Noorderkwartier. Stichting Historisch Boerderij-onderzoek – Arnhem 1974.

In: ÖZV XXIX/78, H. 2, Wien 1975, S. 210–213.

(Cornel Irimie, Corneliu Bucur u. a.): Museum der bäuerlichen Technik/Brukenthalmuseum – Sibiu. Sibiu 1974.

In: ÖZV XXIX/78, H. 2, Wien 1975, S. 214 f.

Hermann Schilli, Das Schwarzwälder Freilichtmuseum – Der Vogtsbauernhof. Mit Fotos von Heinz Finke und Rolf Heitz. Lahr/Schwarzwald (1975).

In: ÖZV XXIX/78, H. 3, Wien 1975, S. 296 f.

Joachim Hähnel, Stube – Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung. (Schriften der volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 21). Münster-Aschendorff.

In: ÖZV XXIX/78, H. 4, Wien 1975, S. 344–348.

Achille Bertarelli, Le stampe popolari italiane – Introduzione di Clelia Alberici. Biblioteca Universale Rizzoli – I grandi libri illustrati. Milano (1974).

In: ÖZV XXIX/78, H. 4, Wien 1975, S. 359 f.

Viktor Herbert Pöttler, Alte Volksarchitektur. Graz/Wien/Köln (1975).

In: ÖZV XXX/79, H. 1, Wien 1976, S. 81 f.

János Tóth, Az Örségnek népi építészete (Die Volksarchitektur des Örség-Gebietes). Budapest 1975.

In: ÖZV XXX/79, H. 1, Wien 1976, S. 100 f.

Hasso Hohmann, Giebelluckn und Stadlgitter. Kunstvolle Ziegelgitter an Wirtschaftsgebäuden der Steiermark. Graz 1975.

In: ÖZV XXX/79, H. 2, Wien 1976, S. 171 f.

Michael Unterlercher, In der Einsicht. Das Leben eines Kärntner Bergbauernbuben – Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Mit einem Geleitwort (und Erläuterungen im Anhang) von Professor Dr. Oswin Moro. (Neuauflage.) Klagenfurt (1975).

In: ÖZV XXX/79, H. 2, Wien 1976, S. 173.

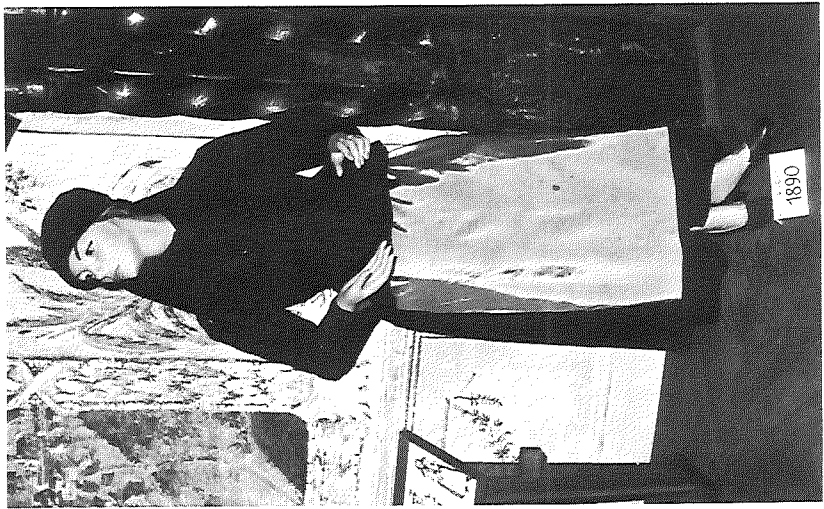
- Erich Hamböck, Bauen in Kärnten – Ein Handbuch. (2. verbesserte Aufl.) Klagenfurt (1975).
In: ÖZV XXX/79, H. 2, Wien 1976, S. 173–175.
- Torsten Gebhard, Der Bauernhof in Bayern. München (1975).
In: ÖZV XXX/79, H. 2, Wien 1976, S. 175–177.
- Ulrich Bentzien (Hrsg.), Rat zu, was ist das? – Rätsel und Scherzfragen aus fünf Jahrhunderten (Die Sammlung: Deutschsprachige Literatur in Längsschnitten). 2. Aufl., Hinstorff, Rostock 1976.
In: ÖZV XXXI/80, H. 2, Wien 1977, S. 181 f.
- Jahrbuch für Hausforschung, Band 26. Bericht über die Tagung in Regensburg vom 2. bis 5. September 1975, bearbeitet vom Vorstand des Arbeitskreises für Hausforschung, e. V. Münster/Westfalen 1976.
Beiträge zur Hausforschung (=BzHsf), im Auftrag des Arbeitskreises für Hausforschung, hrsg. von Joachim Hähnel. Band 1, Detmold 1975.
Hauskundliche Bibliographie, Band 3. 1961–1970, Dritter Teil, bearbeitet von Joachim Hä[h]nel (=Beiträge zur Hausforschung [BzHsf], Beiheft-Reihe Hauskundliche Bibliographie). Detmold 1975.
In: ÖZV XXXI/80, H. 2, Wien 1977, S. 184–186.
- Gunnar Svahnström (Hrsg.), Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500. Beiträge zur Geschichte und Soziologie des Wohnens (Acta Visbyensia V – Visby-symposiet för historiska vetenskaper 1974). Visby-Museum Gotlands Fornsal (1976).
In: ÖZV XXXI/80, H. 2, Wien 1977, S. 186 f.
- Rainer Berger (Hrsg.), Scientific Methods in Medieval Archaeology (=UCLA Center for Medieval and Renaissance Studies Contributions IV). Berkeley, Los Angeles, London 1970.
In: ÖZV XXXI/80, H. 2, Wien 1977, S. 187 f.
- Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich. Mit einem Vorwort von Rob Krier. St. Pölten (1977).
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 312 f.
- Herta Neunteufel, Kochkunst im Barock. Aus der Welt der steirischen Küche um 1686. Graz–Wien (1976).
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 315 f.
- Max Gschwend (Sandro Bianconi), La casa rurale nel Canton Ticino – Die Bauernhäuser des Kantons Tessin. Band I: Der Hausbau. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (der ganzen Reihe vierter Band). Basel–Bonn 1976.
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 343–345.
- Klaus Thinius, Vergessene Dächer zwischen St. Gotthard und Florenz. Karlsruhe (1977).
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 345 f.
- Karl-Olov Arnstberg, Datering av knuttimrade hus i Sverige (Dating corner-timbered houses in Sweden – Selected designs and decorations. English summary). Stockholm 1976.
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 346–349.

- Tomas Jönsson, Jordstugar i Sydsverige. Den ingravda bostadens utbredning, form, funktion och konstruktion (Die Erdkaten in Südschweden) (=Skrifter från Folklivsarkivet i Lund Nr 18). Folklivsarkivet i Lund – CWK Gleerup 1976.
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 349 f.
- Lázló D á m, A Nagy-Sárrét népi építésze (Die Volksarchitektur des Groß-Sárrét) (=Műveltség és hagyomány. Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae XVII). Debrecen 1975.
In: ÖZV XXXI/80, H. 4, Wien 1977, S. 351 f.
- Günther Binding, Udo Mainzer, Anita Wiedenau, Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage, Darmstadt 1977.
In: ÖZV XXXII/81, H. 3, Wien 1978, S. 231.
- Ernst Brunner, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern (=Die Bauernhäuser der Schweiz. Hrsg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Der ganzen Reihe sechster Band). Basel–Bonn 1977.
In: ÖZV XXXII/81, H. 4, Wien 1978, S. 290–292.

Abkürzung:

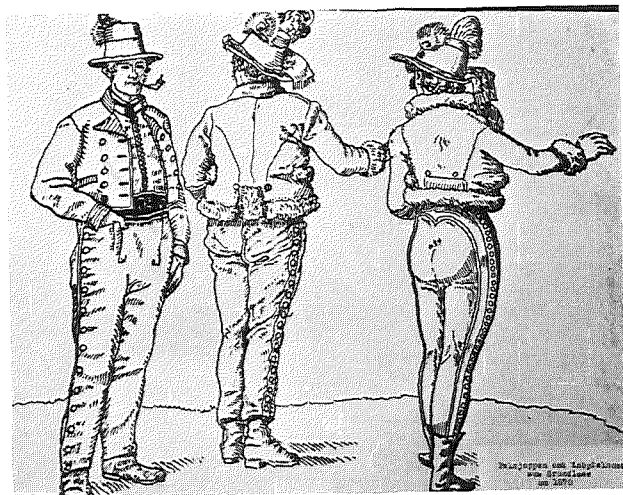
LM – Die Kärntner-Landsmannschaft. Mitteilungsblatt der Heimatverbände Kärntens. Klagenfurt. Jg. . . .

zu Krajicek, Ausseer Tracht

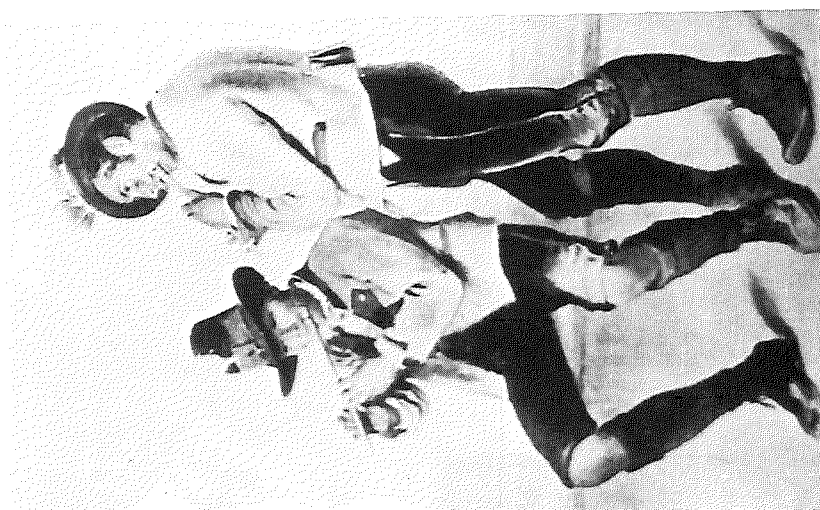


91, 92, Historische Trachten

zu Krajicek, Ausseer Tracht



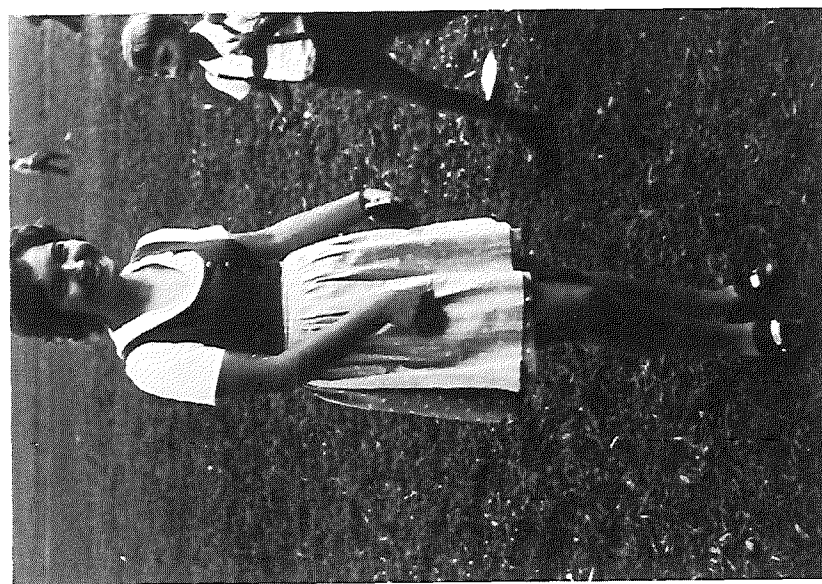
93, 94 Historische Trachten



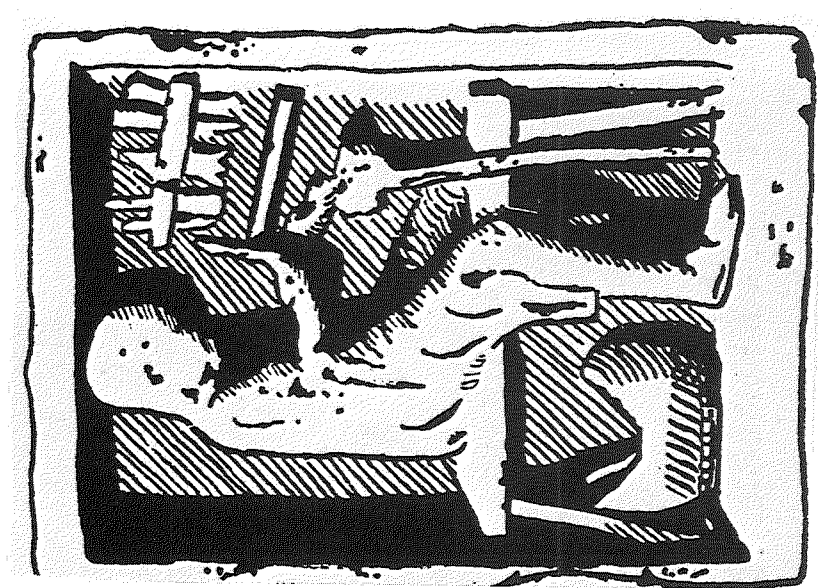
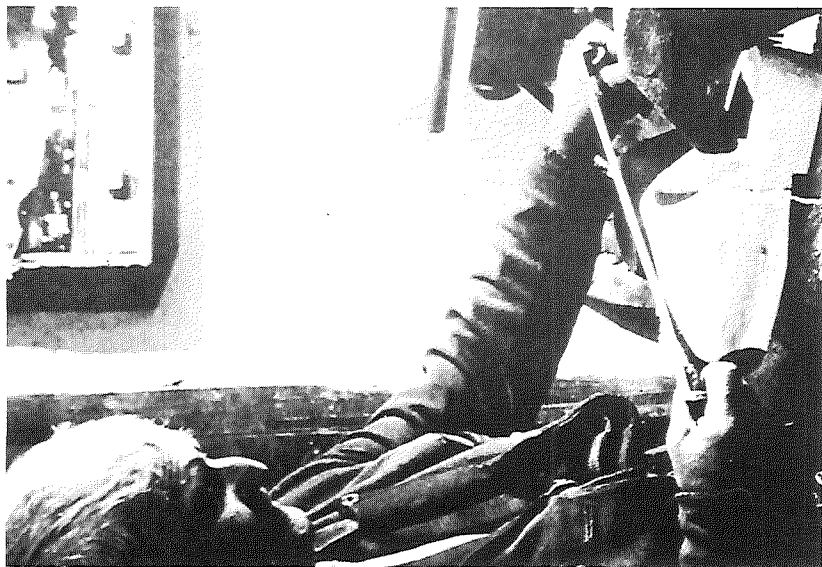
zu Krajicek, Ausseer Tracht



zu Krajicek, Ausseer Tracht



zu Krajicek, Ausseer Tracht



98, 99 Holzschuherzeugung einst und jetzt

zu Krajicek, Ausseer Tracht



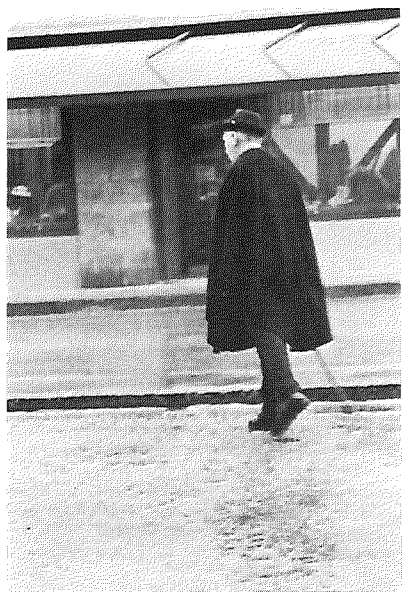
100, 101 Holzschuherzeugung einst und jetzt



zu Krajicek, Ausseer Tracht



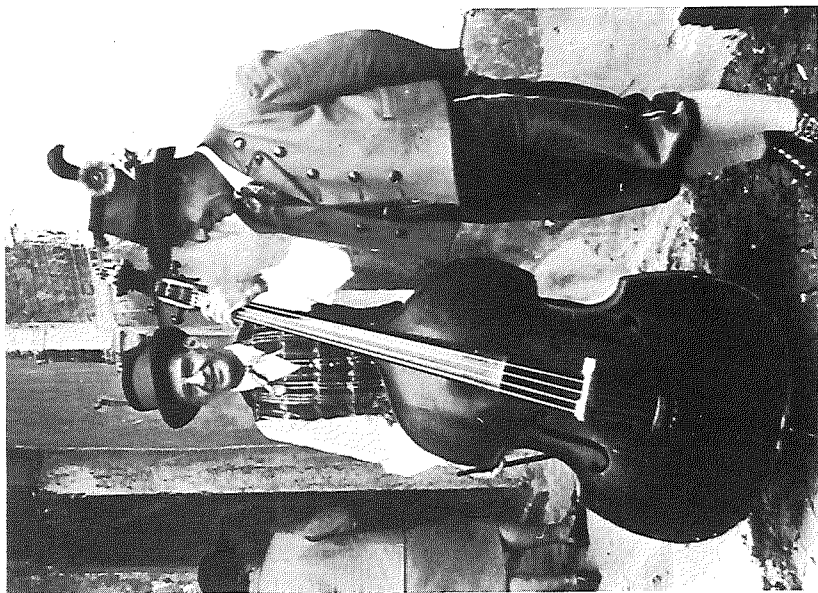
102, 103, 104 Der Wetterfleck und sein Vorgänger



zu Krajicek, Ausseer Tracht



105, 106 Ausseer Hütte



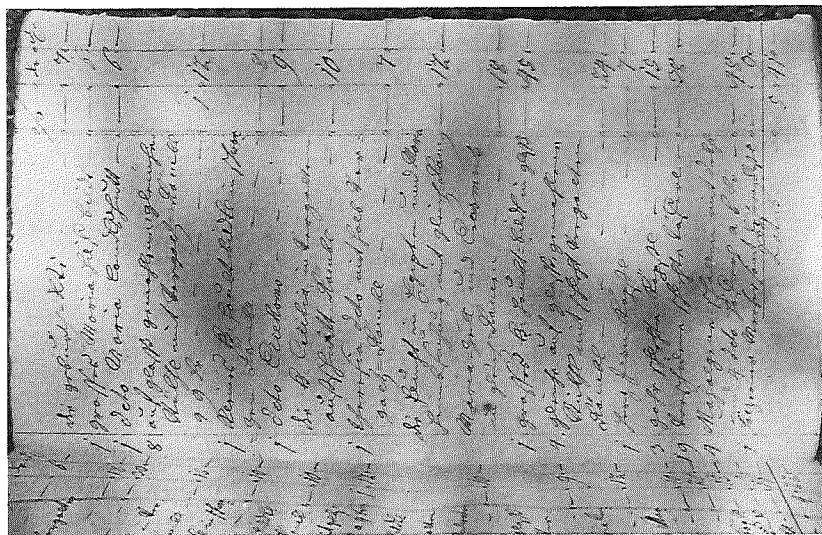


Abb. 2

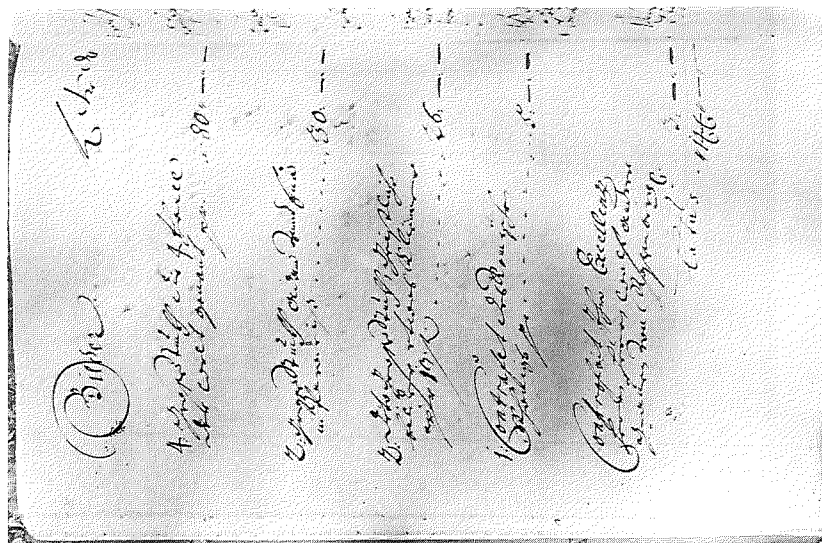


Abb. 1



Abb. 2

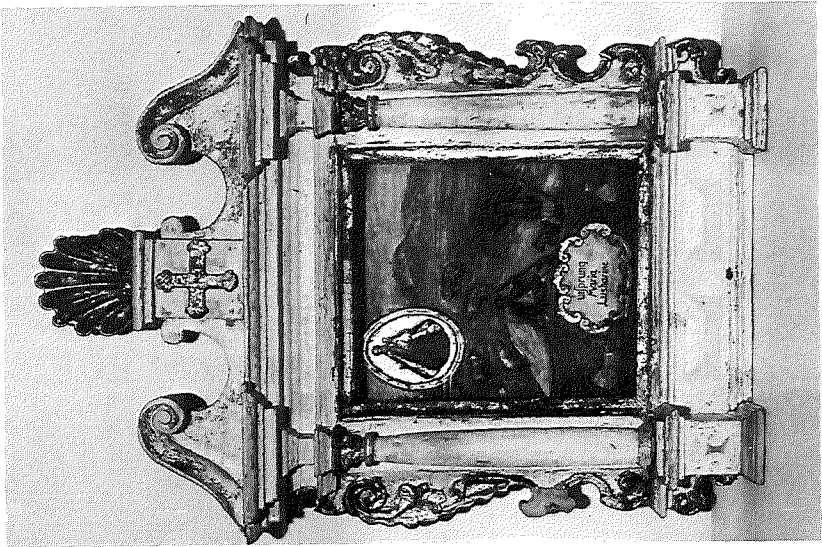
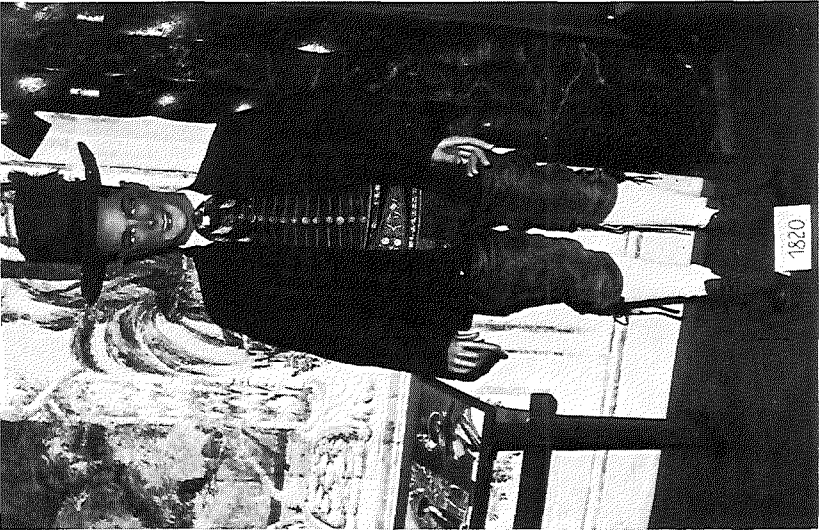


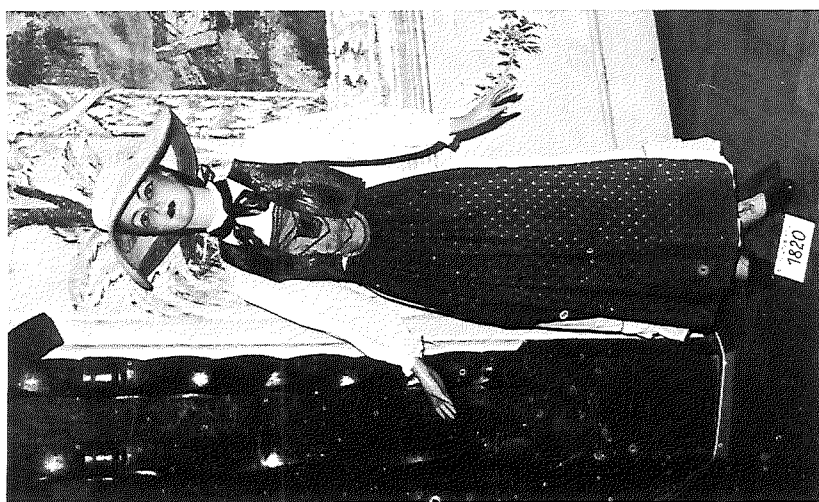
Abb. 1

zu Krajicek, Ausseer Tracht



87, 88, Historische Trachten

zu Krajicek, Ausseer Tracht



Drei Bilddenkmäler vom „Geheimen Leiden Christi“ in der Steiermark

(Mit 3 Abbildungen)

von Leopold Kretzenbacher

Torsten Gebhard zum 70. Geburtstag

Bildbezeugungen und Wortprägungen dessen, was empfindsame Visionäre des abendländischen Spätmittelalters, Mönche und Nonnen kontemplativen Heilswegsuchens vor allem, an besonderen Szenen der *Passio Domini* geschaut, gebeichtet, niedergeschrieben und als das seelische Erlebnis des einzelnen der *Exhortatio* für die Vielen in Predigtwort und Bildgestaltungen hinterlassen haben, gibt es vor allem in barocker Ausprägung und nachwirkender Tradition in Fülle.

Sehen wir hier vom unmittelbaren Erbe aus dem Erzählschatz der frühchristlichen wie der noch mittelalterlich in den Volkssprachen gängigen Apokryphen¹⁾ ab; desgleichen auch von den seltsam einprägsamen, aber doch eher vereinzelt wie etwa in einem steirischen Passionsspiel des 18. Jahrhunderts aus schwedischem Ursprung über italienische hagiographische Vermittlung aufgenommene Visionsmomente der Leidenschau.²⁾ Es zeigt sich, daß die Mehrzahl solcher Szenen aus einem

¹⁾ Vgl. in Auswahl: L. Kretzenbacher, Adams Testament und Tod. Apokryphe und Totentanz im lebendigen Volksschauspiel der Steiermark. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 54, Basel 1958, 129–149);

Derselbe, „Verkauft um Dreißig Silberlinge“. Apokryphen und Legenden um den Judasverrat. (Ebenda 57, 1961, 1–17);

Derselbe, „Stabbrechen“ im Hochzeitsritus? Zur apokryphen Erzählgrundlage eines Bildmotivs im sposalizio-Thema. (Fabula 6, Berlin 1963, 195–212);

Derselbe, Salomes Tanz zum Tode. Zum Kontinuitätsproblem bei Apokryphen und Legenden. SW: Alpes Orientales 5, Ljubljana 1969, 183–200;

Derselbe, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“. SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Jgg. 1975/1.

²⁾ L. Kretzenbacher, Christus soll nicht gezeißelt werden. Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 75, Wien 1972, 116–125); Neudruck: Festschrift Altmünster 1973, hrsg. v. Toni Grad, Aichach 1973, 259–270.

reichen Visionserbe jenem Zyklus von (mitunter auf fünfzehn begrenzten) „Geheimen (Unbekannten) Leiden Christi“ angehört, deren sprachliche Formulierungen wie insbesondere die im Bilde wirkungssicher erzählenden Gestalten durchwegs dem 17. Jahrhundert angehören. Sie sind im süddeutschen Raum, vor allem in Bayern und in Österreich und dabei auch wiederum mit relativer Dichte in den ehemals innerösterreichischen Landen Steiermark, Kärnten und Krain auch noch über das Volksbarock herauf verbreitet.³⁾

Am häufigsten im Bilde dargestellt sind die Qualen Christi in seiner Kerkernacht. Jesus sitzt an Hals, Armen und Beinen gefesselt, angekettet auf einem Dreikant mit Nagelspitzen.⁴⁾ Mit landschaftlicher Besonderung auf Innerösterreich als Kern und breiter Ausstrahlung eines vor allem in Kärnten noch völlig lebendigen Kultes für „Das Heilige Haupt“ (zu Klagenfurt) ist der Dornengekrönte zu nennen, dessen Zunge oder (in der Bilddarstellung die Visionslegende abändernd) Lippe mit einem Dorn aus der Marterkrone durchstoßen ist.⁵⁾ Diese weit über das alte Innerösterreich hinaus verbreitete Bilddarstellung vom Grundtypus „O Haupt voll Blut und Wunden“, wie es das protestantische Kirchenlied eines Paul Gerhardt 1656 ebenfalls nach einer mittelalterlich-lateinischen Vorlage vor den singend Betrachtenden hin stellte, ist sehr häufig auch noch durch die Hinzufügung einer klaffenden Schulterwunde gekennzeichnet. Doch ist diese „Schulter-(Achsel-)wunde“ auch selber Leitzeichen eines barocken Sonderkultes mit Gebeten, Liedern und Bildausprägungen zwischen dem Mittelalter und

³⁾ F. Zoepfl, Das unbekannte Leiden Christi in der Frömmigkeit und Kunst des Volkes. (Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde II, München 1937, 317–336); dazu

L. Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, 61–67.

⁴⁾ L. Kretzenbacher, „Christus auf dem Dreikant“. Zur Südostverbreitung eines altbayerischen Barockbildes. (Carinthia I, 148. Jgg., Klagenfurt 1958, 680–699, 2 Abb.).

⁵⁾ L. Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südostalpenländern. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, gel. v. G. Moro, Bd. 8), Klagenfurt 1961, 31 ff. (Das „Heilige Haupt“ zu Klagenfurt) und Abb. 2);

G. Baumann, Ikonographische Betrachtungen zum „Heiligen Haupt zu Klagenfurt“. Ein barockes Andachtsbild als Erbe alter europäischer Bildtraditionen. SW: Unvergängliches Kärnten. Klagenfurt 1976, 57–71, Abb. 1–12.

dem lange nachlebenden Volksbarock.⁶⁾ Dies auch in Bezeugungen der Frömmigkeitgeschichte in der Steiermark.⁷⁾

Zu den Qualen Christi in seiner Kerkernacht gehört auch die im „Unbekannten Leiden“ gar nicht selten berichtete Mühsal des Geißelten, völlig Ermatteten, daß er auf dem Boden kriechend die von seinen Peinigern boshaft verstreuten Kleider suchen muß, seine Blutüberströmte Blöße wiederum zu bedecken. Literarisch begegnet diese Szene schon in den „Meditationes vitae Christi“, die der für die volkstümlichen Erinnerungen und Erlebnisweisen der *compassio* des Andächtigen mit Christus auch sonst bedeutsame Florentiner Minorit Johannes de Caulibus vermutlich bald nach 1300 so niedergeschrieben hatte, wie sie ein Druck von Lyon 1668 der Barockwelt in Erinnerung gebracht haben mag: *Soluto domino a columna, ducunt eum sic nudatum, sic flagellatum, per domum scrutando pro pannis, qui sparsim in domo proiecti fuerunt ab expoliatoribus.*⁸⁾

In den steirischen „Handschriftlichen Betrachtungen zum Geheimen Leiden“, datiert mit 1792, in der die – in sich bei verschiedenen Fassungen variierende – Zahl 15 der „Geheimen Leiden“ als Gruppe erscheint, heißt es nach den in der Sammlung Romuald Pramberger zu St. Lambrecht von mir noch bald nach dem Kriege aus den zerstörten Resten dieses Nachlasses gelesenen Blättern über unsere Szene: . . . *das 4^{te} geheime Leiden ist. / Sie entblösten mich! und namen mirr alle meine Kleider, ach der großen scham meines Herzens* . . . Darauf folgt ein Gebet, das aber keine näheren Hinweise auf die so oft Bild gewordene Idee enthält. Aber es war für meine Studenten und mich eine unvermutete Bildbegegnung in der Fastenzeit 1978, als wir zu dem „Prasser- und Hauptsündenspiel“ so wie zum unmittelbar darauf folgenden „Schäferspiel“ nach Steirisch Laßnitz, Bezirk Murau, in das Herz des steirischen Anteils der Volksschauspiellandschaft Innerösterreich kommend, genau unsere Szene „Christus sucht seine Kleider“ auf dem linken Seitenaltar in der liturgisch vorgeschriebenen Verhüllung der Altarkruzifixe als *velum quadragesimale* fanden. Ein ziemlich grob in leuchtenden Ölfarben auf Leinwand (95 mal 75 cm) gemaltes Bild,

⁶⁾ M. Hartig, Die Schulterwunde Christi. Von ihrer Verehrung in Wort und Bild. (Volk und Volkstum, Jb. für Volkskunde II, München 1937, 313–316).

⁷⁾ L. Kretzenbacher, Steirische Nachklänge des Barockkultes um die Schulterwunde Christi. (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark LXIX, Graz 1978, 157–165, 1 Abb.).

⁸⁾ Zur Motivgeschichte vgl. T. Gebhard, Christus sucht seine Kleider. Ein Beitrag zur Ikonographie der Passion Christi. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, 56–59, 4 Abb.).

gegengleich zu einer Kreuztragung auf dem rechten Seitenaltar und einer Kreuzigung auf dem Hochaltar.⁹⁾ (Abb. 1)

Das gegenwärtig also noch in einer Art liturgischer Verwendung stehende Malbild unseres Themas in der Nikolauskirche zu Steirisch Laßnitz im Oberlande findet sein nicht minder eigenartiges thematisches Gegenstück in einer Steinskulptur auf dem Barock-Epitaph für einen 1654 verstorbenen Stadtrichter Matthaeus Leitl zu Windisch Feistritz, heute Slovenska Bistrica in der historischen Untersteiermark, der jetzigen Region Štajerska in der jugoslawischen Teilrepublik Slowenien. (Abb. 2) Es findet sich links hinten im Kirschenschiff eingemauert am Eingang zu einer Seitenkapelle. Das Epitaph der Familie Leitl weist deren verstorbene Mitglieder in der üblichen Darstellung auf der barocken Gedächtnisplatte auf: auf der linken Seite knien der bärtige Vater und sieben Söhne, der Vater und der zuvorderst Kniende mit je einem langen Rosenkranz in Händen. Rechts die Frau mit vier Töchtern. Auch hier tragen die Mutter und eine der Töchter je einen Rosenkranz. Die untere Bildmitte ziert das Familienwappen: ein Greif mit Adlerkopf und Flügeln, nach links im Felde aufsteigend wie ein Panther. (Abb. 3) Unter den Knienden diese Inschrift in etwa 2 cm hohen Antiqua-Unzialen: *O JESV DIR LEB ICH = O JESV DIR STERB ICH = O JESV DEIN BIN ICH TOT VND LEBEDIG* (sic!). AMEN. Darunter beidseits des Mittelwappens in barock geschwungener Einfassung wiederum in gleicher, an kleinen Stellen zerstörter, farblos gewordener Antiqua-Unzialschrift: *DISES EPITAPHIV (m) HAT / LASN MACHE(n) DER EDL / VND VEST HERR MATHAE LEITL / STATRICHTER ALHIR GOT / DEM / ALMECHTIGEN ZV ERN IME SEINER / ... GOT ... HERN HAVS / FRAY EVA DE(n)N ELICH ERZEIGTEN / KINDER VND GANZEN FREIND / SCHAFT ZVR EBIGEN GEDECHTNVS / ... SELN.AMEN.*

Über den Betern und den beiden Inschriften im Rundbogen die Stein-szene „Christus sucht seine Kleider“: zwischen der Martersäule und den Stricken daran und den nach rechts hin verstreuten Leinengewändern kriecht Jesus nur mit einem kurzen Lendenschurz bekleidet gebückt in seiner Qual. Zu ihm hinauf sind die Gesichter der Betenden gerichtet. Über der Eierschnitt-Bogenfeldbegrenzung noch diese ebenfalls an einigen Stellen durch Steinaussprengung zerstörte, schwer lesbare deutsche Fraktur-Inschrift: *O Hlger Jesv Christe gibe durch dein tot vnd schmerzen vns ds leben . . . gnad vnd friden verstorbnen die Ebige rue*

⁹⁾ Für freundliche Auskünfte danke ich Herrn Raphael Bacher, vulgo Schöttler in Steirisch Laßnitz-Auen bei Murau (Februar 1978) und Herrn Pfarrvikar August Klampfer, Steirisch Laßnitz (16. Okt. 1978).

*vnd dein Seliges liecht leichte vns allen Zur Ebigkeit Das verleie durch Gott die Himelskenigin Maria, die Heilige Dreifaltigkeit. Amen.*¹⁰⁾

Die für das 17. und noch das 18. und das 19. Jahrhundert vorwiegend deutsch, aber auch lateinisch und slowenisch in den Eintragungen abwechselnd geführte, auszugsweise zusammengestellte Pfarrchronik von Windisch Feistritz-Slovenska Bistrica in Untersteier vermerkt für diese Zeit neben Bauernunruhen (1635), Privilegienbestätigungen durch Kaiser Ferdinand II (1639) und Pestnot (1644) nur knapp: *1654 starb der Stadtrichter Mathe Leith, dessen Grabmonument beim Eingang in die Sakristei der Stadtpfarrkirche ein gutes Hautrelief mit sieben männlichen und sechs weiblichen völlig erhabenen Figuren zielt.*¹¹⁾ Der Chronist hat sich bei der Figurenanzahl verzählt.

Wir wissen zwar nicht, warum für dieses untersteirische Epitaph für den 1654 verstorbenen Stadtrichter gerade diese Szene der Kerkerqual Christi als Meditations- und Mahnbild gewählt wurde. Ansonsten findet sich auf derlei Grabtafeln meist die Kreuzigung, die Auferstehung oder es erscheinen ideogrammartig die *arma Christi*, auch Eucharistiesymbole.

Die Wahrscheinlichkeit, daß graphische Blätter die Vorlage für dieses wie für so viele andere Epitaphien gebildet haben, ist groß. Aber die Szene, die ja aus der Visionsliteratur der *compassio* im Geheimen Leiden kommt und sekundär wieder „Bild“ geworden ist, begegnet auch in der Hagiographie von Predigt- und Erbauungsbüchern nicht allzu selten. Von dort war sie ja ausgegangen, hatte um 1300 bei Johannes de Caulibus Gestalt gewonnen und bei Ludolph von Sachsen (†1377) gerade den Betrachtungscharakter betont sein lassen: *... considera (hominem)se flectentem, et humiliter ac terram inclinantem, pannos recolligentem.*¹²⁾ Hier folgten ja im gleichen 14. Jahrhundert und in der

¹⁰⁾ Vergleichbar ist die Zusammenstellung mit dem Armenseelen-Gedenken auf dem Andachtsbilde des 17. Jh.s (Kriechen des noch an die Säule Gefesselten nach der Geißelung in der Gegenrichtung, also nach links), das T. Gebhard als Abb. 3 aus der Sammlung des Bayerischen Landesvereines für Heimatpflege bringt. (A. e. O. 187 mit Armenseelen, helfenden Engeln und Gebetsinschriften darunter).

¹¹⁾ Für die im September und im Oktober 1978 freundlich gewährte Erlaubnis zu Bildvermessung und -aufnahme, zum Einblick in die Pfarrchronik danke ich Sr. Hochwürden, Herrn Stadtpfarrer von Slovenska Bistrica-Windisch Feistritz, Jože But.

¹²⁾ Gemeint ist bei T. Gebhard, a. e. O. 56 wohl Ludolph von Suchem, der 1336–1341 im Orient weilte und eine lang nachwirkende Schrift „De itinere Terrae Sanctae liber“ (um 1350) verfaßte, die früh (vermutlich schon Straßburg um 1468) gedruckt wurde und manches Apokryphe enthält. Ludwig von Sachsen hingegen, ein Kapuziner, eigentlich Freiherr von Einsiedel, 1554–1608, gehört also schon dem 16./17. Jh. an (vgl. Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. v. M. Buchberger, III, 2. Aufl., 765 f.).

unmittelbaren Nachwirkung im 15. Jahrhundert Hagiographen wie Vinzenz Ferrer (1374–1419), Laurentius Justinianus (1381–1456) u. v. a. Am weitesten aber ging die Wirkung doch wohl von den „Revelationes (caelestes)“ der hl. Birgitta von Schweden aus. Es sind die nach Birgittas altschwedischen Aufzeichnungen von ihren Beichtvätern, dem Prior Petrus Olavi von Alvastra und dem Magister Matthias von Linköping ins Latein und damit in die für damals allgemeine Verfügbarkeit übersetzten „Offenbarungen“ als Bericht der Gottesmutter selber über die Kerkerleiden ihres Sohnes. So heißt es bei Birgitta (1313–1373) etwa ähnlich lautend in I, 10 und IV, 70: *... toto enim corpore nudus erat, cum flagellaretur ... Et jam solutus filius meus a columna, primum ad vestimenta sua se convertit, nec tamen spatium induendi se ei conceditur ...* Hier hatten vom frühen 14. Jahrhundert an also die Hagiographen immer wieder die zum Mit-Leiden Empfänglichen auf die Besonderheit von Christi Schamgefühl und auf dessen rohe Verletzung durch die Schergen aufmerksam gemacht. Die vielen einprägsamen Schilderungen der entsetzlichen Geißelungsmarter gehen fast regelmäßig zum Bericht darüber weiter, wie Christus ohnmächtig in seinem Blute an der Geißelsäule niedersinkt, ehe er zu den weiteren Qualen dieser Nacht, zur Dornenkrönung und zur Königsverspottung (*Christus illusus*) weiter getrieben wird. Torsten Gebhard hatte hier sehr deutlich gemacht,¹³⁾ wie sich im Barock vor allem der Einfluß seitens spanischer Hagiographen-Mystiker(-innen) und insbesondere die auf deren Visionen beruhende Hochkunst verstärkte und über die Internationalität des Latein das ganze Abendland sich dieser Sonderszene stärker erinnerte. So heißt es bei Jacobus Alvarez de Paz, S. J. (1560–1620) in seinen zu Köln 1620 gedruckten „Meditationes“: *Dirissime flagellato corpore tuo, o dulcissime Jesu, a columna solutus es. et prae imbecillitate prolapsus in terram ... Contemplantur te animae iustae in pavimento reptantem, sanguinem corpore ipso vergentem et sparsas vestes hinc inde colligentem ...* Hier schließen sich denn auch einige bayerische Denkmäler unseres Themas an.¹⁴⁾ Das betrifft ein anscheinend erst im Barock neu hinzugekommenes Sonder-Erzählmotiv, daß die von gehässigen Schergen versteckten Kleider Christi auf Mariens Geheiß von einem Engel wiedergebracht werden mußten. So jedenfalls berichtet es ein Augsburger Druck der „Offenbarungen“ der spanischen Mystikerin Maria de Agreda (1602–1655) noch 1744.¹⁵⁾ Das berühmte Gemälde von Murillo (1618–1682), das Christus in

¹³⁾ A. e. O. 1951, 57.

¹⁴⁾ Ebenda, 57.

¹⁵⁾ Ebenda, 57. Vgl. die lateinische Quelle unten S. 91f. und Anm. 22 samt der im 18. Jh. daran geübten rationalen Kritik.

seiner qualvollen Kleidersuche zeigt, wurde früh schon zu solchen und ähnlichen Hagiographietexten gestellt, in gleichem das Bild Christi an der Geißelsäule mit dem trauernden Engel im Hintergrunde von D. R. Velasquez (1599–1660).¹⁶⁾

Schon im frühen 17. Jahrhundert aber begegnet diese Szene, wenn schon nicht sehr betont ausgeprägt, so dennoch unverkennbar bei dem steirischen Hagiographen Simeon Mänhard, einem Minoriten in seiner siebenteiligen „Passologia“, gedruckt zu Graz 1639.¹⁷⁾ Im dritten seiner sieben Bücher „anmuthige Betrachtungen von dem allerheiligsten, schmerzhaftigsten Leyden Jesu Christi“ kommt Simeon Mänhard auf die Geißelung zu sprechen. Er verbleibt durchaus im Rahmen der aus dem Mittelalter übernommenen krausen Vorstellungen von der genauen Anzahl der Geißelhiebe, der Rutenschläge, der Blutstropfen am Leibe des Gemarterten. Aber er stellt die Entblößung Christi vor der Geißelung als eine besondere Quälerei heraus und nimmt diese im Evangelium (Joh. 19.1) nur äußerst knapp vorgegebene Gewalttätigkeit der Schergen zum Anlaß für breite Erörterungen und Mahnungen gegen die Verletzung der Schamhaftigkeit:¹⁸⁾

¹⁶⁾ E. Mâle, *L'art religieux après le concile de Trente*. Paris 1932, 255; in 2. durchgesehener und verbesserter Auflage Paris 1951, 265 f. und Abb. 152. Hinweise auf Alvarez de Paz, *Meditationes*, Ausgabe von 1620, 251 und auf den Bildhauer Joseph de Mora, der für die St. Petrus de Alcantara-Kirche zu Granada eine Statue des nach der Geißelung kleidersuchenden Christus schuf.

¹⁷⁾ PASSOLOGIA / Das ist: / Christliche Predigen / vnd zugleich anmuthige Betrachtungen / von dem allerheiligsten, schmerzhaftigsten Ley= / den Jesu Christi vnsern einigen Erlösers, vnd Mariae sei= / ner seligsten Mutter scharppffen Schwerdt deß Mitleydens. Nach / Ordnung der siblen zu Kirch vblichen Tagzeiten, in siblen / Büecher abgethailt. / . . . / Durch / F. Simeonem Mänhardum, Ordinis Mi= / norum S. Francisci Priestern. / . . . / Getruckt zu Grätz in Steyermark, Bey Ernst / Widmanstetters hinterlassenen Erben. / In Verlegung Sebastian Haupt, Buechführer. : M. D. C. XXXIX.

Eine Untersuchung über diesen recht bedeutsamen Barockprediger der Steiermark steht noch aus. Sein Name wird auch im Sammelwerk „Literatur in der Steiermark. Landesausstellung 1976“ (Arbeiten aus der Steiermärkischen Landesbibliothek, Bd. 15) nicht genannt. Er fehlt auch in dem kleinen Auswahlbändchen von

W. Zitzenbacher, *Grazer Barockprediger*. Graz–Wien 1973. Als Einzelbeispiel, was für Volkskunde und Kulturgeschichte daraus zu entnehmen wäre, vgl.

L. Kretzenbacher, *Tanzverbot und Warnlegende*. Ein mittelalterliches Predigtexemplar in der steirischen Barockpassiologie. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde XII, Bonn 1963, 16–22).

¹⁸⁾ Benützt wurde das Exemplar in der National- und Universitätsbibliothek (NUK) Ljubljana-Laibach, sign. 14968. Die nachfolgenden Stellen aus dem III. Buche, 26, 27, 29, 52. Für freundlich gewährte Benützung und Ablichtungsmöglichkeit danke ich der NUK in Ljubljana.

*Jetztundt wird vns der Göttlich Streitt Herr an der Säul vnder den
Gaisselftreichen fürgebildet / vnd leydet vnder diser Marter vnaußsprech-
lichen Schmetzen / zweyer Vrsachen halber.*

Erstlich / wegen der Bloßheit seines gantzen Leibs.

*Am Andern / wegen der gewlichen oder peinlichen Instrumenta /
womit dise Gaißlung für aller Welt Sünde erfüllet worden . . .*

Unter Berufung auf Bonaventura (in meditatione vitae Christi, cap. 66)
fährt Simeon Mänhard fort:

*. . . daselbst ziehen sie ihme seine Kleider alle auß / als ob er gleich / wie
andere Vbelthäter / nichts het / womit er die Sünden (deren er doch keine
gethan) möchte verdecken / oder entschuldigen.*

*Also wird der HERR Göttlicher Mayestet / der den Himmel mit Sonn /
Mon vnd Sternen / das Erdrich mit Blumen / Laub vnd Graß zieret / auch
alle Thier mit nothwendigen Kleidern / Beltz vnd Häutern bedeckt / von
den vndanckbaren / vnschambaren Menschen / allen vmbstehenden zu
spott / gantz nackt vnd bloß vnder Augen gestellet / daselbst dann Jeder-
man seinen H. Leib / wegen des ängstlichen Blutschwaiß am Oelberg /
aller roth vnd blutmählig gesehen hat.*

*Welches vnerhörte Spectackel die Gottlosen weder zu mitleyden / noch
zur verwunderung / ja sovil nicht bewegen können / daß sie nur gefragt
hetten / was doch solche Blutzeichen bedeuteten?*

*Gedenck demnach / O Christliche Seel / wie laidig solche entblössung
deinem Heylandt gewest / vnd wie vnaußsprechlich er sich werde
geschämbt haben?*

Hier folgen im Grazer Druck von 1639 überaus lange bibelgeschicht-
liche und aus den Heiligenlegenden entnommene Betrachtungen über
die Tugend der Schamhaftigkeit, untermischt mit heftigen Angriffen
gegen *alle schändliche / nackende / ärgerliche Venus-Bilder*, die der in
der Predigt Angesprochene als *solche vnerbare Gemähl nit in deiner
Schlaffkammer / nit in deinem Hauß / noch in deiner Werckstatt dulden*
solle. Erst nach langen Betrachtungen über die Reliquie der Geißel-
säule, über die Traditionszahlen von Geißelstreichen und Blutstropfen
fährt Mänhard wieder unter Bezug auf die lange Überlieferung bei den
Kirchenlehrern fort:

*Dann wie die Christlichen Lehrer betrachten / Nach dem die verruchten
Peiniger den gütigen HEERN Jesum von der Säul auffgelöst / so fiel er vor
Ohnmachten vnd grosser Schwachheit nider auff die Erden / in sein selbst
aignes Blut / das von seinem Leib gleich wie ein Wasserbach gerunnen ist.*

*Daher meldet die Offenbarung S. Brigitten / vnd der H. Bonaventura
betrachtet / daß der verwundte Heylandt seine Kleider / so hin vnd wider
im Richthauß zerstreuet lagen / selber zusammen gesucht / vnd widerumb
hab anlegen wollen . . .*

Zu Simeon Mänhards Zeit im frühen 17. Jahrhundert lagen insgesamt schon sehr viele hagiographische Erwähnungen unserer besonderen Szene vor. In sie fügt sich, wiederum „Bild“ geworden, ein weiteres in der Steiermark aufgetauchtes Bilddenkmal, ein Kupferstich unseres Themas aus einem bislang nicht festgestellten Zyklus von besonderen Passionsdarstellungen ein. Es ist ein kolorierter Kupferstich „Nr. 25“ aus einer von mir bislang nicht ermittelten Serie, 138 mal 88 cm im Querformat.¹⁹⁾ (Abb. 3) Der Stich zeigt Christus bereits losgelöst von der links im Bildhintergrunde stehenden Geißelsäule mit dem Haltestrick. Der blutig Geschlagene kriecht von links nach rechts, selbst noch mit einem Lendenschurz bekleidet, auf den hier ausdrücklich vorausgewiesen sei, weil sein Vorhandensein zwischen Hagiographen und Visionären „strittig“ ist (s. u. S.) auf einem steinernen Podest. Dort findet er seinen „ungeteilten Rock“, indes ein Rutenbündel und eine Dreischnüre-Geißel links im Bilde hinter Christi Füßen liegen. Dieser Stich, der wohl noch dem 17. Jahrhundert angehört, trägt noch die Unterschrift: *O TRISTISSIMVM SPECTACVLVM*. Er muß wohl aus einem lateinischen Erbauungsbuch, ähnlich dem jenes Valentin Larson OSB von Augsburg 1709 stammen, von dem noch die Rede sein soll. Jedenfalls könnte dieser Stich die graphische Vorlage für ein Tonrelief in der Pfarrkirche von Niedernberg im bayerischen Landkreis Obernburg (Unterfranken) sein, das von Torsten Gebhard mit 1700 datiert und auch abgebildet wird.²⁰⁾ Die bildliche Übereinstimmung geht sehr weit bei der Säule mit dem Strick, bei der links vorne im Bilde gekreuzt übereinander liegenden Geißel und dem Rutenbündel, bei der kriechenden Haltung des Gequälten mit dem rechten Knie schon auf dem Podest und dem mit beiden Händen schon erfaßten tunikaartigen „ungeteilten“ Langrock.

Das wäre also nach Fundort und auch noch gegenwärtigem Vorhandensein im Lande das dritte steirische Bildzeugnis dieser so eigenartigen Sonderszene aus dem Geheimen Leiden. Das Thema ist zwar im

¹⁹⁾ Den Kupferstich in meinem Privatbesitz verdanke ich seit etwa 1958 der Güte meines 1961 verstorbenen Freundes, W. Hofrat Dr. Julius Franz Schütz, ehed. Direktor der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz. Es ist mir nicht bekannt, ob er das Blatt aus seiner südsteirischen Heimat, dem Markt Mureck, hatte oder ob er es in Graz oder sonstwo in der Steiermark erworben hat. Vergleichbar erscheint ein Kupferstich auf Seide, 10 x 16 cm, bezeichnet als Süddeutsch, Mitte 18. Jh., im Bayerischen Nationalmuseum München, sign. 60/2, abgebildet bei

L. Kriss-Rettenbeck, *Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens*. München 1963, Abb. 195, dazu S. 120. Die Bilddarstellung ist gegenüber dem steirischen Stich seitenverkehrt, trägt aber die gleiche Inschrift: *O TRISTISSIMVM SPECTACVLVM*.

²⁰⁾ T. Gebhard, 186, Abb. 2.

18. Jahrhundert durchwegs noch geläufig, wird dennoch nicht mehr in sehr prägnanter Weise herausgestellt, eher etwas zurückgedrängt, auch wenn es nicht aus der Betrachtungshagiographie entwindet. So nimmt es bald nach der Jahrhundertwende eine gewisse Stellung beim Hagiographen P. Valentin Larson, einem Benediktiner zu Melk in Niederösterreich ein, der sein 1709 zu Augsburg gedrucktes „Theatrum dolorum Jesu Christi Dei-Hominis pro hominibus patientis“ an den Mysterien der Meßfeier erläutert.²¹⁾ Auch Larson stellt der eigentlichen Geißelung die *apprehensio*, das Herunterreißen der Kleider und das Anbinden an die Geißelsäule in einem besonderen Kupferstich von Carl Remshart sowie im Text voran: *O quae est haec apprehensio? Quam fera, crudelis, et barbara! Apprehendit enim* (scil. Pilatus) *per lictores saevissimos, qui tamquam rabidi et famelici canes in ipsum irruerunt.* Nach Larson findet die Geißelung im Hause des Pilatus, neben seinem Praetorium in aller Öffentlichkeit vor einer gierigen, schreienden, fluchenden und spottenden Menschenmenge statt. *Hic iterum, ô quam ferociter! per lictores Pilatus apprehendit JESUM! qui ei vestem ludicram ab Herode impositam exuunt* (also mit einer Szenenumstellung); *et ad maius ludibrium in confertam multitudinem, ad sannas et scurriles jocos in Christum effundendos projiciunt. Tum deponunt, aut violentè potiùs in collo detrahunt gravem catenam ferream . . .* Nach langen Betrachtungen, die vor allem den Ordensleuten gelten, die Christi „Kleider“ und Leiden „anziehen“ mögen, heißt es dann nochmals unter Bezug auf unsere Grundvision: *En JESUS vestes suas exuit, dispergendas per omne atrium seu totum mundum: his vos induite, ut non appateat confusio nuditatis vestrae . . .*

Mit dem fortschreitenden 18. Jahrhundert, vor allem mit dem immer Kritischerwerden der Hagiographen und Schrift-Kommentatoren im Gefolge der Bollandisten und eines Jesuiten-Rationalismus kommen dann auch die „Bedenken“ gegen die Visionen der barocken Mönche und Nonnen. So z. B. bei dem als Theologe und Hagiograph unglaublich fruchtbaren Regular-Kanoniker Eusebius Amort aus dem Augustiner Chorherrenstift (ab 1036 nach Umwandlung aus einem Benediktinerkloster des 8. Jahrhunderts) Polling bei Weilheim, Oberbayern. Er nahm ja noch 1744, aber offenkundig im Zusammenhang mit dem

²¹⁾ THEATRUM / DOLORUM / JESU CHRISTI / DEI-HOMINIS / PRO HOMINIBUS PATIENTIS / IN AUGUSTISSIMO SACRIFICIO / MISSAE / apertum, / Sive / Sanctissimum MISSAE / Sacrificium secundum varia Pas= / sionis Dominicae mysteria ex= / plicatum. / AUTHORE / P. VALENTINO LARSON, / Ord. S. Benedicti Lib. et Exempti / Monasterii Mellicensis Professo / et Priore. / . . . / AUGUSTAE VINDEL. / Sumpt. JOANNIS CASPARI BENCARD. / Anno M D C C I X. Unsere Proben 302, 303, 306, 307.

Beatifikationsprozeß für die spanische Mystikerin Maria de Agreda († 1655) deren „Offenbarungen“ genauer unter die Lupe. Sie hatte ja nicht nur die Szene der Kleidersuche als Sonderqual in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts voll in ihre „Visionen“ übernommen, sie auch noch – wie schon oben erwähnt – um das Motiv der Engelshilfe auf Mariens Geheiß erweitert. So jedenfalls im Exzerpt, das Eusebius Amort²²⁾ aus ihren „Revelationes“ als Nummer 1342 wiedergibt:

Unus ministrorum ex instinctu diaboli occultaverat Christo vestem, ut diutius pateret illusioni. Hoc B. Virgo advertens autoritate regia praecepit Lucifero, ut cum sua cohorte ex illo loco discederet. Dein praecepit angelis, ut protrahant vestem. Itaque Christus iterum induit vestem, postquam in sua satis longa denudatione etiam multa passus fuerat à frigore, quod tunc teste Evangelista erat. Tunc sola B. Virgo condolebat Christo loco totius generis humani.

Auch Maria de Agreda will von der Geißelung im Atrium des Pilatus wissen, zu der *fuerunt delecti sex carnifices omnium robustissimi*. Aber die Nonne empfindet dennoch Scheu, Christus völlig nackt an der Geißelsäule stehen zu sehen. Also ändert sie das Motiv und bringt etwas aus den Apokryphen von der Flucht nach Ägypten mit herein, die bekannte Geschichte von den einmal, von Maria angefertigt, dem Kinde angezogenen und mit ihm *per miraculum* mitwachsenden Kleidern in die „Vision“; nicht ohne sich dagegen zu stellen, was *aliqui Doctores* diesbezüglich anders darstellten. Es heißt bei Eusebius Amort als Nummern 1337 und 1338 eben auch als eine Art Vorstufe zum Motiv der Kleidersuche gegen Teufelei und mit Engelshilfe:

1337. Primò exiit vestē alba, quā fuit indutus ab Herode. Dein resolvuntur vincula, quibus ligatus fuit in Oliveto; et eorum resolutione fuerunt renovata vulnera. Postmodum fuit iussus exuere tunicam suam inconsuetilem; nam pallio jam fuerat spoliatus in Oliveto. Paruit Christus, ac coepit se exuere; sed cum carnifices crederent trahi moram, ipsimet violenter detraxerunt vestem. Stetit itaque totus nudus, nisi quod fuerit cinctus semicinctio, quo illum mater induerat in Aegypto, quodque cum ipso, uti et ipsa toga cum calceis, creverat.

1338. Audio, quod aliqui Doctores scripserint, Christum in crucifixione et flagellatione fuisse totaliter nudum. Sed cum ex obedientia

²²⁾ DE / REVELATIONIBUS, / VISIONIBUS / ET / APPARITIONIBUS / PRIVATIS REGULAE TUTAE / EX SCRIPTURA, CONCILIIIS, SS. PATRI- / BUS, ALIISQUE OPTIMIS AUTHORI- / BUS COLLECTAE, EXPLICATAE ET / EXEMPLIS ILLUSTRATAE / A / R. D. EUSEBIO AMORT, / Canonico Regulari Lateranensi Pollingae, / EMINENTISSIMI CARDINALIS / LERCARI / Theologo. / . . . / AUGUSTAE VINDELICORUM, / Sumptibus MARTINI VEITH, Bibliopolae. / ANNO M, D, CC, XLIV. – Unsere Stellen 392, 393.

de hac re interrogarem, intellexi, Christum omnia in se permisisse, quae non fuerant contra honestatem. Revelatum etiam mihi est, quod carnifices omnes, unus post alterum tentaverint, ipsi tollere semicinctium, sed eorum manus ac brachia obriguerunt, ut contigit in carcere in domo Cayphas.

So läßt die Visionärin des frühen 17. Jahrhunderts also auch hier noch zusätzlich ein Strafwunder, das Erstarren der Frevelhand einfließen, wie es ja Apokryphenerbe auch in anderem Zusammenhange, etwa im Erstarren der Hand jener ungläubigen Hebamme Zelomi/Salome begegnet, die nicht an Mariens Jungfrauengeburt glauben hatte wollen.²³⁾ Doch was an solchen *miracula* dem Mittelalter aus dem Apokryphenerbe selbstverständlich war, was die früh- und vollbarock aus jenem Erbe heraus empfindenden Mönche und Nonnen noch im 17. Jahrhundert „schauten“ und sich im Bilde der Geheimen Leiden darstellen ließ²⁴⁾ zu eindringlicher *compassio*-Meditation, das mußte dem Theologen der Frühaufklärung nicht nur verdächtig, sondern schon sehr suspekt erscheinen. Kein Wunder, wenn der bayerische Chorherr Eusebius Amort 1744 als *conclusio* seiner „Observationes de Revelationibus“ der spanischen Mystikerin vermutlich gezielt in den Kanonisationsprozeß einwirft: *Ex huiusque demonstratis ad minimum sequitur, Revelationes Mariae de Agreda esse dubias.*

Das heißt nun nicht, daß diese aus dem Mittelalter her übernommenen, so oft auch „erläuterten“, ja „berichtigten“ Zusatzelemente zu den in den Evangelien geschilderten Leiden des Erlösers wie die so heftig diskutierte Frage nach der Anzahl der Geißelhiebe, der Wunden Christi, der von ihm dabei vergossenen Blutstropfen usw. nun aus der Hagio-graphie oder auch gelegentlich bis ins Volksbarock nachwirkenden Bild-

²³⁾ Vgl. L. Kretzenbacher, Malbild – Erzählen aus Apokryphenwissen. (Fabula 20, Berlin–New York 1979, S. 96 ff.).

²⁴⁾ Man denke an die in der Hochkunst (Murillo) wie bei volkstümlichen Holzschnitten oder Hinterglasbildern gelegentliche Mitaufnahme eines Engels oder gar Mariens selber als Zuschauer, Mit-Leidende bei solchen Szenen der besonderen Quälereien Christi, entsprechend der Widerspiegelung solcher Mit-Betrachtung im geistlichen Volksliede der Südostalpenländer bei Deutschen und Slowenen, wie sie bei Maria de Agreda ganz klar als Sondermotiv heraustritt unter Nr. 1341 der Exzerpte des Eusebius Amort. Nach der Schilderung der Qualen durch die Geißelung, von Christi „Haupt voll Blut und Wunden“, vom blutüberströmten Körper, den *quinquies mille* Geißelhiebe getroffen hatten (Nr. 1340; später spricht Maria de Agreda unter 1344 von *5115 flagellorum ictibus*) berichtet sie:

B. Virgo constituta in aliquo angulo atrii haec omnia vidit in spiritu; et ipsa omnes ictus in suo corpore sensit, ut ipse Christus. Et quamvis non fuderit alium sanguinem, nisi lachrimas sanguineas, nec apparuerint in ejus corpore vulnera, ita tamen est prae dolore deformata, u à Joanne, et a tribus Mariis, quae simul aderant, non fuit agnita.

darstellungen vollkommen verschwinden. Aber sie werden doch verständlicherweise mit dem Anwachsen aufklärerischen Gedankengutes bis hin zur ländlichen Geistlichkeit seltener. Daß solches Geheimes Leiden nicht ganz in Vergessenheit geriet, dafür sorgen schon solche unglaublich breiten- und tiefenwirksame Hagiographen wie ein Kapuzinerpater Martin von Cochem (1634–1712) zumal mit seinem (ab 1680 so geheißenen) „Großen Leben Jesu Christi“. Immerhin hat dieses 1677 erstmals in Frankfurt am Main gedruckte Werk an die 260 Auflagen erlebt in seiner neben rund siebzig anderen Schriften des gleichen Verfassers verhältnismäßig spät erst erkannten Rolle als Vermittler spätmittelalterlicher und frühbarocker Mystik und Meditationsliteratur.²⁵⁾ Noch in einer Ausgabe des „Großen Lebens Christi“ durch einen Anonymus zu Landshut 1843, wie sie ja auch als Lesestoff für den jungen Peter Rosegger nach seiner eigenen Mitteilung²⁶⁾ wirksam wurde, heißt es z. B. unter Bezug auf die immer wieder als „Quelle“ und Autorisierung herangezogenen „Revelationes“ der hl. Birgitta von Schweden ausdrücklich im XXVIII. Kapitel „Wie Christus gekrönt worden“:²⁷⁾ *Als mein Sohn von der Säule abgelöst war, wandte er sich zu seinen Kleidern; es wurde ihm aber keine Zeit vergönnt, sich anzuziehen, denn sie zogen und trieben ihn, daß er eilte. Daher streckte er, als er von ihnen fortgezogen wurde, seine Arme in die Ärmel, und wischte sein blutiges Angesicht in seine Kleider.* Und an einer anderen Stelle, nach sehr breiten Meditationen Martins von Cochem, heißt es unter deutlichem Bezug auf unser Geheimes Leiden: . . . *sie stießen ihn mit Füßen von der Säule weg, und trieben ihn, daß er seine Kleider anlegte. Weil aber der halbtote Christus nicht so viel Kraft hatte, daß er aufrecht gehen konnte, mußte er auf Händen und Füßen herum kriechen, und seine Kleider zusammenraffen. Ach wem soll das Herz nicht wehe thun, wenn er*

²⁵⁾ Vgl. L. Signer, Martin von Cochem. Eine große Gestalt des Rheinischen Barock. Seine literarhistorische Stellung und Bedeutung. Wiesbaden 1963 (Institut für europäische Geschichte Mainz, Vorträge, Nr. 35);

Zur Einwirkung auf die Frömmigkeitsgeschichte vgl.

L. Schmidt, Ein Kapitel Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangsbücher aus Österreich und Bayern vom 17. bis zum 19. Jh. (Anzeiger der phil.-hist. Kl. der Österr. Akademie der Wissenschaften, 108. Jgg., Wien 1971, 129–148, Tafeln I–IV);

Zu M. v. Cochem's Kenntnis des „Opus Magnum“ von Valentin Leucht und zu seiner Popularisierung der lateinischen Werke von Laurentius Surius vgl.

W. Brückner, Geistliches Erzählgut der Gegenreformation im Rheinland. (Rheinische Vierteljahrsblätter 40, Bonn 1976, 150–169, bes. 155, 161, 168).

²⁶⁾ P. Rosegger, Waldheimat I, Leipzig 1914, 201 ff.

²⁷⁾ M. von Cochem, Das Große Leben Christi. Ausgabe (anonym) Landshut 1843, Teil II, 289, XXVIII. Kapitel.

dieses betrachtet . . . ? Bild dir ein, als wenn du Christus auf Händen und Füßen herum kriechen, und seine verstreuten Kleider zusammensuchen sähest. Solltest du wohl meinen, daß dieser elende Mensch jener Gott seyn könnte . . . ?

Hier aber sind wir genau an jener Stelle, von der wir beim ersten Bild-denkmal in der Steiermark ausgehen hatten können: beim Fastentuch des linken Seitenaltares von 1978 in jenem kleinen Orte Steirisch Laßnitz, für dessen große und ungebrochen fortlebende Tradition Lebendigen Volksschauspieles in der Steiermark gerade die Texte aus dem „Großen Leben Jesu Christi“ von entscheidender Einflußkraft gewesen und geblieben sind, wie dies als Textwirkung des Hagiographen Martin von Cochem so früh erkannt wurde, so oft festgestellt hatte werden können.²⁸⁾ Weitere Bilddenkmäler dieses Themas jedoch sind in der Steiermark bislang m. W. nicht aufgetaucht.

²⁸⁾ Vgl. J. J. Ammann, Das Leben Jesu des P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, Berlin 1893, 208–223);

L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. Wien 1951, 81, 115, 157, 183 f., 259 f., 281, 344;

L. Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, 51, 180, 282 f., 327, 348 et passim.

Eine Karfreitagsprozession in Schladming aus dem Jahre 1671

Von Roswitha Stipperger

Im Dekanatsarchiv Haus im Ennstal befindet sich das Fragment einer Prozessionsordnung für eine Karfreitagsprozession in Schladming im Jahre 1671. Obwohl dieses Schriftstück nur einen Teil der vollständigen Prozession behandelt, sollte man ihm dennoch besonderes Augenmerk zuwenden, da Aufzeichnungen über Karfreitagsprozessionen aus dem Bereich des oberen Ennstales aus dieser Zeit bisher fehlten.

Die vier Seiten umfassende, handgeschriebene Prozessionsordnung hat folgenden Wortlaut:

Anstöllung der Procession in dem Khäyl: Marckht Schlädming auf den Heilligen Carfreitag Ao. 1671. für den Anndern Directorn, Herrn Wolgschaffen, Mit No: 15 anfangg: Vnd 31 beschliessent,

Wüser
Maria Elisabeth Wolgschaffin,

1 Eggl. 2 Mang. 3 Kholmäyr.
4 Hängl 5 Kreizerer 6. Prey:
7 Winckler. 8 Windter
9 Rueser 10 Clamer, 11 Marx
Wüdman. 12. Schisling
Oßwalt Träxler

Hann,

Erste Christus.
Jud. Paull Zieller,
2 Jud Georg Grueber,

- Ein fackhl für Hrn Director
15. das Erste labrum der Ölperg
Nöbenher 2 mit Fackhln,
16. Ein Piessenter mit einem Todtenhopf
17. Judith mit dem Blossen schwerdt.
Unnd Holofernis Haupt,
Nöben her 2 mit Fackhln.
Hinter Ihr two Diennerin,
18. Die 12 Engelein so die Instrumenta
des Leidens Christi tragen, Ihr
2: Vnd 2 miteinander gehent,
19. Ain Jud mit ainer Latern, auf
ainer stangen tragent,
20. Judas mit dem Säckhl Vnnd strickh
21. das annder Labrum die Fachung,
nöben her 2 mit Fackhln
22. Ihrer 3 mit Hellepartn. Mer
oder weniger.
23. Der gefangene Christus mit 2 Khötn,
aine umb den Halß, die annder umb
den Leib, von 2 Juden gefiehr,

Hannß Pruner	24. Widerumben 3 mit Partasannen, oder weniger.
	25. Job voller gschwer. NB: wann Es sein khan, ohne Schuech. und mit emblösten haubt,
Reischperger	26. Der Sathan der in verspotet 27. Das drite Labrum mit der Gaislung nöben her 2 mit Fackhln,
	28. Ihrer 3. mit Partasannen. od weniger.
Ander Christus.	29. Der Gaislete Christus von 2 Juden gefiehart, NB: ain Bueb darbey mit dem Bluet,
1 Jud: Georg Lündöbner	
2 Jud: Georg Janner,	
Pue: Paull Winnpacher,	
NB: labung. össig,	30. Drey mit Hellepartn. oder weniger, 31. Die Flagelanten, hinter einem Jeden par ein fackhl, auch Nothwendiger labung. Vnnd össig darbey,

Wenn wir uns die Zeit, in der die Prozession in Schladming stattgefunden hat, vergegenwärtigen, so fällt der Wandel im religiösen Leben auf, der sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts auch in der Steiermark vollzogen hat. Das Motiv des Leidens Christi tritt in der Kunst ebenso wie im Volksschauspiel und in der Volksfrömmigkeit stärker hervor.¹⁾

Die neue religiöse und geistige Situation, in der sich die Steiermark seit dem frühen 17. Jahrhundert befand, kam im Bereich der alten Bergstadt Schladming besonders zur Geltung. Nach einer kraftvollen Entwicklung des Protestantismus, der schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vor allem in Schladming, auf der Ramsau und am Rohrmoos Fuß gefaßt hatte, setzte unter dem Seckauer Bischof Martin Brenner an der Wende zum 17. Jahrhundert eine großangelegte Rekatholisierung des Landes ein. In besonders glaubensgefährdete Gebiete wurden eigene Reformationskommissionen entsandt, die für den Bereich des obersten steirischen Ennstales ihren Stützpunkt im salzburgisch-erzbischöflichen Markt Haus hatten. Ein Großteil der Bevölkerung war nicht gewillt, sich wieder zum katholischen Glauben zu bekennen, obwohl von kirchlicher Seite mit massiven Druckmitteln gegen glaubensverdächtige Personen vorgegangen wurde. Es entwickelte sich der Geheimprotestantismus, der bis zur Erlassung des Toleranzpatentes durch Joseph II. bestehen blieb.

Neben den Bestrebungen zur Bekämpfung des Protestantismus ließen sich auch innerhalb der katholischen Kirche Neuerungsmaßnah-

¹⁾ Leopold Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern. Salzburg 1952, S. 29.

men feststellen und das Wiedererstarken des alten Glaubens fand seinen Ausdruck im verstärkten Zurschaustellen katholischer Aktivitäten. Die Zeit der sogenannten Gegenreformation strahlte auch noch auf die folgenden Jahrzehnte aus.

Die Schladminger Karfreitagsprozession ist somit einer Zeit zuzuordnen, in der sich nach der Wiedereinführung des katholischen Glaubens das Prozessionswesen als Zeichen barocker Volksfrömmigkeit besonders stark entfaltete.

Die vorliegende Prozessionsaufstellung enthält die Leidensgeschichte Christi beginnend mit der Ölbergszene bis zur Geißelung. Zu diesen Darstellungen kommen zwei Motive aus dem Alten Testament. Derartige Präfigurationen waren in barocken Spielprozessionen keine Seltenheit und dürften auf mittelalterliche Vorbilder zurückzuführen sein. Den Ablauf der Handlung verdeutlichen die sogenannten „Labra“, bemalte Fahnen. Es wurden laut Prozessionsordnung drei solche Labra mitgetragen, die von je zwei Fackelträgern flankiert wurden. Die Fackeln, die in der Prozession mitgeführt wurden, dienten wohl dazu, dem Zug ein feierliches Gepräge zu verleihen, lassen aber auch den Schluß zu, daß es sich bei diesem Umzug um eine Nachtprozession gehandelt haben könnte.

Der Zug wurde angeführt vom „Director“, der die Funktion des Spielführers und Ordners in diesem Bereich der Prozession innegehabt haben dürfte. Dieser Spielführer ging, wie aus der Ordnung hervorgeht, nicht als Begleiter am Rande des Zuges, sondern schritt selbst, von zwei Fackelträgern begleitet, im Prozessionszug eingereiht. Es folgte das erste Labrum, der Ölberg, daneben wieder zwei Fackelträger, dahinter eine Büßergestalt mit einem Totenkopf, die die Nähe des Todes ausdrückte. Die nachfolgende Darstellung, nämlich Judith mit dem Schwert und dem Haupt Holofernes war zugleich die erste Figur, die aus dem Alten Testament in das Geschehen einbezogen wurde. Judith galt als Vorbild Mariens.²⁾ Auch die Darstellerin der Judith wurde in der Prozession von zwei Fackeln flankiert. Ihr folgten zwei Dienerinnen, die nicht näher beschrieben sind. Danach gingen zwölf Engel, dargestellt von Jugendlichen, was aus Matrikenbüchern nachgewiesen werden konnte. Diese Engel, die zwei und zwei nebeneinander gingen, trugen die Leidenswerkzeuge Christi. In ähnlichem Zusammenhang wird von einer Karfreitagsprozession in Kindberg aus dem Jahre 1715 berichtet, daß dort die Leidenswerkzeuge von Knaben getragen worden seien.³⁾

²⁾ Carl Künstle, *Ikonographie der christlichen Kunst. II: Ikonographie der Heiligen*. Freiburg i. B. 1926, S. 302.

³⁾ Leopold Kretzenbacher, *Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern*. S. 34.

In der Schladminger Prozession folgte ein Jude mit einer Laterne und hinter diesem Judas mit Geldsack und Strick, schon auf das weitere Geschehen hinweisend. Mit Nummer 21 folgte sodann das zweite Labrum, im Text als „Annder Labrum die Fachung“ bezeichnet, begleitet von zwei Fackelträgern. Es dürfte sich bei der „Fachung“, wie es sich aus dem Ablauf der Handlung ergibt, um die Gefangennahme Christi handeln. Nach diesem Labrum kamen drei Hellebardenträger, wobei die Anzahl drei nur als Richtlinie galt, es konnten auch mehr oder weniger sein. Nach ihnen erschien die erste, in diesem Fragment angeführte Christusfigur, nämlich bereits der gefangene Heiland mit einer Kette um den Hals und einer um den Leib. Er wurde von zwei Juden geführt. Danach gingen abermals drei bewaffnete Personen. Sie trugen „Partasannen“. Partisanen waren lange Stoßwaffen mit einem hölzernen Schaft und einer zweischneidigen, vorne zugespitzten Klinge, an deren Fuß sich noch zwei vorspringende, spitze Zacken befanden.

Auf diese bewaffnete Gruppe folgte der Dulder Job, wieder eine Präfiguration aus dem Alten Testament. Dieser Job ist in seinem Leiden und seinem Sieg ein Typus der Passion und des Triumphes Christi.⁴⁾ Hinter ihm ging der Satan, der ihn verspottete, da das Alte Testament berichtet, daß Job in seinem Leiden auch noch dem Spott ausgesetzt war. Von Hiob wird eine Vielzahl an Prüfungen und Leiden geschildert, und so ist es nicht verwunderlich, wenn diese alttestamentarische Gestalt in verschiedenem Zusammenhang sogar mehrmals den einzelnen Stationen des Leidens Christi gegenübergestellt wird. Das Motiv des Dulders Job war schon im Spätmittelalter und in der Renaissance ein beliebtes Thema im Volksschauspiel, und die Behandlung dieses Einzelschicksals ist in Ausläufern bis in das zwanzigste Jahrhundert im Volksschauspiel zu verfolgen.⁵⁾

Die Schladminger Karfreitagsprozession setzte sich mit der Gruppe Nummer 27, dem dritten Labrum mit zwei Fackelträgern, fort. Die Darstellung auf dem Labrum zeigte die Geißelung. Es ist dies zugleich das letzte Labrum, das in der vorhandenen Aufstellung erwähnt wird. Nach drei weiteren Partisanenträgern erschien ein zweiter Christus, diesmal der geißelte, von zwei Juden geführt, gefolgt von einem Buben, der das Blut trug. Das Vorkommen mehrerer Christusfiguren in derartigen Spielprozessionen ist keine Ausnahme. Diese Gepflogenheit war zum Beispiel auch bei norddeutschen Passionsprozessionen üblich, wie dies

⁴⁾ Carl Künstle, *Ikongraphie der christlichen Kunst. II. Ikongraphie der Heiligen*. S. 301.

⁵⁾ Leopold Kretzenbacher, *Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark*. Wien 1961, S. 312.

aus Münster in Westfalen berichtet wird.⁶⁾ Es war üblich, für jeden Abschnitt des Geschehens eine eigene Christusfigur auftreten zu lassen.

Das Ende der vorhandenen Aufzeichnung bildete eine Gruppe von Flagellanten, die auf drei Hellebardenträger folgte. Die Teilnahme dieser Geißler deutet vielleicht auf mittelalterliche Ursprünge hin. Im Mittelalter gab es nämlich eine derartige Frömmigkeitsbewegung, deren Anhänger am Leiden Christi besonders innig Anteil zu nehmen suchten und dabei unter Gesang und Gebet sich oft mehrmals am Tag ihre entblößten Oberkörper selbst geißelten. Solche Andachtssitten erfuhren in der Barockzeit eine kräftige Neubelebung.

Bei Durchsicht des Fragmentes der Schladminger Prozessionsordnung lassen sich verschiedene Überlegungen anstellen, die Hinweise für eine Rekonstruktion der gesamten Prozession geben können. Zweifellos setzten sich ab der Gruppe 32 die Passionsszenen mit der Dornenkrönung und Verspottung Christi, dem Urteil des Pilatus sowie dem Kreuzestod Christi in der Prozession dargestellt wurde, oder aber die Kreuzigung symbolhaft am Zielpunkt der Prozession, gleichsam auf Golgotha, vollzogen wurde, ist nicht bekannt. Keinerlei Anhaltspunkte gibt es auch für die thematische Zusammensetzung der Gruppen 1 bis 14. Daß zwischen den übrigen Gruppen auch Darstellungen aus dem alttestamentarischen Themenkreis eingeordnet waren, ist auf Grund des vorliegenden Teiles der Prozessionsordnung als sicher anzusehen.

Aufschlußreich wären auch genaue Hinweise über die Anzahl der Personen, die an dem Karfreitagsumzug teilgenommen haben. Solche Hinweise sind jedoch nur teilweise vorhanden.

Die mit Nummer 15 beginnende und mit Nummer 31 abschließende Aufzählung der 17 Prozessionsgruppen weist zunächst auf die sichere Teilnahme von 36 Personen hin, denen eine bestimmte Funktion zugedacht war. Dazu kamen noch die Träger der Labra in den Gruppen 15, 21 und 27. Da über die Größe der Fahnen nichts bekannt ist, kann man nicht mit Sicherheit sagen, ob die Labra von einer oder von mehreren Personen getragen wurden. Nimmt man je eine Person als Träger an, so erhöht sich die Zahl der Teilnehmer auf 39. Wenn man die Gruppen 22, 24, 28 und 30, also die Hellebarden- und Partisanenträger berücksichtigt, die jeweils mit ungefähr 3 Personen angegeben sind, summiert sich die Zahl der Mitwirkenden auf 51, wobei die Abschlußgruppe mit Nr. 31, die Flagellanten, zahlenmäßig nicht erfaßbar ist. Die Zahl der Teilnehmer der Gruppen 15 bis 31, die an der Schladminger

⁶⁾ Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, S. 76.

Karfreitagsprozession des Jahres 1671 mitgewirkt haben, dürfte somit ungefähr 60 Personen betragen haben. Will man aus dieser angenommenen Zahl einen Schluß auf die Gesamtzahl der Personen ziehen, die sich in die uns nicht bekannten Gruppen 1 bis 14 und ab 32 einreihen, so kommt man auf ungefähr 150 bis 200 Mitwirkende.

In Anbetracht dieser Zahl erhebt sich die Frage, in welchem Verhältnis die immerhin stattliche Anzahl von Prozessionsteilnehmern zur Einwohnerzahl des damaligen Marktes Schladming stand. Wenn auch aus dem Jahre 1671 keine Vergleichszahlen zur Verfügung stehen, so ist doch bekannt, daß es in Schladming zur Zeit Maria Theresias 124 Häuser gab.⁷⁾ Es ist daher anzunehmen, daß es ca. 80 Jahre vorher kaum mehr Behausungen in Schladming gegeben hat und die Einwohnerzahl verhältnismäßig klein war. Diese Tatsache läßt den Schluß zu, daß die Teilnehmer an der Karfreitagsprozession nicht nur aus Schladming stammten, sondern wahrscheinlich auch aus Pichl an der Enns, Haus und Assach kamen, jenen Orten, die zur damaligen Zeit ebenso wie Schladming zur Hauptpfarre Haus gehörten.

Die vorliegende Prozessionsordnung aus dem Jahre 1671 erwähnt eine Reihe von Teilnehmern namentlich. Es war naheliegend zu versuchen, mit Hilfe von Matrikenbüchern diese Personen näher zu identifizieren. Eine Nachschau in den Tauf- und Heiratsbüchern des r. k. Stadtpfarramtes Schladming erbrachte aber nur ein Teilergebnis, denn von den 23 in der Prozessionsaufstellung namentlich genannten Personen schienen nur 9 in den Matrikenbüchern auf. Von den unter der Gruppen-Nummer 18 genannten 12 Engelein konnten sechs Darsteller gefunden werden. Sie standen zur Zeit der Prozession im Alter zwischen 10 und 20 Jahren. Weiters fand sich der unter Nr. 23 angeführte Darsteller des zweiten Juden, Georg Grueber, der damals 32 Jahre alt war. Ebenso ließen sich die Darsteller des Dulders Job, Hannß Prunner, 42 Jahre alt, und der 17jährige Paul Winnpacher aus der Gruppe 29, der Bub mit dem Blut, ermitteln. Die damals sehr allgemein gehaltenen Eintragungen in den Matrikenbüchern der Pfarre Schladming geben keinerlei Hinweise auf den Beruf der Personen, so daß es nicht möglich war, Rückschlüsse auf den Stand der Prozessionsteilnehmer zu ziehen. Die geringe Zahl der Teilnehmer, die in Schladminger Matriken aufscheinen, verstärkt die Annahme, daß zahlreiche Mitwirkende nicht aus Schladming gestammt haben.

Ebenfalls nicht in Schladming nachweisbar ist der in der Prozessionsordnung angeführte „annder Director“, Karl Wohlgschaffen. Be-

⁷⁾ Franz Hutter, Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. Graz 1906, S. 297.

kannt ist hingegen, daß aus der Familie Wohlgshaffen der St. Petrische Amtsverwalter in Pichl an der Enns, Michael Wohlgshaffen, hervorging. Salzburgische Einflüsse dürfen bei der Schladminger Prozession wohl nicht ausgeschlossen werden. Eine zweite Spur weist ebenfalls in das Land Salzburg, nämlich nach Radstadt, wo 1629 eine Niederlassung der Kapuziner gegründet wurde, deren Einfluß sich in späterer Zeit wiederholt im religiösen Leben des oberen Ennstales bemerkbar gemacht hat. Eine Beziehung der Kapuziner zur vorliegenden Karfreitagsprozession wäre deshalb denkbar, da Angehörige dieses Ordens ebenso wie Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner häufig als Initiatoren von ähnlichen Prozessionen genannt werden.

In der Schladminger Prozessionsordnung fällt auf, daß nur die Darsteller von Hauptfiguren namentlich angeführt sind, allerdings mit Ausnahme der Christusfiguren, die unter der Bezeichnung „Erster Christus“ und „Ander Christus“ aufscheinen. Bei den übrigen Teilnehmern wie den Trägern der Labra, den Fackel-, Hellebarden- und Partisanenträgern sowie den Dienerinnen und schließlich den Flagellanten legte man offenbar auf eine namentliche Nennung keinen Wert.

Nach der versuchten Auswertung des vorliegenden Materials müssen aber auch jene Fakten erwähnt werden, die aus dem bearbeiteten Fragment nicht hervorgehen. Neben dem Fehlen der Aufstellung für die Gruppen vor 15 und nach 31 muß wohl die Tatsache berücksichtigt werden, daß über den Weg der Prozession kein Hinweis existiert. Es fehlen auch Vermerke über die Kleidung der Prozessionsteilnehmer und über weitere Requisiten. Unbekannt bleibt weiters, ob die Prozession stumm vor sich ging oder ob Lieder und Sprechstellen den jeweiligen Stand des Geschehens verdeutlichten, wie dies von anderen Karfreitagsprozessionen bekannt ist.

Der Bericht über die Karfreitagsprozession des Jahres 1671 soll nicht abgeschlossen werden, ohne auf eine andere Karfreitagsprozession hinzuweisen, die in Schladming abgehalten wurde. Es handelt sich dabei nicht um eine ähnliche barocke Spielprozession, wie sie uns aus dem behandelten Textfragment bekannt ist, sondern um eine Nachtprozession, die noch um die Jahrhundertwende von der katholischen Kirche in Schladming zu einer am westlichen Stadtrand gelegenen Kapelle führte. In dieser Wegkapelle befindet sich neben jüngerem Zierat eine frühbarocke Statue des gegeißelten Heilands. Die Prozession wurde jeweils am Abend des Karfreitags abgehalten, es wurden dabei der Rosenkranz gebetet und Lieder gesungen.⁸⁾ Das Bestehen dieser Prozession konnte jedoch nicht weiter zurückverfolgt werden, da entsprechende Angaben in Aufzeichnungen bisher nicht gefunden werden konnten.

⁸⁾ Nach Angaben von Christine Stipberger, Schladming, geb. 1891.

Ob sich nun sowohl vom Standort der Wegkapelle als auch vom Vorhandensein einer frühbarocken Plastik des gegeißelten Heilands Anhaltspunkte für den Weg der Karfreitagsprozession des Jahres 1671 ergeben, bleibt dahingestellt. Ein Zusammenhang zwischen der barocken Spielprozession und der nächtlichen Karfreitagsprozession an der Schwelle zum 20. Jahrhundert dürfte jedoch bestehen.

Literatur:

- Heinz-Mohr, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Düsseldorf – Köln 1972.
- Hutter, Franz: Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. Graz 1906.
- Kretzenbacher, Leopold: Barocke Spielprozessionen in Steiermark. In: Aus Archiv und Chronik. Blätter für Seckauer Diözesangeschichte. 2. Jg., Graz 1949, S. 13–25, S. 43–52, S. 83–91.
- ders.: Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südost-Alpenländern. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 8), Klagenfurt 1961.
- ders.: Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. (Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Bd. 6), Wien 1961.
- ders.: Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern. Salzburg 1952.
- Künstle, Carl: Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. II: Ikonographie der Heiligen. Freiburg i. Br. 1926.

Bemerkungen zum Ebenseer Glöcklerlauf

Von Richard Wolfram

Der in seiner heutigen Gestalt ungemein eindrucksvolle und schöne Brauch, daß Gruppen von Burschen weißgekleidet, mit umgehängten Schellen und einem gewaltigen, von innen erleuchteten Kopfaufsatz im Dunkel des Dreikönigsvorabends im Gänsemarsch laufend Figuren in die Nacht zeichnen, zieht die Beobachter unweigerlich in ihren Bann. Nicht zumindest Franz Lipp, in dessen Festschrift¹⁾ sein Neffe und mein einstiger Hörer Franz J. Grieshofer einen Beitrag veröffentlichte: „Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens“ (S. 113–122). Man wird umsomehr eine innere Beziehung zu diesem Brauch bei dem Artikelverfasser vermuten, als dieser in jüngeren Jahren der Brauchausübung in Ischl selbst nicht fern stand.

Davon läßt Grieshofer allerdings kaum etwas anklingen. Sein Anliegen ist es, die geschichtlichen Zeugnisse für die heutige Brauchform aufzufinden, die junge Entstehung nachzuweisen und den Brauch aller angeblich hineingesehenen Deutungen zu entkleiden.

Ein Klarlegen der Schriftzeugnisse ist sehr wünschenswert und verdienstvoll, denn davon wußten wir zu wenig. Auch Franz Lipp war sich aber darüber im klaren, daß wir hier offenbar keinen etwa in germanische oder sonstige Urzeiten zurückreichenden Brauch vor uns haben. In Gesprächen, die wir bei einem Glöcklerlauf im Jahre 1949 führten, meinte er, die heutige Form des Glöcklerlaufens dürfte zwischen den Jahren 1860–1880 entstanden sein.²⁾ Er führte ihn auf ein Zusammen-

¹⁾ Volkskultur, Mensch und Sachwelt, Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag, hg. vom Verein f. Volkskunde, geleitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer, Wien 1978.

²⁾ In seiner neuesten Äußerung aus dem Jahre 1978 sagt F. Lipp von den Glöcklern: „Wie und wann der Brauch entstanden ist ... liegt noch immer im dunkeln. Nur Mutmaßungen können darüber angestellt werden. Bekannt ist jedoch, daß er in seiner heutigen Form schon um 1880 in Ebensee gepflogen wurde, daß er sich von dort nach Ischl fortpflanzte, bis vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges sich auch in den anderen katholischen Gemeinden des Salzkammergutes (nicht im Ausseer Land) festgesetzt hatte und seit 1945 sich bis Salzburg, Stainach-Irdning und im Norden bis vor Lambach ausbreitete: ein Beispiel dafür, daß auch in der Gegenwart eine Ausbreitung ritueller Brauchhandlungen möglich ist.“ In: K. Sottriffer, Das Salzkammergut, 2. Aufl., Linz 1978, S. 76.

gehen der allgemein üblichen vermummten Anklöckler mit den Sternsängern zurück, deren von innen erleuchteter Stern anscheinend die Anregung für den Aufputz der Glöckler gegeben habe. Dafür könnte manches sprechen, wie ich noch zeigen werde. Der Entstehungsort des Brauches scheint Ebensee gewesen zu sein, von wo aus er weiter ausstrahlte und immer noch ausstrahlt, bis in die Stadt Salzburg hinein. Von diesen Ausbreitungsvorgängen habe ich auch in meinen Arbeiten einiges erwähnt, wenn ich gelegentlich das Glöcklerlaufen streifte.

Grieshofer führt als früheste gedruckte Nachricht Schilderungen aus den Jahren 1896, 1898, 1899 an. Er kann ihnen als wichtigen neuen Fund noch eine handschriftliche aus dem Jahre 1873 hinzufügen und aus der Angabe von 1903, daß damals der alte Schöffauer zum einundfünfzigsten Male als Anführer der Glöckler mitgelaufen sei, käme man bis 1852 zurück.

Entstanden sei die heutige Form aber aus dem alten und im Alpenraum weit verbreiteten Anklöckeln an den Donnerstagen des Advents oder am Dreikönigsvorabend. Unterschiedlich Vermummte zogen damals im Salzkammergut mit Glocken behangen in die Häuser und führten dort ihre Tänze auf, wie es in den alten Schilderungen heißt. Wahrscheinlich brachten sie auch den üblichen Jahresglückwunsch vor und wurden mit Krapfen bewirtet.

Dieser Untersuchung stellt Grieshofer eine methodologische Einleitung voran. In ihr kritisiert er eine „mythologische“ Forschungsrichtung, welche die Brauchhandlungen in archetypische Elemente zerlegt und aus diesen – ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung – Urgrund und Wesen des jeweiligen Brauches zu erschließen sucht. Die Beispiele dafür entnimmt er so gut wie ausschließlich meinen Schriften, wobei ich allerdings nur in den Anmerkungen als namentlich genannter Autor aufscheine. Im Text selbst heißt es immer nur „man“. Ich bin somit aber doch als der eigentliche Vertreter dieser Richtung hingestellt, und meiner Methode gilt seine ganze Kritik.

Nun wird man mir bei einem Betrachten meines gesamten Forschens kaum vorwerfen können, daß ich die geschichtliche Dimension und die Jahreszahlen vernachlässige und ahistorische Flächenbilder zeichne. Ich verweise als Gegenbeispiel nur auf mein Buch „Schwerttanz und Männerbund“ (1936/37) mit seiner ungemein genauen geschichtlichen Untermauerung.

Diejenige meiner Arbeiten, auf welche sich Grieshofer vorwiegend bezieht, ist eine Bestandsaufnahme des Gegenwartszustandes der Anklöcklerbräuche im Lande Salzburg auf Grund einer neuen Ge-

sambefragung.³⁾ Das Salzkammerguter Glöcklerlaufen ist dabei für mich nur eine Randerscheinung, die im Aberseegebiet etwas ins Salzburgische hineinreicht. Und zwar – wie ich auf S. 209 ausdrücklich betonte – als späte Ausbreitungserscheinung. Zur Zeit des ersten Weltkrieges kannte man es z. B. in Strobl noch nicht, dort waren damals nur die allgemeinen Formen des Anklöckelns.

In der Darstellung Grieshofers sieht es jedoch so aus, als ob ich erstens alle Feststellungen über älteren Glauben, der sich bei den gesamten Anklöcklern findet, auch auf das heutige Glöcklerlaufen des Salzkammergutes bezogen hätte, was nicht der Fall ist. Zweitens muß man aus seiner Darstellung schließen, daß ich aus der Analyse altartiger Elemente des Ebenseer Glöcklerlaufens den Brauch deuten und als uralte erscheinen lassen wollte. Das ist ein grundlegendes Mißverständnis Grieshofers. Er übersieht, daß Neuformen archetypisch in alte Zusammenhänge hineinwachsen können und dann wirklich alten oder neuen Glauben beinhalten, was höchst bemerkenswert ist. Gerade das habe ich des öfteren festgestellt. Junge Entstehungszeit ändert nichts daran. Aber wohlgemerkt: sie können hineinwachsen, müssen aber nicht. Und drittens sind die Beispiele, die Grieshofer aus meinen Schriften zusammengesucht hat, aus dem Zusammenhang gelöst und die entscheidenden Begründungen nicht genannt. So kann man freilich leicht zu gewünschten Ergebnissen kommen. Es ist nötig, das wenigstens an einem bezeichnenden Beispiel zu zeigen, das für die gesamte Vorgangsweise stehen kann.

Im Hinblick auf die von den Glöcklern durchlaufenen Spiralen und Windungen schreibt Grieshofer S. 114: „In konsequenter Weiterführung dieses Gedankenganges erscheint es logisch, die laufende Fortbewegung als ‚Geisterschritt‘ und die figuralen Vorführungen als bewirkenden Tanz der Geister zu interpretieren. Und unter Beiziehung ähnlicher Parallelen erhält man – der ‚man‘ bin natürlich wieder ich, wie die Literaturhinweise in den Anmerkungen zeigen – die Gewißheit, daß die Glöckler das Totenheer verkörpern, wodurch auch das Heischen seiner profanen Sphäre entbunden wird.“ Dabei verweist er auf die Seiten 226 und 230 meiner Arbeit.

Dem muß nun doch gegenübergestellt werden, was ich wirklich gesagt habe. Dann wird deutlich, in welcher Weise hier vereinfacht und verallgemeinert wird, bis man aus dem künstlichen Gebilde seine Schlüsse ziehen kann. Auf Einzelheiten, wie sinnbildliche Linienzüge oder tänzerisches Auftreten als Kennzeichen verwandelter Gestalten

³⁾ R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgischen, Gegenwartsform und Brauchdeutung, 2. Bericht von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg, Mitteilungen der Gesellschaft für Landeskunde, 95. Bd., Salzburg 1955, S. 203–234.

gehe ich gar nicht ein. Für letzteres bietet z. B. die Völkerkunde weltweite und unmißverständliche Zeugnisse.

Grieshofer stellt es S. 114 so dar, daß die weiße Kleidung der Glöckler schon das Geisterhafte ausdrücke und die Darsteller psychologisch selbst in das Dargestellte verwandle, das Totenheer, was ohne Erläuterungen und Beispiele, so wie es bei Grieshofer steht, höchst unwahrscheinlich klingen muß. Was aber sagte ich wirklich S. 226 in den Motivzusammenfassungen am Schlusse meiner Arbeit zur Weißverkleidung?

„Die weiße Kleidung spielt überhaupt eine eigenartige Rolle. Wir finden sie bei vielen Brauchgestalten, von den Schwerttänzern angefangen, die (wie ich ergänzen möchte) dazu vielfach noch die Gesichter geschwärzt haben. Bei den Salzkammerguter Glöcklern wie auch den Krupf-Krupf haben wir sie schon erwähnt. Die Salzburger Zeitung aus dem Jahre 1861 berichtet vom Schemenlaufen in Wals, daß die Burschen weiße Hemden über die dunklen Beinkleider anzogen. Aus Siesenheim haben wir die Überlieferung, daß es hier weißgekleidete, verschleierte Gestalten waren. Rußbach spricht davon, daß die Anklöckler überhaupt meist weiß sind. In Kaprun waren die Nachfolger der Perchten weißgekleidete Figuren mit bunten, spitzen Hüten, auch die Scherzzieher erscheinen im Pinzgau manchmal ähnlich, wie ich aus alten Photographien ersehe. Die Rauriser Klöckler der Altform mit ihren grobrupfernen Hemden und geschwärzten Gesichtern reihen sich hier an. Die Glockenträger der Rauriser Schiachperchten zu Nikolaus hatten das Gesicht einst weiß verhüllt.

Im unteren Innviertel beobachtete Ernst Burgstaller in einer ganz abgelegenen Gegend eine Gruppe von Mascherern, die äußerst unheimlich waren. Lautlos und ohne irgendetwas zu sagen, erschienen sie, ganz in Weiß gekleidet, auch das Gesicht weiß bestrichen, die Augenhöhlen jedoch dunkel, fast violett gefärbt, so daß sie direkt den Eindruck von Totengespenstern machten. Sie starrten nur und verschwanden dann wieder. Es ist nicht der einzige Beleg dafür, daß hier Rauhnachtler als Tote erscheinen. Burgstaller hat, wie er mir berichtete, noch weit schlagendere Beispiele, doch möchte ich seiner Veröffentlichung nicht vorgreifen. Dazu stellt sich aber ein aufsehenerregenden Fund, den ich in Krimml machen konnte. Dort erzählte mir Peter Lechner 1947, daß die Perchten ursprünglich Kapuzen und weiße Totenmasken hatten, er hat das aus glaubwürdigen Berichten alter Leute. Darum haben die Brotperchten heute noch gerne ein Leintuch um, weil die alten Perchten weiß gekleidet waren. Auch der alte Weigl (aus Wald im Pinzgau) berichtete das von den weißen Totenmasken. ‚Grauslich haben’s aus’gschaut‘. Anna, die Frau von Peter Lechner, weiß von ihrem 1927 mit 78 Jahren verstorbenen Vater gleich-

falls, daß die Perchten weiß gekleidet waren und ‚mehr Toten- und Tiermasken hatten‘. Auch die Masken waren mehr schwarz-weiß. Ihr Vater hatte sie selbst noch gesehen. Demnach ist an dieser Überlieferung dort wohl kaum zu zweifeln. Dies aber bedeutet eine höchst wichtige direkte Bestätigung für die Annahme, daß die Maskenläufer der Winterszeit einst das Totenheer verkörperten.“

Das ist, was ich wirklich sagte, freilich ohne die Ebenseer Glöckler als Totenheer zu bezeichnen. Sie tragen überdies auch keine Masken, nur vom Glöcklerhut herabhängende Fransen machen das Gesicht etwas weniger leicht erkennbar. Von den von mir zitierten Beispielen für Totenmasken führte G r i e s h o f e r nichts an. So kann man die „mythologische“ Betrachtungsweise freilich leicht als sachfern hinstellen.

Für einen immer wieder durchschimmernden Glauben, daß in Masken Jenseitige stecken können, gibt es im übrigen Beispiele in großer Zahl. Ihre Kenntnis kann bei einem Volkskundler vorausgesetzt werden.⁴⁾ Als neuen Beitrag möchte ich nur eine Aufzeichnung anführen, die ich in Südtirol gemacht habe. Dort konnten sich von Masken verfolgte und mit Gesichterschwarzen bedrohte Mädchen dadurch retten, daß sie auf den Friedhof liefen. Dorthin durften ihnen die Masken nicht folgen, „sie würden sonst zu Staub zerfallen“ (Vintschgau).⁵⁾

Sicherlich wird man nicht jede Maskierung in dieser Weise interpretieren können, aber in vielen Fällen sind die Anzeichen sehr deutlich. Im übrigen hat O. H ö f l e r in seinen Büchern „Kultische Geheimbünde der Germanen“ (Frankfurt 1934) und „Verwandlungskulte, Volks-sagen und Mythen“ (Wien 1973) das angenommene Verkörpern von Toten in Sage und Brauch eingehend untersucht und belegt. Dort auch über die vier Stufen des Maskenerlebnisses.

Es würde zu umfangreich, wollte ich in ähnlicher Weise die übrigen Punkte in G r i e s h o f e r s Flächenbild erörtern. Grundsätzlich wäre nur zu bemerken, daß man religiösen Vorstellungen und Riten bloß mit Rationalismus nicht gerecht werden kann. Das wäre eine wissenschaftliche Einäugigkeit. Hier wäre eine weitschauende Literatur wie die Werke von M. Eliade oder G. Dumézil ein guter Ratgeber.

Nochmals: Daß die Ebenseer Glöckler aus Urzeiten stammen, habe ich nirgends behauptet. Sie besitzen aber altartige Züge, die ihnen offen-

⁴⁾ Vgl. etwa den Artikel Maske, Maskereien im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, Sp. 1744–1852.

⁵⁾ Ginge es nur um ein frevelhaftes Verletzen der Friedhofsheiligkeit, könnte man erwarten, daß die Maskierten tot zusammenstürzen. Zu Staub zerfallen ist aber die Entkörperung zu dem, was ihrem Wesen entspricht.

bar zugewachsen sind, trotz ihres wahrscheinlich jungen Ursprungs. Ich pflege in meinen Vorlesungen immer wieder auf eine Erscheinung hinzuweisen, welche ich die „latente Bereitschaft zur Mythisierung“ nenne. Sie läßt sich auch heute noch immer wieder beobachten, von der Gerüchtebildung angefangen. Auch nachweisbar junge Bräuche können in jahrhundertealte Glaubensschemata hineinwachsen. Sehr schöne Beispiele dafür finden sich im Schlußabschnitt meiner Arbeit „Christbaum und Weihnachtsgrün“, dem Kommentar zu den Christbaumkarten des Österreichischen Volkskundeatlasses (S. 57 f.). Daraus einiges zur Verdeutlichung:

Der seit Beginn des 19. Jahrhunderts aus Deutschland nach Österreich eindringende Lichter- und Gabenbaum kam zu unserem Landvolk meist erst in unserem 20. Jahrhundert. Vorher war er eine Sache der Stadt und der gehobenen Stände. Trotzdem finden wir ihn alsbald in die alte Glaubenswelt eingegliedert. 1953 konnte ich in der Umgebung von Graz aufzeichnen, daß der Christbaum nachher auf den Wipfel eines Apfelbaumes gesteckt wird, damit es im kommenden Jahr viel Obst gibt. Eine Wachstumsförderung durch ihn tritt auch im Pongau, Pinzgau, in der Gottscheer Sprachinsel usf. zutage. Als weitere Eigenschaft dieses Brauchgegenstandes, der als Christbaum sichtlich von der sakralen Sphäre berührt erscheint, wird ihm Schutz vor Blitz und Unwetter zugeschrieben. Man hebt den abgeräumten Christbaum als Blitzschutz unter Dach auf, bis der nächste kommt (Steiermark, Niederösterreich, Salzburg, Mecklenburg, Hannover, Mittelpommern, Sachsen). Im Ausseerland aber zersägte man den Stamm des Baumes in drei Teile und zündete mit ihnen im nächsten Jahr an den drei Rauchabenden das Feuer an. Damit tritt der Christbaum fast in die Rolle, die der Weihnachtsklotz vor dem Aufhören der offenen Feuerstätten hatte. Und das alles bei einem nachweislich jungen Brauch!

Sicher ist es schwierig, archetypische Neuschöpfung und alten Direktzusammenhang (Kontinuität) auseinanderzuhalten. Beides gibt es aber zweifellos und nachweisbar. Auch das Glöcklerlaufen wuchs offenbar in Brauchschemata hinein, dafür möchte ich am Schlusse einige Beispiele aus meinen Aufzeichnungen anführen. Vorerst aber noch etwas über die Lichterkappen überhaupt, denn die Ebenseer stehen ja nicht für sich allein.

Die Idee erleuchteter Kopfaufsätze in nächtlichem Dunkel verwirklicht sich im Volksbrauch immer wieder ob ihrer großen Wirksamkeit und Schönheit. Wenn Ebensee möglicherweise um 1850 damit begann, so finden wir in der Salzburgerischen Nachbarschaft etwas weiter südwestlich um die gleiche Zeit Lichterkappen als bereits bestehenden Brauch. 1893 erfragte Wilhelm Hein beim Schalietererbauern in

Altenmarkt, der dort noch am letzten Perchtenlaufen 1850 teilgenommen hatte: „Am ersten Pfinztag (Donnerstag) abends beim Anklöckeln kamen die (großen) Perchtenkappen ebenfalls in Verwendung, nur hatte jede Haube ein Licht, da der Umzug bei Nacht stattfand. Das Perchtenlaufen ist auf die Faschingszeit beschränkt“ (und fand bei Tage statt).⁶⁾ Also hier waren die Perchten zugleich die Anklöckler, noch dazu mit beleuchteten Kopfaufsätzen!

Noch um ein gutes Halbjahrhundert weiter zurück kommen wir im Pongau mit dem Rügebrauch des sogenannten „Kühtreibens“, von dem L. Hübner im 2. Band seiner topographisch-statistischen Beschreibung Salzburgs 1796 aus Werfen, St. Johann und Goldegg berichtet. In dem Zug der bis zu 50 Burschen umfassenden Treiber hatten einige große, aus Papier verfertigte Kühköpfe, die von innen mit Lampen beleuchtet waren. Es ist die Darstellung des Zuges von geisterhaftem Almvieh des Alperers oder Kasmandls. Nach der Mitteilung K. Adrians stammt eine der letzten Nachrichten über diesen Brauch aus dem Jahre 1851. Der zeitliche Anschluß wäre hier ähnlich wie bei den Perchten gegeben.

Als Neuentdeckung bei meiner Salzburger Brauchtumsaufnahme konnte ich in Werfenweng und St. Johann unter den Anklöcklern „Lichthaubenträger“ feststellen. Entweder ein Lichthaubenträger mit seiner Braut, die in der Stube bei abgelöschtem Licht tanzten, oder gar zwei solcher Paare. Die Lichtkappe ist ein kronenähnliches Gebilde, das von innen erleuchtet wird und in dem verschiedene Figuren ausgeschnitten sind. Eine Kappe hatte nur Tierfiguren, eine andere bäuerliche Werkzeuge, eine bildete die St. Johanner Kirche nach. Die Parallelen zu manchen Nachrichten von den Salzkammerguter Glöcklern sind erstaunlich. In Werfenweng besteht die Haube aus Pappendeckel, in den verschiedene Figuren geschnitten und mit farbigem Papier überklebt sind. Die kronenartig ausgezackte Haube hat in der Mitte ein Brett, auf dem eine Kerze befestigt ist. In Faistenau gab es um 1930 ein „Glöcklaulauf“ bei dem sie auf dem Kopf aus Stroh geflochtene Türme trugen. Die Oberndorfer Sternsinger aber hatten alle auf ihren Köpfen von innen erleuchtete Pergamentkappen, welche die Buchstaben K+M+B trugen (1880 schon bezeugt).

Wem die Altersfrage Kummer macht, der kann einiges daraus ablesen, daß 1644 beim Reiftanz der Küfer in Danzig alle Tänzer weiße Hemden trugen und auf den Häuptern papierene Kronen hatten, die von einer Kerze erleuchtet waren. „Darauff erhub sich ein gar wunderlicher

⁶⁾ W. Hein, Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 14. Bd., 1894, Sitzungsberichte, S. 46.

ringel tanz durch einander, daß man mit lust anzuschawen hette, wie sich die Kertzen bey finsternacht durch einander wunden ohne alle verwirrung.“⁷⁾ Das Gegenstück dazu überliefert Hartmann-Abele⁸⁾ nach mündlicher Erkundigung von den Reiftänzern in Hallein, südlich von Salzburg: „Jeder hatte hiebei auf seiner Mütze eine Erhebung und in dieser ein brennendes Licht“. In Hallein erhielt sich der Küfertanz bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in der Stadt Salzburg bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Die heute dort übliche Form wurde 1924 in Anlehnung an den Münchner Schächflertanz geschaffen.

Die erstaunlichsten Gegenstücke zu den Salzkammerguter Glöcklern finden sich aber in der Schweiz. Ihr gemeinsamer Name ist „Kläuse“, obwohl nur ein Teil von ihnen im Advent und um Nikolaus erscheint, die östliche Gruppe aber zu Silvester oder dem „alten Neujahr“ am 13. Jänner. Im Appenzeller Hinterland blieb nämlich der mittelalterliche Kalender. Die päpstliche Kalenderform von 1584 wurde standfest protestantisch jahrhundertlang nicht zur Kenntnis genommen. Darum laufen auch heute noch die Silvesterkläuse vor allem rund um Urnäsch zwar auch am Altjahrsabend, aber fast noch mehr am 13. Jänner. Bei den drei hauptsächlichsten Maskentypen, den „wüeschten“ (häßlichen), den „schönen“ und den „Wald- oder Naturkläusen“ hat sich manches Neue eingenistet. Vor allem die letztere Gruppe ist ganz jung, sie entstand Mitte der sechziger Jahre. Die erstgenannten eigentlichen Läufer ziehen aber in Sechsergruppen im Gänsemarsch durch das nächtliche Dunkel, behangen mit verschiedenartig gestimmten Rollen und Glocken. Vor jedem Haus wird dreimal ein an- und abklingendes Schellen gemacht, dazu in den Pausen der kennzeichnende appenzellerische Naturjodel, das Zäuerlen. Eine Getränkebewirtung erfrischt die Läufer. Das Klausen ist ein reiner Männerbrauch, auch wenn zwei der Masken als Weiber auftreten. Für uns sind die Kopfaufsätze wichtig. Bei den „Wibervölchern“ radförmige Hauben, mit unzähligen Glaskügelchen, Spiegeln und Silberpapier verziert, die Larve ist ein lächelndes Frauengesicht. Die Schellenkläuse haben eine bärtige Männermaske. Auf ihren Hüten sind mit geschnitzten und bemalten kleinen Figuren Szenen aus dem Volksleben dargestellt. Die Hauben und Hüte werden heute mit kleinen, verborgen angebrachten elektrischen Lämpchen beleuchtet, früher waren es Talglichter.⁹⁾

⁷⁾ R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936/37, S. 10.

⁸⁾ A. Hartmann und H. Abele, Volksschauspiele, in Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt, Leipzig 1880, S. 131.

⁹⁾ Dazu heute neuestens H. Hürlemann, Die Bräuche des Appenzellerlandes, Museum für Appenzeller Brauchtum, Urnäsch, o. Jg. (1978?).

Bei der Frage nach dem Alter kommen wir – wie meist – nicht sehr weit, denn derlei Dinge wurden eben selten schriftlich vermerkt. Es gibt eine Beschreibung von H. Moesch aus dem Jahre 1906 und eine von Walter Senn 1870. Ein furchtbarer Brand im Dorfe Herisau in der Neujahrsnacht von 1812 führte die Nachricht mit sich, daß vor Ausbruch des Brandes geklaut worden war. Und aus dem 18. Jahrhundert gibt es Verbote gegen das Klausen von der sehr sittenstrengen und engherzigen damaligen Obrigkeit. Mehr an Quellen kann man üblicherweise kaum erwarten, immerhin ein Vorhandensein durch etwa ein Vierteljahrtausend.

Die Gruppe der Adventkläuse, die nicht nur zu Nikolaus, sondern bis zu zwei Wochen lang im Advent laufen, ist verbreitungsmäßig weit- aus größer. So umfangreich, daß sie der „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ auf seiner Karte Nr. 191 darstellt. Diese Kläuse finden sich im Kanton Schwyz, im Züricher Oberland und entlang des Zürichersees bis in etliche St. Galler und Glarner Ortschaften. Mit dem Nikolaus haben sie wesensmäßig nicht viel zu tun. Dessen Gestalt und der begleitende „Schmutzli“, die dunkle Folie, sind nämlich meist späte Zutat. Vielleicht ist ein gewisser Einfluß der Bischofserscheinung in der Form der von innen erleuchteten Kopfaufsätze dieser Kläuse zu erblicken. Sie tragen nämlich zum Teil Lichthüte, die wie eine übergroße Inful aussehen. In den Pappendeckel sind kirchenfensterartige Ornamente ausgeschnitten und mit farbigem Papier überklebt. Diese weißgewandeten Infulträger benehmen sich aber gar nicht bischofsmäßig. Sie laufen, tänzeln, drehen sich um sich selbst, gehen ab und zu tief in die Kniebeuge und sind in ständiger Bewegung. Ihnen folgen Sennen, welche im gleichmäßigen Schreitrythmus gewaltige Schellen erdröhnen lassen, da und dort mischt sich auch der Ton eines Hornes in einem kennzeichnenden kurzen Tongang dazwischen.

So bietet sich heute das Klauslaufen vielfach dar. Als ich es 1949 in Küßnacht miterlebte, war es eine Großveranstaltung. Fast 100 „Iffeler“ mit den mitraartigen, erleuchteten Kopfaufsätzen tänzelten einzeln, jeder für sich und nicht bewegungsmäßig geordnet durch die Nacht, hinter ihnen im Gleichklang die nicht maskierten Schellenschwinger, auch Peitschenknallen fehlte nicht. Höchst eindrucksvoll, aber kaum ursprünglich. Ich befragte die Einheimischen. Sie erzählten mir, daß früher nur in kleineren Gruppen gelaufen wurde, schon Iffeler, „Geißelklopfer“ (Peitschenknaller) und Schellenschwinger, aber eben nur Grüppchen. Das ging 14 Tage lang so, war also nicht an Nikolaus geknüpft, sondern gehörte eben zu den Umzugsbräuchen der Mittwinterzeit. Dabei führten sie auch entsprechende Handlungen aus, umkreisten Bäume usf. Wie mir Ortsleute erzählten, durfte sich bis in die dreißiger

Jahre dabei kein weibliches Wesen auf der Straße sehen lassen. Diese Nächte gehörten nur den Männern und ihrem Brauch.

Es gibt auch Lichtkappenträger, die anders geformte Kopfaufsätze haben, z. B. ein Maskengesicht mit einem großen, hochaufragenden Lichterhut. Die altertümlichsten scheinen die Kaltenbrunner Kläuse zu sein, die in Zwölfzahl auftreten und auch eine Eselmaske mit sich führen. Ihre primitive Gesichtslarve geht direkt in den hohen Lichterhut über, der oben rund geformt ist und so etwas wie zwei Ohren hat. In der Dunkelheit hat man fast den Eindruck eines überlangen Halses und hoch darüber befindlichen Kopfes. Sie sind weiß gekleidet und tragen vorne an einen breiten Leibgurt geschnallt eine ungeheure Glocke. Natürlich laufen und tanzen auch sie.

Auch diese eindrucksvollen Lichtkappenbräuche sind in der Schweiz im Vordringen begriffen. Z. B. reihte sich der Züricher Vorort Wollishofen erst 1921 dieser Schar ein, läuft aber seither unentwegt. Die Schweizer Forschung¹⁰⁾ erklärt, daß sich der Ursprung des Klausjagens in den wenigsten Fällen mit einer Jahreszahl belegen läßt. Man weiß höchstens von der Wiederaufnahme bei der Neuorganisation eines dieser Bräuche, etwa in Liestal 1930 durch einen Jugendfestverein und einzelne Lehrer, oder im Balstal 1885 durch den Turnverein. Von den Kaltenbrunnerkläusen z. B. weiß man keine Vorgeschichte. Sie verlieren sich im Dunkel der Unbekanntheit.

Angesichts dieser weitgespannten Verwandtschaft wird man auch das Ebenseer Glöcklerlaufen nicht eng beurteilen können. Auch nicht das Auf und Ab im Kommen und Gehen von Bräuchen gleichartigen Charakters. Wenn Franz Lipp bei den Lichterkappen der Ebenseer Glöcklerläufer einen möglichen Einfluß des erleuchteten Sternes der Sternsinger erwägt, so ist das nicht gar so weit hergeholt. Uns begegneten schon die Oberndorfer Sternsänger mit von innen erleuchteten Kopfaufsätzen. Dreikönigsumzüge mit erleuchteten Kopfaufsätzen gab es ferner im nördlichen Gaisberggebiet (Koppl, Hof gegen Thalgau) und im Haunsberggebiet. Aus Schweden erfahren wir von Umzügen mit nicht bloß einem, sondern einem halben Dutzend von Sternen in einer Gruppe und aus Ostpreußen sogar von bis zu 100 Sternen in einem Aufzug; fast eine Lichterprozession, kaum mehr der eine biblische Stern.

Zum Abschluß möchte ich ein paar Notizen anführen, die ich gelegentlich in Ebensee machte. Das Glöcklerlaufen selbst erlebte ich zwischen 1939 und 1969 mehrmals. 1930 fuhr ich zum ersten Mal nach Ebensee, um dem dortigen Schwerttanz nachzugehen, dabei kam auch

¹⁰⁾ E. Schwabe in G. Kapfhammer, Brauchtum in den Alpenländern, München 1977, S. 135.

einiges über die Glöckler zur Sprache, 1939 standen dann das Kripperlschauen, das Sternsingen und der Glöcklerlauf im Vordergrund. Beide Male hatte ich hervorragende Gewährsleute, einmal den Salinenmeister Lahnsteiner, 1939 den ehemaligen Nachtwächter Gigl, damals im 91. Lebensjahr (geb. 1848). Er war einer der besten Überlieferungsträger Ebensees, z. B. wurde allein in seiner Familie als Hausbrauch alljährlich am Weihnachtsabend der „Hirtenschlaf“, ein Weihnachtsspiel, mit verteilten Rollen gesprochen und gesungen. Ohne Zuschauer, nur für sie allein. Als ich ihn einmal im Sommer darnach fragte, sagte er, „kommen's zu Weihnachten wieder, jetzt ist nicht die Zeit“; so gebunden waren für ihn die Dinge.

Zusammenfassend möchte ich aus den Mitteilungen über das Glöcklerlaufen mit den Worten meiner Gewährsleute folgendes anführen: 6 Wochen Arbeit hat man an einer Glöcklerhaube. Die Lichterhaube kann 1 Meter hoch und 2 bis 3 Meter lang sein. Sie ist aus durchbrochenem Karton. Die Kappe wird auf dem Hut angemacht und mit einem Sturmband festgehalten. Vom Hut gehen Papierfransen über das Gesicht, damit sie nicht kenntlich sind. Das Gewand ist weiß. Auf dem Rücken hat man einen Polster und oft 3 bis 4 Glocken. Der erste, der läuft, hat eine „Sturmhaube“ (sie sieht wie ein umgestürztes Boot aus. So sah und photographierte ich sie auch 1939). Die anderen haben Kappen mit Spitzen, fünf bis sieben Spitzen. Es gibt auch Kegelhauben. Eine Paß (Gruppe) besteht oft aus neun Mann. Der Paß voran läuft ein Passenführer, der ist nicht angelegt (hat kein weißes Gewand, keine Glocken und keine Lichterkappe). Die Glöckler selber dürfen nicht reden, sie müssen schweigen. Wem sie eine Ehre antun wollen, vor dem wird ein Kreis gemacht, sie laufen aber auch Achter und Spiralen, immer in der Richtung der Uhr (im Sinne des Sonnenlaufes). Dabei steht der Passenführer in der Mitte. Es könne auch 12 Mann bei einer Paß sein. Für das Laufen kriegen sie Glöcklerkrappen. In der Paß hat jeder seinen Platz (bestimmte Reihenfolge). „Auf dem Land“ (d. h. zwischen zwei Ortschaften) wird sehr schnell gelaufen, z. B. von Ebensee bis nach Ischl. Zwischen den Passen sind oft auch Fehden ausgetragen worden und es sind auch welche erschlagen worden. Auf dem Stock (den jeder in der Hand trägt) waren früher Messer.¹¹⁾ Bei der Dreifaltigkeit

¹¹⁾ Das entspricht durchaus Nachrichten des 18. Jahrhunderts über die Ausrüstung von Perchtenläufern im Salzburgischen. Lorenz Hübner sagt 1796 in seiner topographischen und statistischen Beschreibung des Erzbistums Salzburg S. 399, daß die Berchten des Pflög- und Landgerichtes Werfen „mit allen Arten von Gewehren bewaffnet“ einherziehen. Friedrich Graf Spaur berichtete 1798 von den Saalfeldner Perchten, daß alle Beteiligten lange, stachelbewehrte Stöcke trugen (Reise durch Oberdeutschland, Salzburg 1800, Bd. 1, S. 243 f.). Könnte man das auch auf die am unteren Ende mit einer Spitze versehenen langen Bergstöcke deuten,

und in Rindbach sind Glöckler begraben, auch bei Neukirchen (bei Altmünster) ist ein Glöckler erschlagen worden. Es war eine Freinacht. Man läuft auch bei keiner Kirche vorüber. In Ischl wurden 1938 einer Ebenseer Paß bei einer Rauferei die Kappen zusammengeschlagen. In einem Ort hat man zuletzt die Glöcklerhauben in die Traun geworfen.

Der Vorläufer ohne Glöcklergewand war der Spion. Er ist vorher gelaufen, daß er sie warnt, wenn ein Hindernis ist. Das war wegen des Verbotes. Bis gegen 1899 war es verboten, aber da sind sie einzeln gelaufen. Das Verbot ist um 1850 gewesen und der Verbotspfarrer soll Kovari geheißten haben. So weit meine Gewährsleute.

Das ist also, was man aus dem Munde des Volkes hören kann. Es ist nicht ganz so friedlich und bloß auf Schaulust gerichtet, als die Zeugnisse in Lokalzeitungen berichten. Entweder sind die gedruckten Schilderungen eben doch nur Bilder einer Außenseite, neben der es noch etliches an Innenseite gibt, oder dem Brauch sind Dinge zugewachsen, wie sie die winterlichen Maskenläufer auch sonst umgeben. Besonders der Kampf beim Zusammentreffen zweier Gruppen ist fast eine Regel, ebenso daß dabei Erschlagene nicht in geweihter Erde begraben werden dürfen. Wir kennen das von den Perchtsagen, aber ebenso etwa von den bulgarischen Kukeri usf. An den doch recht genauen Angaben über Verbote müßte doch auch etwas daran sein. Jedenfalls wäre hier noch Stoff für einige Nachforschungen. Selbst wenn das Glöcklerlaufen der heutigen Form nicht viel älter als 100 Jahre sein sollte, hat es der Brauch offenbar ziemlich „in sich“.

so ist die Sache doch unmißverständlich, wenn von den Hüttschlager Perchten 1777 berichtet wird, daß sie „Stecken“ oder „Partisan“ trugen, letztere eindeutig Spieße, meist noch mit dem Stecheisen. 1721 sandte der Pfleger von Hallein dem Salzburger Hofrat „gefährliche instrumenten“ ein, welche den Dürrenberger Perchtenläufern abgenommen worden waren. Die „Rumorhändl“ und „Todtgefährliche schlögerey“ der obrigkeitlichen Protokolle entbehrten sichtlich nicht der Wirklichkeitsgrundlage. Vgl. dazu F. J. Fischer, Der Perchtenlauf in Salzburg im 18. Jahrhundert, Mitteilungen der Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 103. Jahr, 1963, S. 107–121.

Der Himmelsbrief des hl. Nektarios

Eine Notiz zur modernen Kultverbreitung

Von Walter Puchner

Im April 1976 fand sich hinter dem Scheibenwischer des an zentraler Stelle von Athen geparkten Autos ein gefalteter Zettel mit einem Durchschlag, auf dem in sauberer (wahrscheinlich weiblicher) Handschrift in einfacher griechischer Volkssprache folgendes geschrieben stand: „Dieser Brief ist vom Hl. Nektarios. Glaub an den Heiligen und seine wundertätige Kraft. Dieser dein Glaube wird dir in deinem ganzen Leben helfen. / Du, der du diesen Brief liest, zerreiße ihn nicht. Schreibe ihn ab und verteile ihn an 60 Familien (Häuser) in 19 Tagen. Einer Frau, die ihn zerrissen hatte, starb ihr Kind. Einer anderen, die sich verspätete, ertrank ihr Kind. Eine, die ihn weitergab, sah Gesundheit und Reichtum. / Der Hl. Nektarios – Eure Hilfe.“

Etwa ein Jahr später fand sich unter der Wohnungstür ein ähnlicher „Brief“ mit geübterer Handschrift auf einem halben Blatt, das aus einem Notizbuch gerissen war. Er hatte folgenden Wortlaut: „Es ist vom Hl. Nektarios. Hl. Nektarios, ich glaube an Gott und die Allheilige Gottesgebärerin. Dieser Brief soll nicht verlorengehen. Der Mensch, der ihn geschrieben hat, sah einen Traum vom Hl. Nektarios. Dieser Brief soll 60 mal in 60 Familien (Häusern) innerhalb von 23 Tagen abgeschrieben werden, und großes Glück wird euch widerfahren. Achtung, eine (Frau) hat ihn zerrissen und ihr Kind ist ertrunken. Eine andere verspätete sich, ihn abzuschreiben, und der Hl. Nektarios brachte ihr großes Übel. Eine Dritte schrieb ihn ab, und der Hl. Nektarios hat ihr geholfen. / Der Hl. Nektarios – Eure Hilfe.“

Die Erscheinung, legitimerweise der religiösen Gegenwartsvolkskunde bzw. der Großstadtvolkskunde angehörend, ist bekannt unter dem Etikett „Himmelsbrief“¹⁾ in der Form von Kettenbriefen (Abschreibungsverpflichtung) mit Schutz- und Glücksfunktion²⁾, und dient

¹⁾ V. G. Kirchner, Wider die Himmelsbriefe. Leipzig 1908; R. Stübe, Der Himmelsbrief. 1918. U. a.

²⁾ HWA IV 21 ff. (Stübe). Kl. Beitzl, Himmelsbrief. In: Lexikon für Theologie und Kirche II (Freiburg 1958) Sp. 687 f. O. A. Erich / R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl. (neubearb. v. R. Beitzl unter Mitw. v. Kl. Beitzl). Stuttgart 1974, S. 362 f.

im vorliegenden Falle offensichtlich der Verbreitung eines lokalen Heiligenkults, was sofort sinnfällig wird, wenn man erfährt, daß der Hl. Nektarios erst 1961 von der griechisch-orthodoxen Kirche heiliggesprochen wurde und seine letzten Jahre (bis 1920) in einem von ihm gegründeten Nonnenkloster auf der nahen Insel Ägina verbrachte. Über sein Leben, seine Schriften und Wundertaten (bis 1968 sind bereits über 600 festgehalten³⁾) gibt es eine erstaunliche Fülle von ediertem Schrifttum Auskunft⁴⁾. Innerhalb der Reihen der Kirche finden sich allerdings auch eklatante Gegner seiner Sanktionierung⁵⁾.

Der fast rezente Heilige, dessen Namensfest am 9. November gefeiert wird⁶⁾, wurde am 1. 10. 1846 in Silyria in Ostthrakien (auf heute

³⁾ B. Matthaïos, Der Hl. Nektarios, Athen 1970 (die bibliographischen Angaben werden durchwegs ins Deutsche übersetzt).

⁴⁾ In den öffentlichen Bibliotheken konnte ich folgende Titel ausfindig machen: Archimandrit Joachim Spetsieris, Biographische Skizze des Hl. Nektarios. Athen 1929. Archimandrit Theodosios Papakonstantinu, Biographische Skizze unseres Hl. Vaters und Hirten Nektarios, des Metropoliten von Pentapolis, des Erbauers des hl. zönobischen Nonnenklosters der Hl. Dreifaltigkeit auf Ägina. Athen 1936 (2. Aufl. 1952). Archimandrit Titos Matthaïakis, Der Hl. Nektarios. Athen 1955. K. A. Kostarakis, Leben, Wirken und Wunder des Hl. Nektarios von Ägina. 3. Aufl. Chania 1965. D. Panagopulos, Nichts ist unmöglich für den Hl. Nektarios (Leben, Wirken, Heiligsprechung, Testament, Bittmesse, Kanon und 211 Wunder). 4. Aufl. Athen 1963. Timotheos, Metropolit von Arkadien, Der Hl. Nektarios. Moires-Kreta 1966. Archimandrit Ch. Vasilopulu, Der Hl. Nektarios. Athen 1968. Josef D. Agapitos, Der Hl. Nektarios. Der Heilige der Zärtlichkeit (Unbekannte Wunder). Athen 1970. Theodoritos, Athosmönch, Der Hl. Nektarios. Der Hierarch, der Gelehrte, der Asket. Athen 1973. S. Chondropulos, Der Heilige unseres Jahrhunderts. Erzählende Biographie. Athen 1971. U. a.

⁵⁾ Vgl. Nonne Magdalena, Nektarios Kephala ist ein Bilderstürmer, ist ein Latein-Hörer, ist ein Unit. Athen 1974 (S. 259). Dies., Antwortbrief der Nonne Magdalena, Äbtissin der Hl. Klause „Analipsis“ in Kozani an einen gewissen Mönch, der an der „Heiligkeit“ des Nektarios Kephala, Metropoliten von Pentapolis, festhält. Athen 1976 (S. 182). Dies., Rüstzeug gegen Nektarios Kephala. Athen 1976 (S. 118).

⁶⁾ Die speziellen Meßliturgien, Hymnen und Kanones sind folgenden Ausgaben zu entnehmen: Liturgie und Vita unseres Hl. Vaters Nektarios, des wunder tätigen Bischof von Pentapolis, sowie auch Bittlitanei mit Anrufungen. Athen 1973. G. Mikrajannitis, Liturgien und Vita des Hl. Vaters Nektarios, des wunder tätigen Bischofs von Pentapolis, mit Bittlitanei, Anrufungen und Lobgesängen. Athen 1976.

bulgarischem, damals türkischem Gebiet) geboren⁷⁾). Mit 14 Jahren ging er studienhalber nach Konstantinopel, mit 20 wurde er Volksschullehrer auf der Insel Chios. 1876 trat er ins Kloster Nea Moni ein, ein Jahr später wurde er Diakon. Ein Mäzen, Johannes Choremis, finanzierte ihm in der Folge ein Theologiestudium in Athen, das er 1885 beendete. In Alexandria wurde er ein Jahr später zum Presbyter ernannt, 1889 zum Metropoliten von Pentapolis und Epitopos von Kairo. Zu dieser Zeit genoß er bereits großes Ansehen. 1890 wurde er nach Athen berufen, dann nahm er eine Stelle als Prediger in Euböa an, später in Zentralgriechenland. 1894 wurde er Direktor der Theologischen Schule „Rizarios“ in Athen, wo er Pastoraltheologie lehrte. Er gründete das Nonnenkloster „Hagia Triada“ (Dreifaltigkeit) auf der Insel Ägina, wohin er sich nach 1908 ständig zurückzog. Ebendort verstarb er auch am 8. 11. 1920 im Alter von 74 Jahren.

Nach der Beisetzung des gelehrten Metropoliten, der zu Lebzeiten mehr als 35 Schriften theologischen, philosophischen und historischen Inhalts veröffentlicht hatte⁸⁾, begannen gewisse Erscheinungen an seinem Leichnam, wie wir sie aus der älteren hagiographischen Literatur kennen, die Aufmerksamkeit der Kirche und der Öffentlichkeit zu erregen. Wir zitieren aus einer amerikanischen Pilgerschrift: „Sometime after his falling asleep, strangely a fragrance (Aroma) was emitted by his

⁷⁾ Wir entnehmen die Angaben einer für die amerikanischen Nektarios-Pilger bestimmten englischen Übersetzung einer Kurzbiographie: J. Spetsieris, *The life of St. Nectarios Kephalas*. Transl. by C. Cavarinos. San Francisco 1966 (published by the Tr. Herman Brotherhood, San Francisco, for distribution at the shrine of St. Nectarios on the island of Aegina).

⁸⁾ Hier seien nur einige der wichtigsten Schriften angeführt: Zehn ekklesiastische Reden über die Osterfasten. Athen 1885. Über die Hl. Synoden, insbesondere über die Wichtigkeit der beiden ersten Ökumenischen Konzile. Alexandria 1888. Die Ökumenischen Konzile der Religion Christi. Athen 1892. Über die Offenbarung Gottes in der Welt. Athen 1892. Die Heiligen Gedenkmessen. Athen 1892. Schatz heiliger und philosophischer Reden. 2 Bde. Athen 1895–96. Unterricht der Pastoraltheologie. Athen 1898. Studie über die Unsterblichkeit der Seele und über die heiligen Gedenkmessen. Athen 1901 (Neudruck 1972). *Erkenne dich selbst*, oder religiöse und ethische Studien. Athen 1905. *Hieratisches Handbüchlein*. 3 Bde. Athen 1907. *Christologie*, oder über den göttlichen Charakter und seine Werke. Athen 1901. *Hl. Katechese der Orthodoxie*. Athen 1899 (Neudruck 1972). *Historische Studie über die Gründe des Schismas*. Athen 1912. *Zwei Studien*: I. Über die eine, heilige und apostolische Kirche. II. Über die Hl. Überlieferung. Athen 1913. *Studie über die Hl. Mysterien*. Athen 1915. *Historische Studie über das Ehrenhafte Kreuz*. Athen o. J. *Studie über die Heiligen Gottes*. Athen o. J. *Über die Fürsorge der Seele*. Elf Reden (Athen 1973). *Theotokarion*, oder Orden und Hymnen an die Allheilige Gottesgebärerin und immerwährende Jungfrau Maria. Athen 1907 (Neudruck 1972). Usw.

holy body, filling the room in which it lay and from which it was carried the next day to the chapel of the hospital, and thence by automobile to the church of the Holy Trinity at Piraeus. While it was in the church many went to venerate it, and with amazing noted the fragrant myrrh that was dripping from his hair and beard“.⁹⁾ Der Leichnam wurde in Ägina beigesetzt. – „After five months the nuns, desiring to construct a marble tomb, opened his grave and removed the sacred body, which was whole and unaltered, emitted a fragrance, and bore all the signs of sainthood“.¹⁰⁾ – „Three years after the death of the Saint, the nuns opened the tomb and found the holy body incorrupt as before and giving off the fragrance“.¹¹⁾ Der Erzbischof von Athen, Chrysostomos, nahm eine eingehende Untersuchung vor, die später unter anderem zur Grundlage für die Heiligsprechung diente.

Der Marmorsarkophag mit den Reliquien wurde in der Folge Zentrum einer lokalen Wallfahrt. Der Schädel des Heiligen ist heute im Kloster St. Nektarios in Palaiochora auf Ägina aufbewahrt, ein Teil eines Fingers im Koimesis-Kloster in Panorama bei Thessaloniki und zwei Rippenteile im Kloster Zoodochos Pigi in Epitalion auf der Peloponnes.¹²⁾ Die Wundertaten des Heiligen, zu Lebzeiten und vor allem nach seinem Tod, beziehen sich hauptsächlich auf Krankenheilungen. Paradigmatisch sei hier der Kurzbericht einer Frau wiedergegeben, die an Brusttumor litt. „In my despair, I went to Aegina together with my husband, and prayed and entreated the Saint with my whole soul. We took oil from the sacred lamp of the Saint and crossed the tumor, and it automatically disappeared. Glory to God.“¹³⁾

Bei einem jüngsten Besuch in dem kleinen Kloster in der kargen Berglandschaft der Insel Ägina konnten wir uns davon überzeugen, daß

⁹⁾ Spetsieris op. cit. S. 11.

¹⁰⁾ Ebd.

¹¹⁾ Ebd., S. 12.

¹²⁾ O. Meinardus, A Study of Relics of Saints of the Greek Orthodox Church. *Oriens Christianus* 54 (1970). S. 130–278, bes. S. 221 f. Nicht näher bezeichnete Reliquienteile befinden sich im Besitz folgender kirchlicher Institutionen: Kloster St. Barnabas in Salamis auf Zypern, Pantanassa-Kloster in Monastiraki in Athen, die St. Demetrius-Kirche in Piräus, die Dreifaltigkeitskirche in Piräus, das Kloster Archangelotissa in Xanthi in Thrakien, die St. Paraskevi-Kirche in Thessaloniki, die St. Paraskevi-Kirche in Nea Smyrna in Athen, das 40-Märtyrer-Kloster in Sevasti in Sparta, das St. Nikolaus-Kloster in Kaltezon in Arkadien, das Kloster Kechronunion auf Tinos, die Kathedrale von Naxos, das Zoodochos-Pigi-Kloster auf Patmos, die St. Demetrios-Kirche in Hydra, das Johannes der Täufer-Kloster in Korakia auf Kreta und des Koimesis-Kloster in Angarathos bei Heraklion.

¹³⁾ Spetsieris op. cit. S. 16.

dieses Öl vor dem überdachten Marmorschrein neben der Klosterkapelle in kleinen Fläschchen angeboten wird. Die Räumlichkeiten, in denen der Heilige seine letzten Jahre verbracht hatte, werden den Besuchern gezeigt, seine Bibliothek, sein Schreibtisch. Am Klostereingang haben sich verschiedene fahrbare Verkaufsbuden breitgemacht, zweihundert Meter südwestlich vom alten Kloster errichtete man neuerdings eine große Kirche, um den Andrang der jährlichen Wallfahrt auffangen zu können. Unzählige Wachs-, Gold- und Silbervotive hängen an einer Kette unterhalb der Ikonen des Heiligen. Eine Marmortafel am Gästehaus erklärt den Heilungsuchenden, daß sie sich durch vieltägige Fasten auf ihre Heilung am 9. November vorbereiten müßten . . .

Die Hoffnung auf Hilfe, die archetypische Grundattitüde alles Wallfahrens, knüpft hier an einen fast rezenten Lokalheiligen an, dessen Kult sich noch in Expansion befindet, und dessen Wunderkraft in Druckschriften und durch „Himmelsbriefe“ einem breiteren Publikum glaubhaft gemacht werden soll. Dies dürfte in der heutigen Zeit sicher schwieriger sein als in der Blütezeit der Lokalkulte und Lokalwallfahrten, und daher auch anderer Methoden bedürfen als damals. Immerhin ist es erstaunlich, wie zäh diese Dynamik der Innovation neuer Spezialkulte auch im aufgeklärten Industriezeitalter immer wieder neu ansetzt, so als handle es sich dabei um ein fundamentales menschliches Bedürfnis, das man verdrängen, aber nicht beseitigen kann.

Zu einem der Lieder beim „Gummihupfen“

Von Gustav Reingrabner

Helmuth Eberhard hat im letzten Heft dieser Zeitschrift Vermutungen über die Herkunft des Textes „Die Wissenschaft hat festgestellt“ ausgesprochen, der bei der Form 4 des Kinderspiels „Gummihupfen“ gesprochen wird.¹⁾ Ich möchte dazu ergänzend mitteilen, daß es sich dabei um ein nicht zuletzt in den kirchlichen Jugend- und Kinderorganisationen verbreitetes Lied handelt, das mir aus dem Liederbuch „Die Mundorgel“ bekannt ist, das – mit und ohne Noten – in vielen tausend Exemplaren in einem eigenen Verlag in Waldbröl in der Bundesrepublik Deutschland erschienen ist, und auch in Österreich, nicht zuletzt im Evangelischen Jugendwerk, verbreitet wurde. Es heißt dort, und zwar mit der Herkunftsangabe „Worte und Weisen aus den Jugendgruppen“, folgendermaßen:

Die Wissenschaft hat festgestellt,
daß Marmelade Fett enthält.
Drum essen wir auf jeder Reise,
Marmelade eimerweise.
Marmelade, Marmelade,
die essen wir alle so gern.

Die weiteren Strophen teilen mit, daß Knackwurst Pferdefleisch enthält, und Coca-Cola Schnaps, und Zigaretten Heu sowie Staniol Schokolade, ja Margarine Koks. Dazu wird noch mitgeteilt, daß „Weitere Strophen nach freier Improvisation“ folgen können. Das Lied stammt aus einer Veröffentlichung „Der Zündschlüssel“, die im Fidula Verlag in Boppartz erschienen ist.

¹⁾ Helmuth Eberhard, Das „Gummihupfn“. Ein Beitrag zur Erforschung aktueller Kinderspiele (ÖZV Bd. XXXIII/82, S. 72).

Chronik der Volkskunde

Figural bemalte Bauernmöbel in Oberösterreich

Franz Lipp, Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums und Vizepräsident unseres Vereines für Volkskunde, hat am 22. Juli 1978 seinen 65. Geburtstag gefeiert. Zu diesem Anlaß hat ihm der Verein eine umfangreiche Festschrift gewidmet, die ihm in Anwesenheit des Herrn Landeshauptmannes von Oberösterreich am 28. November 1978 in Linz überreicht werden konnte.¹⁾

Franz Lipp hat aber zu diesem Termin sich auch gewissermaßen selbst eine Feier bereitet. Er hat nämlich einen großen Teil der von ihm gesammelten oberösterreichischen Bauernmöbel im Denkmalhof Sumerauer des Oberösterreichischen Freilichtmuseums in St. Florian-Samesleiten untergebracht und gewissermaßen zur Eröffnung dieser Außenstelle eine Ausstellung „Figural bemalte Bauernmöbel, vornehmlich aus Oberösterreich“ bewerkstelligt, zu der auch ein kleiner, aber gut ausgestatteter Katalog erschienen ist.²⁾ Während die große Allgemeinheit der Sammler und Händler bei den „Bauernmöbeln“ meist an ornamental und floral bemalte Möbel denkt, ist also hier das Gewicht auf die figurale Bemalung gelegt. Die Ausstellung zeigt, wie stark dieses Element gewesen ist, und welche Quellen für die figuralen Motive in Betracht kommen. Lipp weist auf die anregende Kraft der Intarsia hin, welche schon früh figurale Elemente am Möbel zur Geltung bringen konnte. Im 17. Jahrhundert sind jedenfalls schon ab und zu tierische und menschliche Figuren auf Möbeln nachzuweisen. Aber erst die Mitte des 18. Jahrhunderts hat dann Menschendarstellungen, Reiterfiguren und anderes in größerer Zahl gebracht. Türkenmotive haben hier offenbar mit anregend gewirkt. Eine Gruppe für sich bilden selbstverständlich die religiösen Darstellungen, die Wallfahrtsmadonnen und heiligen Namenspatrone. Die Vorlagen sind zum größten Teil wohl in der Graphik zu suchen, von den Spielkarten bis zu den kleinen Andachtsbildern. Dieser Einfluß wird bei den Möbeln mit aufgeklebten kolorierten Stichen besonders deutlich.

Die Ursachen der weitgehend verschiedenen Formen der figuralen Darstellungen in den einzelnen Werkstätten lassen sich bis jetzt kaum feststellen. Von den bunten Möbeln in der Umgebung von Wels mit ihren Dreifaltigkeits- und Pestheiligendarstellungen beispielsweise gibt es gar keine Verbindung zu den an sich ja gar nicht weit entfernten Möbeln des mittleren Ybbstaales mit ihren kleifigurigen Hochzeitsszenen. Daß die Innviertler Möbel mit ihren bayerischen Königsporträts

¹⁾ Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag. Geleitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer. (= Sonderchriften des Vereines für Volkskunde, Bd. 3) Wien 1978.

²⁾ Franz C. Lipp, Figural bemalte Bauernmöbel, vornehmlich aus Oberösterreich. Katalog der gleichnamigen Ausstellung (= Katalog des Oberösterreichischen Landesmuseums Nr. 100, Nr. 12 der Volkskunde-Abteilung). Linz 1978.

und ihren Ehepaar-Bildnissen davon weiter absteigen, ist eher verständlich. Die Quellen für die besonders reiche Bemalung der Möbel von Gunkskirchen und von Offenhausen müssen wohl erst noch erschlossen werden. An sich hat dort Rudolf Moser als ungemein fleißiger Lokalforscher ja den Möbelbestand geradezu vorbildlich erhoben und der Musealverein Wels seine Studien reichbebildert erfreulicherweise auch vorgelegt.³⁾ Franz Lipp hat selbstverständlich diese Arbeiten bereits einbezogen und kann also die Meister Matthias Huebner in Hagenberg bei Lambach wie den Urban Humer in Offenhausen ausführlicher würdigen, ähnlich wie den Georg Breitwieser, ebenfalls in Offenhausen. Zu mancher anderen Werkstatt, beispielsweise jener des Meisters der „Gimpl-Kästen“ fehlen dagegen noch die biographischen Erläuterungen.

Die knappe, aber sehr gehaltvolle Einleitung des Kataloges dieser Ausstellung bietet also schon sehr viel, und die Katalogangaben zu 78 Objekten sind ebenfalls ausführlich. Eine beachtliche Anzahl von zum Teil farbigen Bildern unterstützt die Anschaulichkeit. Da kann man sich beispielsweise doch unter den „Dreigesichtern“ des Traunviertler „Bildniskastens“ (Nr. 47) etwas vorstellen, auf dessen unteren Feldern die üblichen Hochzeitsblumen aus einem dreigesichtigen Schädel aufwachsen: Eine klassizistische Jugend-Manneszeit-Greisenalter-Darstellung, die wohl auf eine zeitgenössische, biedermeierliche Graphik zurückgehen dürfte. Unter den Möbeln mit Heiligendarstellungen fällt Nr. 16, die „Wernerus-Truhe“ aus dem Raum Lambach um 1780 auf. Lipp schreibt dazu nur knapp: „Der heilige Wernerus ist ein seltener und ungewöhnlicher Namenspatron in Oberösterreich. Seiner Darstellung nach muß es sich um einen Landmann gehandelt haben, der den Märtyrertod erlitt.“ Tatsächlich handelt es sich da um eine für unsere Landschaften seltene Verehrung, nämlich um die des sel. Werner von Oberwesel, bzw. Bacharach, der im Jahr 1287 einem Ritualmord zum Opfer gefallen sein soll.⁴⁾ Die herrliche gotische Kirche, die seinem Andenken geweiht ist, grüßt heute noch weithin über den Rhein.⁵⁾ Arbeitsgeräte wurden ihm als Attribute beigegeben, weil er als Bauer- oder Winzerknabe aufgefäßt wurde; daher er denn auch in der kleinen Reihe der „Spatenheiligen“ aufscheint.⁶⁾ In Südostfrankreich wurde er seit der Überführung seiner Reliquien nach Besançon mehr als Winzerpatron verehrt, dem vor allem das Winzermesser beigegeben wurde.⁷⁾ Im Mittelalter hat es wohl keine Verehrung dieses unkanonisierten

³⁾ Rudolf Moser, Werkstätten bemalter Bauernmöbel im Umkreis von Wels (Teil I und II im 19. und 20. Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1973/74/75/76, S. 81 ff. und 133 ff.). Teil III im 21. Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1977/78, S. 123–230 mit 59 Abb.

⁴⁾ E. Iserloh, Art. Werner von Oberwesel (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl. Bd. 10, Freiburg 1965, Sp. 1055 f.)

⁵⁾ Richard Klapheck, Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze. Bd. I, Mittelrhein. 2. Aufl. Düsseldorf 1928. S. 109 f. und Abb. S. 109 und 112.

⁶⁾ Leopold Schmidt, Spaten-Forschungen. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaues (Archiv für Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 125).

⁷⁾ Alois Thomas, Art. Werner (Vernier, Vergy) von Oberwesel (von Bacharach) (Lexikon der christlichen Ikonographie, begründet von Engelbert Kirchbaum, geleitet von Wolfgang Braunfels, Bd. 8, Freiburg 1976, Sp. 600).

Seligen bei uns gegeben. Seit der Übertragung der Reliquien im Jahre 1621 hat sich seine Verehrung allseits verstärkt, aber erst im 18. Jahrhundert wurde vor allem in der Diözese Trier sein Fest allgemein gefeiert. Die Truhe von 1780 geht wohl auf diesen letzten Aufschwung der Verehrung des sel. Wernher zurück. Später wurde seine Verehrung wie die so mancher anderer angeblicher Ritualmordopfer stark zurückgedrängt. 1963 wurde sie offiziell überhaupt abgeschafft.

Solche und ähnliche ikonographische Probleme gibt es also auch innerhalb der Bauernmöbelforschung. Es ist sehr schön, daß die stoffreiche Ausstellung Franz Lipps nun auch dafür wieder Anschauungsmaterial bietet. Das sehr wichtige, noch immer viel zu wenig bearbeitete Gebiet des bemalten Möbels wird dadurch einmal mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Leopold Schmidt

Torsten Gebhard 70 Jahre

Am 12. März 1979 hat Generalkonservator i. R. Univ.-Prof. Dr. Torsten Gebhard in München seinen 70. Geburtstag gefeiert. Das hochgeschätzte korrespondierende Mitglied auch unseres Vereines hat für die Volkskunde in seinem Amt, dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege ebenso wie an der Universität und nicht zuletzt als Leiter des Institutes für Volkskunde bei der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sehr viel geleistet. Wer sein lebenslanges Wirken nicht verfolgt hat, kann sich jetzt sehr gut darüber orientieren. Sein Mitarbeiter auf dem Gebiet der bäuerlichen Arbeitsgeräteforschung, Dr. Helmut Sperber, hat nämlich eine sehr gute „Bibliographie Torsten Gebhard“ zusammengestellt, die unter dem Obertitel „Sachkulturforschung“ als Bd. 4 der „Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte“ in München und Würzburg soeben erschienen ist (1 Porträt und 116 Seiten). Die Einleitungen haben der derzeitige Leiter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Michael Petzet, der Linzer Professor und Museumsdirektor, Franz J. Lipp und der Würzburger Professor Wolfgang Brückner beigegeben, wobei Lipp auf die Erforschung und Pflege der bayerisch-süddeutschen Sachkultur durch Gebhard besonders eingegangen ist und Brückner auf die zahlreichen Arbeiten Gebhards zur religiösen Volkskunst. So hat sich, mit den 792 Nummern der Bibliographie zusammen, eine vorzügliche Übersicht ergeben, die übrigens durch ein gegliedertes Register aufgeschlüsselt erscheint, was man angesichts der Vielfalt der Veröffentlichungen des Jubilars dankbar begrüßen wird.

Leopold Schmidt

Konrad Strauß †

Sehr verspätet kommt uns die Nachricht zu, daß der Münchner Kunsthistoriker und Kunstsammler Dr. Konrad Strauß im Vorjahr gestorben ist. Keramiksammlung und Bibliothek des hervorragenden Kenners sind ab 16. März 1979 bei Neumeister in München versteigert worden. Der Erlös der Kollektion soll gemeinnützigen Zwecken zugutekommen, insbesondere Stipendien für Kunststudenten dienen.¹⁾

¹⁾ Süddeutsche Zeitung Nr. 61 vom 14. III. 1979, S. 36.

Diese bemerkenswerte Mitteilung läßt nicht erkennen, und es wäre dies vermutlich angesichts der geringen Kenntnis der Zeitungen von den Verhältnissen auf unserem Fachgebiet kaum möglich, daß Konrad Strauß eine ganz besondere Rolle auf dem Gebiet der Erforschung der volkstümlichen Keramik, und zwar nicht zuletzt in Österreich gespielt hat. Der persönlich unabhängige Sammler und Forscher, dem vor allem die angewandte Kunst, das Kunstgewerbe auch in seinen volkstümlichen Teilen besonders vertraut war, hatte sich schon vor vierzig Jahren mit den Öfen und Ofenkacheln der Steiermark beschäftigt und 1940 ein immer noch sehr wichtiges Buch darüber veröffentlicht.²⁾ Dreißig Jahre nachher beschäftigte ihn das Thema noch immer, als er sein schönes Buch über die Kachelkunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz herausbrachte.³⁾ In der Zwischenzeit hatte er viel gesammelt, hatte insbesondere den „Bauernschüsseln“, also der Volksmajolika, sein Augenmerk geschenkt. Seine diesbezügliche Sammlung überließ er dem Museum für Kunst und Gewerbe, das daraus auch 1963 eine wichtige Ausstellung mit entsprechendem Katalog veranstaltete.⁴⁾ Im Zweiten Weltkrieg war Konrad Strauß Soldat, auch im Baltikum und in Nordrußland, wo sich übrigens unsere Wege gelegentlich kreuzten. Aber Strauß fand die Gelegenheit, auch dort und damals sein spezielles Fachgebiet zu bearbeiten. Es entstand daraus ein umfangreiches Werk, das die Geschichte der Töpferzunft vom Mittelalter bis zur Neuzeit in Alt-Livland, also in Estland und Lettland behandelte, und infolge der geringen Zugänglichkeit der dortigen Sammlungen noch für lange Zeit das wichtigste Buch über die alte Hafnerei in den Ostseeländern bleiben wird.⁵⁾

Konrad Strauß hat, wie gesagt, auch die österreichischen Sammlungen gut gekannt, auch unser Museum. Und als wir in Gobelsburg unsere Außenstelle aufmachten, die zunächst und vor allem der alten Volksmajolika gewidmet war, reiste er unverzüglich wieder an, und hat sich dann in einem eigenen Artikel 1966 sehr lobend darüber geäußert.⁶⁾ So wird er uns vor allem deshalb in guter Erinnerung bleiben, weil er damals das schöne Wort prägte: „Gobelsburg ist eine Reise wert.“

Leopold Schmidt

²⁾ Konrad Strauß, Kacheln und Öfen der Steiermark (= Beiträge zur Kunstgeschichte Steiermarks und Kärntens, Bd. 5), Graz 1940.

³⁾ Derselbe, Die Kachelkunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Skandinavien. Basel 1972.

⁴⁾ (Lise Lotte Möller und Konrad Strauß), Alte deutsche Bauernschüsseln. Ausstellung der Sammlung Dr. Konrad Strauß. Text von Hermann Jedding. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe, 1963.

⁵⁾ Konrad Strauß, Die Geschichte der Töpferkunst vom Mittelalter bis zur Neuzeit und die Kunsttöpfereien in Alt-Livland (Estland und Lettland). Basel 1969.

⁶⁾ Derselbe, Eine Ausstellung Altösterreichischer Volksmajolika im Schloß Gobelsburg bei Krems (Weltkunst, München 1966, Bd. XXXVI, S. 699f.).

Literatur der Volkskunde

FESTSCHRIFT FÜR GERDA GROBER-GLÜCK (= Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 24, Bonn und Münster 1978, Heft 1–4), 369 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Kärtchen.

Frau Dr. Gerda Grober-Glück, Korrespondierendes Mitglied auch unseres Vereines für Volkskunde, hat zu ihrem 65. Geburtstag eine stattliche Festschrift erhalten, die sinnvollerweise als Band der Bonn-Münsterer Hauszeitschrift gestaltet wurde. Wenn man die Reihe der Festschriften überdenkt, die da in den letzten Jahren vorgelegt werden konnten, und alle für Angehörige der Jahrgänge 1912, 13, 14, dann muß man doch zu dem Schluß kommen, daß das eigentlich für die Volkskunde gute Jahrgänge gewesen sein müssen. Auch bei Frau Grober-Glück hat sich das ganz offensichtlich bewährt.

Der Band wird mit liebevollen Würdigungsworten von Martha Bringemeier, Günter Wiegelmann, H. L. Cox und Matthias Zender eingeleitet, und Hella Grober hat ein Verzeichnis der Schriften angefügt, das wohl nur einen Teil der großen Arbeitslast erkennen läßt, welche Frau Grober-Glück in ihren Jahrzehnten vor allem beim Atlas der deutschen Volkskunde zu tragen hatte. Immerhin, es ist dort schließlich doch ihr zweibändiges Werk „Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen“ 1974 erschienen, das noch lange Zeit für ihre Art, für ihren Arbeitsstil, für ihre entsagungsvolle Aufbereitung des Atlas-Materiales Zeugnis ablegen wird.

Von den vielen schönen Beiträgen zu dieser Festschrift können hier nur einige genannt werden. Wichtig ist gleich der erste, von Rolf Wilhelm Brednich, über den „Vogelherd“, der sich wieder mit Flugblättern als Quellen zur Ikonographie, diesmal zur Jagd beschäftigt. Sehr ausführlich handelte Renate Brockpähler über Signalhorn, „Riete“ und Adventshorn in Westfalen. Aus dem unerwartet großen Einsendungsmaterial des westfälischen Volkskundearchives haben sich wichtige Belege zu diesen Blasinstrumenten ergeben, nicht zuletzt zu den aus Ton geformten Hörnern, aber auch zu solchen aus Glas, von denen bisher auch kaum schon die Rede war. Der Atlas-Arbeit nahe verbunden erscheint die Arbeit von Bärbel Kerkhoff-Hader über „Märkte im nördlichen Rheinland“. Zu den Arbeiten Teutebergs und Wiegelmanns tendiert die Studie von Wolfgang Kleinschmidt über die Einführung der Kartoffel in der Pfalz. Bei solchen Studien pflegen sich bei mir allerdings gewisse Zweifel einzustellen, ob sie für die Volkskunde im engeren Sinn wirklich sehr notwendig sind. Auch bei der „Pilotstudie“ von H. L. Cox und Max Matter über „Das Weihnachtsfest als Indikator für soziale Veränderungen in der gegenwärtigen Gesellschaft“, die anhand von Befragungen von Bonner Studenten zu Weihnachten 1976 durchgeführt wurde, kann ich solche Zweifel nicht unterdrücken. Dagegen wird man den sachlichen Bericht von Günter Wiegelmann über „Das Archivmaterial der generellen volkskundlichen Umfragen in Deutschland“ sicherlich begrüßen. Es stellt sich allmählich doch allenthalben die Frage ein, nicht nur wo

dieses einmal für die Atlanten usw. ausgewertete Fragebogenmaterial liegt, sondern wie seine weitere Nutzbarmachung für künftige Arbeiten gewährleistet erscheint.

Die „Bildquellenprobleme“ anhand von Bildern solcher „Geister-, Toten- und Unglücksschiffe“ behandelt Helge Gerndt kritisch und diffizil. Max Lüthi steuert eine Märchenstudie „Zum Thema Wechselseitige Angst in der Volkerzählung“ bei, wobei man dauernd hofft, von der Erschreckenszene des Papageno in der „Zauberflöte“ etwas zu lesen. Die oft schwankhaften Tiergeschichten hätten vielleicht auch in diese Richtung führen können.

Schließlich noch die österreichischen Beiträge zu diesem Band. Ebermut Rudolph, zwar in Kempten beheimatet, hat aber doch über „Künden und Zweites Gesicht in Vorarlberg-Tirol“ gehandelt, in Erinnerung an die schöne Arbeit der Jubilarin über „Verbreitung und Deutung des Zweiten Gesichtes“ von 1959. Und Ernst Burgstaller nimmt noch einmal das Thema des „Mühlviertler Rauhnachtsingens“ auf, worüber er schon vor Jahrzehnten, und im Verlauf seiner Atlas-Arbeiten immer wieder berichtet hat. Die jetzige Darstellung ist besonders umfangreich ausgefallen. Das Material ist dementsprechend groß, samt Fotos und Atlas-Karte. Die Interpretation erscheint mir nach wie vor der Diskussion anheimgestellt. Was Burgstaller an meiner vor einem Vierteljahrhundert niedergeschriebenen Kritik an seiner Darstellung mißfällt (S. 81, Anm. 8), bleibt immer noch meine Meinung. Interpretationen, die so ohne weiteres vom 20. Jahrhundert um mindestens 4000 Jahre in die Bronze- und Eisenzeit zurückspringen (S. 94 f.), sind nun einmal nicht für jedermann annehmbar.

Die letzte österreichische Arbeit stammt von Karl Haiding, der noch einmal die „Obersteirischen Buttermodel“ behandelt, mit viel selbstgesammeltem Material und guten Abbildungen vom händischen Verziern der Butterballen und von den vielen gut geschnitzten Modellen. Das ist Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts, die man wohl mit den Lebzeltenmodellen der Zeit konfrontieren muß, um sie richtig einzuordnen.

Man wird die österreichischen Beiträge in der Rheinisch-Westfälischen Zeitschrift nicht ohne weiteres vermuten und finden. Aber es ist schön, daß sie in diesem Festschriftband erschienen sind, der im Ganzen doch eine bedeutende Gabe nicht nur an Frau Grober-Glück, sondern auch an unser ganzes Fach darstellt.

Leopold Schmidt

FRANZ KOSCHIER, Lebendige Kärntner Volkstracht I und II. Verlag Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt 1976 und 1978.

In der Reihe „Kärntner Heimatleben“, von der nun bereits 25 Bändchen vorliegen, hat Franz Koschier zwei Bändchen mit dem Titel „Lebendige Kärntner Volkstracht“ veröffentlicht. Der Titel setzt voraus, daß bereits vieles von dem, was „historisch“ war und ausgestorben ist und auch das, was bewußt „erneuert“ wurde, wieder lebendiger Besitz der Menschen geworden ist. Bei allem kritischen Vorbehalt, auf den ein suggestiv vermeinter und auch bezweckter Titel stoßen muß, darf die ausgesprochene Herausforderung auch bei dem vorurteilsfreien Wissenschaftler einen Kronzeugen anführen: Es ist die erst 1911 neu eingeführte – man würde nunmehr sagen „innovierte“ – „Kärntner Landestracht“, die heute kritiklos und als größte Selbstverständlichkeit der regionalen Umwelt zwischen Großglockner und Kara-

wanken getragen wird, seinerzeit, bei einem Trachtenfestzug des Jahres 1911, aber nur von 10 dem Namen nach bekannten Männern (s. Teil II. S. 60) und dem Entwerfer Prof. Karl Resch aus Villach getragen wurde. Diese Innovation hat also geradezu unglaublich „eingeschlagen“ (sie ist heute ja auch kaum mehr einem Dutzend Menschen bewußt, für die überwiegende Mehrheit handelt es sich um eine seit eh und je so gewesene Sache), nicht weniger als es in Salzburg und – wenn auch anders verlaufend – in der Steiermark der Fall war. In den etwa 35 Jahren, daß es, über den Kärntner Landesanzug hinaus, „erneuerte Trachten“ gibt, sind so viele davon zur Selbstverständlichkeit geworden, daß man dem Autor der vorliegenden Bändchen nicht vorrechnen wird, inwieweit er mit der „Lebendigkeit“ recht hat, sondern daß man nach abermals 25 Jahren in aller Nüchternheit prüfen und feststellen wird, was de facto standgehalten hat. Daß sehr viel von dem, was seinerzeit „Vorschlag“ war, getragene Tracht geworden sein wird, davon kann man nach dem bisherigen Ergebnis überzeugt sein. – In beiden Bändchen wird die „historische Tracht“ der „erneuerten“ gegenübergestellt, wobei der Verfasser weitgehend der Typenterminologie folgt, die der Rezensent 1952 in der „Österr. Volkskunde für jedermann“ zur Anwendung gebracht hat. Also Kennzeichnung der historischen Trachten, vorwiegend nach der Kopfbedeckung (z. B. „Bänderhut“-Trachten, „Bodenhaubentrachten“) und nach historischen Stufen (z. B. „Alt-Trachten“). Während der erste Teil der „Lebendigen Kärntner Volkstracht“ hauptsächlich den Frauen-Sommertrachten (= Dirndl), den Frauen-Sonntagstrachten und dem „Winterdirndl“ gewidmet ist, finden wir im zweiten Teil die ausgesprochenen Frauen-Festtrachten der Bänderhutgruppe aus dem Rosental, dem Jauntal, dem Drautal, dem Gegendtal, dem Liesertal, dem unteren Lavanttal, ferner aus Mittelhörschtal, aus dem Glantal und dem oberen Lavanttal (Bodenhauben-Gruppe) und, als dritte Gruppe („Schnürleiblachten“) die Lesachtaler Festtracht, die Obergailtaler Festtracht, die Götschtaler Tracht, die Unter- und die Obermölltaler Tracht. Jede Tracht ist stichwortartig beschrieben und schwarzweiß oder auch farbig abgebildet.

Im Band II werden auch die Kärntner Männertrachten behandelt, die außerdem in einem Sonderdruck, Festnummer 1976 der „Kärntner Landsmannschaft“ erschienen sind. Es sind nacheinander die Rosentaler, die Obergailtaler, die Lesachtaler, die Glantaler, die Gurktaler, die Metznitztaler, die Görschitztaler, die Jauntaler und die Lavanttaler in drei Varianten summarisch beschrieben und schwarzweiß, oft nur in Kleinformat, abgebildet. Da es bisher diese Übersicht nicht gab, muß man froh über diese Typologie der Spät- und Restformen sein, da sie gewissermaßen die Grubeneinfahrt für weitere Tiefenforschung signalisiert. Der Problematik und Gefahren einer solchen Übersicht war sich der Forscher Franz Koschier sicher selbst bewußt: daß die auf uns gekommenen Restformen sehr häufig Zufallsprodukte sind. So sind breite Hüte überall anzunehmen, sie wurden nur dann abgelöst von weniger breiten oder gar winzig kleinen, wie im Lavanttal. In den Truhen der Trachtensucher fanden sich beide Formen. Welche ist die „vorbildliche“?, wird die „Kundschaft“ fragen. – Eine gewisse Fehlerquelle liegt auch in der Verschiedenartigkeit der benutzten Quellen bzw. Gewährsleute. Diese sind „Trachtengruppen“, Lehrer, Einzelträger, Raufgänger, Trachtenmaler und Trachtenfotografen, auch Volkskundler, wie Georg Graber. Es sind mithin nicht oder kaum mehr primäre Trachtenträger auszufinden, sondern sekundäre, bewußt reflektierende und manchmal auch posierende. Es war eben nicht oder kaum mehr möglich „das Volk“ selbst, in seinen All-

tags- (z. B. im blauen Schurz) und Festtagstrachten zu erfassen. Hier liegen die Ansatzpunkte für die Weiterarbeit, die im Feld zwischen der Steiermark, Krain und Julisch-Venetien gewiß noch Interessantes wird aufdecken können.

Franz C. Lipp

DIETER NEUMANN, *Das Kärntner Lesachtal*. Werden und Wandlungen einer bergbäuerlichen Kultur- und Wirtschaftslandschaft (= *Das Kärntner Landesarchiv*, 6. Band). Klagenfurt 1977. 256 Seiten; Fotos, Diagramme, Flurpläne, 1 Übersichtskarte.

Von drei bisher gearbeiteten siedlungsgeographischen Dissertationen über dieses westlichste Hochtal Kärntens konnte diese jüngste 1976 abgeschlossen und erfreulicherweise auch im Druck allgemeiner zugänglich gemacht werden. Mit ihr sei zugleich auf die neue, zügig erscheinende Buchreihe „*Das Kärntner Landesarchiv*“ verwiesen, von der bereits etliche Bände vorliegen, die auch für Volkskundler belangreich sein dürften.¹⁾ Dieter Neumann hatte zunächst den Plan einer „kultur-geographisch-landeskundlichen Untersuchung“ des Lesachtals verfaßt, die Arbeit selbst aber dann vor allem siedlungs- und wirtschaftsgeschichtlich ausgebaut. Als solche wird man sie hinkünftig gewiß mit einigem Nutzen heranziehen. Sie enthält in ihren vier Hauptabschnitten eine Siedlungsgeschichte des Lesachtals (S. 40–83), Flurformen und Flurgeschichte für vier Talabschnitte (S. 84–132), die Untersuchung der Bevölkerungsentwicklung (S. 133–155) und eine umfassende Geschichte der Landwirtschaft (S. 156–248).

Zudem enthält die Einführung in die Naturlandschaft und in die innere Gliederung dieses Gebirgstales auch einen Exkurs über „Die Hauslandschaft des Lesachtals“ (S. 24–39, mit 11 Fotos), wobei vornehmlich das äußere Bild der Siedlungsstruktur mit ihren typischen Paarhof-Anlagen und den verschiedenen Wirtschaftsbebäuden, die Hausteilungen zu „Doppelhäusern“ sowie die Eigenarten der Bauweisen behandelt werden. Entgegen dem äußerlichen Vorherrschen gemauerter oder teilweise gemauerter Wohnhäuser (nicht zuletzt auch in seinen eigenen Fotos!) macht Neumann beim Altbestand derselben geltend, „daß es sich mit ganz wenigen Ausnahmen um Holzblockbauten handelt“, die „erst nachträglich mit oft recht dickem Mörtelverputz verworfen wurden“ (S. 25). Allerdings handelt es sich dabei in keinem Falle um Mantelmauern nach Art des schweizerischen Engadin, sondern um eine Verprächtigung der Häuser, die wir auch andernorts kennen und die doch zumindest indirekt auf eine gewisse Bevorzugung des Steinbaues hinweist. Wenn Neumann selbst auf die große Bedeutung des Viehhandels in früherer Zeit und auf eine „komplexe Viehwirtschaft“ der Lesachtaler Bauern verbunden mit einer relativ hohen Mobilität dieser Menschen hinweist, so scheint mir darin auch der Schlüssel für die unbestreitbare Tendenz zur „Versteinerung“ oder zu deren verprächtiger Nachahmung im Hausbau zu liegen. Wenn Neumann weiter feststellt, daß um 1600 weniger als 200 Wohnhäuser, im 18. Jahrhundert erst 300 Häuser gegenüber 400

¹⁾ Hier sei besonders hingewiesen auf Band 3: *Das Jagdbuch des Martin Strasser*; hg. von Kurt Lindner. Klagenfurt 1974, 419 Seiten; ferner auf Band 4: *Alfred Ogris, Die Bürgerschaft in den mittelalterlichen Städten Kärntens bis zum Jahre 1335*. Klagenfurt 1976, 180 Seiten.

heute im ganzen Tal vorhanden waren und daß „höchstens 160 der 260 vor 1919 errichteten Häuser aus der Zeit vor 1830 stammen“ (S. 28), so wäre es sehr an der Zeit und bei der Sonderstellung des Lesachtales als Hauslandschaft gegenüber allen Nachbargebieten äußerst wünschenswert, dieses nun auch hausbaukundlich genauer zu durchforschen. Neumann's genetische Siedlungsforschung würde dafür mit vielen Details wie Fluranlagen, Hausteilung, Familiengrößen, Besitzgrößen, Wandlungen im Viehbesatz, Waldnutzung, Wirtschaftsformen usw. eine vielfältig verwertbare und im ganzen schätzenswerte Hilfestellung anbieten.

Oskar Moser, Graz

RICHARD WEISS, *Volkskunde der Schweiz*. 2. Auflage (Neudruck). 440 Seiten, mit 332 Abb. Erlenbach-Zürich 1978. Eugen Rentsch-Verlag. DM 58,-.

Ein gutes Buch, so pflegt man zu sagen, hat eine durchschnittliche Lebensdauer von fünfundzwanzig Jahren. Nur ganz besondere, überdurchschnittliche Werke können bedeutend älter werden, und nur sie werden auch neu gedruckt oder neu aufgelegt, wenn auch meist mit Kommentaren oder doch distanzierten Nachbemerkungen versehen.

Das 1945 zuerst erschienene Buch von Richard Weiß, ein gediegenes zusammenfassendes Werk von durchaus persönlichem Stil und Charakter, ist nun schon mehr als fünfundzwanzig Jahre alt, und hat einen Neudruck erfahren, was man durchaus begrüßen wird. Vermutlich werden es noch lange Jahre hindurch viele Leser gern erwerben, auch Fachleute, die vielleicht mit mancher Einzelheit oder mancher Interpretation nicht oder nicht mehr einverstanden sind. Solchen Lesern macht Arnold N i e d e r e r in seinen knappen Bemerkungen zur 2. Auflage verständlich, was dieses Werk einstmals zum „fortschrittlichsten und wichtigsten Werk dieser Art im deutschen Sprachgebiet“ hat werden lassen., und was die Auffassung mancher Vertreter der Volkskunde heute von jener unterscheidet, die Richard Weiß formuliert hatte. Für Niederer ist das soziologische Element dabei maßgebend, die Berücksichtigung der „Massenkultur“. Er führt etwas genauer aus: „Heute untersuchen die Volkskundler neben den traditionellen volkskulturellen Gütern wie Hirtenkulturen, ländliche Bauten, Votivbilder usw. Erscheinungen der Popularkultur wie den trivialen Wandschmuck, die populären Lesestoffe und die Rezeption der Botschaften der Comic-Strips, des Radios und des Fernsehens, und sie beobachten Gruppen bei ihrer Freizeitgestaltung und beim Massentourismus.“ (S. XVII) Es ist durchaus möglich, daß das Buch von Weiß deshalb eine Neuauflage erleben kann, weil es all das nicht behandelt. So mancher Volkskunde-Interessent will nämlich von solchen kurzlebigen Erscheinungen doch nicht allzuviel wissen. Eine wirkliche Gegenwartsvolkskunde, an der Richard Weiß übrigens durchaus interessiert war, wird vermutlich ja auch anders ausschauen.

Leopold Schmidt

VERNACULAR ARCHITECTURE, edit. by Barbara Hutton, 22 Clifton Green, York, Heft 1 (1970)–8(1977). Zahlreiche Risse, Zeichnungen, Diagramme und Karten.

Die englische Hausforschung hat ihre eigene Geschichte und sicher eine altbewährte Tradition in einem Land, von dem erst neuerdings der bekannte englische

Forscher R. T. Mason mit einigem Stolz festgestellt hat: „As a nation we have the richest heritage of vernacular architecture in the world, and the best of it is timber-framed.“¹⁾ Ihr Schwerpunkt lag freilich lange Zeit und anders als bei uns in den Händen der Denkmalpflege und vor allem bei den Archäologen. Ihre zahlreichen baugeschichtlichen Arbeiten und Publikationen blieben daher, namentlich auch als solche privater Gesellschaften und Vereinigungen, der volkskundlichen Hausforschung auf dem Kontinent und besonders in Zentraleuropa schwer zugänglich und vielfach unbekannt. Als ihre eigentlichen Begründer gelten in England der Altertumsforscher Sidney Oldall Addy mit seinem bereits mehrfach aufgelegten Werk „The Evolution of the English House“ (1898) und der englische Architekt C. F. Innocent, dessen Buch „The Development of English Building Construction“ 1916 erstmals erschien und zum klassischen Standardwerk der Hausforschung in England wurde.²⁾ Einen neuen starken Aufschwung nahm dann diese Arbeitsrichtung unter der Patronanz von Sir Cyril Fox, Tom French und N. Teulon Porter (T. P.) mit der Gründung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft „Vernacular Architecture Group“ (V.A.G.) im Jahre 1952³⁾, die auf ihrem Meeting von 1970 zu Brecon die Herausgabe dieser Fachzeitschrift „Vernacular Architecture“ beschloß, von der bisher 8 Jahreshefte erschienen sind.

Eine Durchsicht dieser ersten Hefte überzeugt uns alsbald von der zielstrebigsten Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit in den Arbeitsansätzen sowie von dem Ertrag der hier angewendeten modernen Forschungsmethoden. Die Beiträge sind meist kurz und gut übersichtlich gehalten und bestehen vielfach aus Denkmälerlisten oder Übersichtskarten bestimmter Bauformen. Sie behandeln Terminologie- und Datierungsfragen und enthalten eine größere Zahl von Darstellungen zur Haustopographie und Hausgeographie Englands, vor allem aber zur Gefügeforschung (Ständerbauten, Cruckbauten, Dachgefüge, konstruktive Details usw.). Neben die Untersuchungen einzelner Baudenkmäler treten zusammenfassende Übersichten, von denen besonders S. E. Rigold, „The distribution of Aisled Timber Barns“ (Heft 2, p. 20 f.), Kathleen Sandall, „Aisled Halls in England and Wales“ (6: 19 ff.), die grundlegende Arbeit über „Cruck distributions: An interpretation of some recent Maps“ von J. T. Smith (6: 3 ff.) und der terminologie-geschichtliche Beitrag „A Note on the word Cruck“ von Sir Robert de Zouche Hall und N. W. Alcock (7: 11 ff.) hervorgehoben seien. Besonderes Gewicht legt man begreiflicherweise auf die Untersuchung der für England so wichtigen Cruckbauten, denen hier gleich elf Arbeiten gewidmet sind. Mit Robert C. Hekker („Farmstead Villages in the Netherlands“, 4: 7 ff.), Grith Lerche („Timber framed Buildings in Denmark“, 4: 12 ff.) und Karl Baumgarten („Some Notes on the History of the German Hall House“, 7: 15 ff.) kommen auch Forscher des Auslandes zu Wort.

Anders als etwa die Berichte und Jahrbücher des deutschen „Arbeitskreises für Hausforschung“ ist man hier streng und unmittelbar auf die Forschungspragmatik

¹⁾ Siehe R. T. Mason, *Framed Buildings of England*. Horsham (Sussex)-Coach Publishing House Limited (1973), p. 11.

²⁾ Vgl. jetzt C. F. Innocent, *The Development of English Building Construction*. David and Charles, reprint. Newton Abbot 1971.

³⁾ Dazu vgl. Sir Robert de Zouche Hall, *The Origins of the Vernacular Architecture Group*. In: *Vernacular Architecture* 5 (York 1974), p. 3–6.

und -diskussion eingestellt und bemüht sich in den Beiträgen um die wissenschaftliche Aufbereitung eines reichen und vielfältigen Materials. Schon deswegen möchte man diese einzige englische Fachzeitschrift zur Bauernhausforschung auch auf dem Festland und bei uns zur Beachtung empfehlen.

Oskar Moser, Graz

BAKÓ FERENC, *Bükki barlanglakások* (Höhlenwohnungen im Bükk-Gebirge) (= Borsodi Kismonográfiák 3). Miskolc – Herman Ottó Múzeum 1977. 136 Seiten, 86 Abbildungen (Pläne, Zeichnungen und Fotos), Zusammenfassungen in Deutsch, Russisch, Französisch.

Tiefbauten als Erdhöhlen oder Höhlenwohnungen gehören zu den wenig beachteten Objekten der Hausforschung. Ungarn macht hierin seit langem eine Ausnahme, wie neuerdings diese Schrift des jungen Budapester Hausforschers Franz Bakó wieder zeigt, in der dieser die Ergebnisse seiner Feldforschungen aus den Jahren 1970–1976 niedergelegt hat und durch reiches Plan- und Bildmaterial belegt. Die kleine Schrift gliedert sich in drei Teile. Der erste gibt eine topographische Beschreibung der eigenartigen Höhlenbauten an der Süd- und Ostseite des Bükk-Gebirges zwischen Eger und Miskolc. Es werden 12 Siedlungen behandelt mit den in die Riolit-Tuffsteinschichten gebauten Wohnungen samt deren bisherigen literarischen oder historischen Erwähnungen (Karte Abb. 1). Der zweite Teil analysiert diese Feststellungen und sucht Formen, Typen und deren Entwicklungsgang aufzuzeigen. Es handelt sich dabei zumeist um Randsiedlungen fester Ortschaften, die mit diesen auf Hängen oder in Terrassen des Flußufers locker verbunden sind. Ein Hofraum fehlt entweder ganz oder ist sehr klein. Bakó unterscheidet zwei Typen solcher Anlagen: Eingang und Fußboden der Höhle liegen auf demselben Niveau oder sie sind hinter einem eingetieften Vorhof angelegt, so daß die Wohnung 1,5 bis 2,5 m unter dem Bodenniveau zu liegen kommt. Die Grundrißformen lassen eine Entwicklung von Einraumwohnungen zu drei verschiedenen Typen von Mehrraumwohnungen erkennen, die entweder zeilig und straßenseitig nebeneinander, radial vom Innenhof aus oder vertikal hintereinander in den Berg gearbeitet sind. Die anscheinend nicht sehr alten Anlagen wurden noch in der Zwischenkriegszeit von drei Schichten der ländlichen Bevölkerung bewohnt, nämlich von Gutsarbeitern, Tagelöhnern oder Kleinbauern, deren Kellerhäuser nach Ausmaß und Ausstattung am höchsten entwickelt waren. Bakó beschreibt u. a. die Verwendung von Vorder- und Hinterladeröfen und stellt schließlich Vergleiche mit der älteren Überlieferung solcher Erdwohnungen in Ungarn in Tichany am Plattensee, in Tapolca oder in Jemén sowie in Kleinasien, im Kaukasus und auf der Krim an. Die Studie ist vor allem sozialgeschichtlich bedeutsam und weist auf Sachverhalte, die hier sehr ausgeprägt und entwickelt erscheinen, die jedoch auch sonst ein allgemeineres volkskundliches Interesse verdienen.

Oskar Moser, Graz

VLASTA DOMAČINOVIĆ, *Škrinje od tesanijh dasaka u Jugoslaviji* (Stollentruhen in Jugoslawien) (= Slavonsko Nasljede IV). Vinkovci 1977, 14 Abbildungen, 2 + XII Bildtafeln, 1 Karte. Ausführliche deutsche Zusammenfassung.

Südosteuropa kann man heute noch als ein nahezu geschlossenes Verbreitungsgebiet jener altertümlicher Eckstollentruhen betrachten, die im Gegensatz zu

den jüngeren geschreinerten Möbeln als „gehackte Truhen“ eine zimmermannsmäßige Spundwerkkonstruktion, vielfach auch dachförmige Deckelverschlüsse aufweisen. An dieser Frühform von Behältnismöbeln hatten oder haben fast alle europäischen Völker ihren Anteil. Ihre genauere Feststellung und Erforschung gelang bisher freilich nicht durchwegs in gleicher oder ausreichender Weise; vielfach blieb sie infolge der sehr verschiedenartigen Sachüberlieferung auf Einzelhinweise oder kleinräumige Untersuchungen beschränkt, so daß tragfähige Übersichten äußerst schwer zu erarbeiten waren.

So gesehen, wird man diese umsichtige und wohlausgestattete Untersuchung der Stollentruhen Jugoslawiens besonders begrüßen. Zweifellos war die Verfasserin gut beraten, als sie – offenbar ausgehend von dem reichen und besonders schönen Material Sloweniens und der Baranja – sich zu dieser erstmaligen Darstellung des Gegenstandes auf dem Gesamtgebiet Jugoslawiens entschloß (S. 9), von dem sie mit Recht sagt, daß dieses „ein wesentlicher Bestandteil jenes großen europäischen Kulturbereiches darstellt, wo solche Stollentruhen bekannt sind und z. T. heute noch unmittelbar verwendet werden“ (S. 39).

Vlasta Domaćinović geht aus von den konstruktiven Besonderheiten solcher Truhen, aus deren Arten der Deckelkonstruktion sie drei Grundformen ableitet: 1. Dachtruhen mit hornförmigen Eckakroterien an den Deckelwangen, 2. solche ohne Eckfortsätze und 3. Stollentruhen mit Flachdeckel, von denen sie 4. die besonderen Mehl- und Backtruhen und 5. die Getreideschreine nach funktionellen Gesichtspunkten absondert (S. 14–19). Sie behandelt sodann Vorkommen und Verbreitung solcher Truhen in Jugoslawien; ferner deren verschiedene Arten der Auszier, wobei der linearornamentale Furchenschnitt bei weitem überwiegt und nur im Süden (Kosovo-Gebiet, Makedonien) zusätzlich eine farbige Aufhöhung in Hell-Dunkel erfährt. Es folgt die Besprechung der ungemein vielfältigen Nomenklatur mit 20 verschiedenen Bezeichnungen solcher Truhen in Jugoslawien und die ihrer verschiedenen Verwendung als Kleider-, Korn- oder Mehltruhen. Wichtig sind ferner die Hinweise auf verschiedene Herstellungszentren in Slowenien, Istrien und Kroatien, wobie namentlich hier zwei Arten der Spalttechnik von Truhenhölzern festgestellt werden: radiale Ausspaltung ähnlich unserer Schindelgewinnung (z. B. in Kuče, Kraševac) und tangentielle Spaltung der Stockhälften (in Vaška). Hier gebrauchte man 3 bis 5 Tafeln je Wandfläche, in Kuče 2 bis 3 und in Kraševac 4 Tafeln für Vorder- und Rückseite, 3 bis 4 Tafeln für die Seitenwände. Verwendet wurde durchwegs Buchenholz.

Der nächste Abschnitt dient dem Nachweis von Vorkommen und Geschichte solcher Stollentruhen außerhalb Jugoslawien. Hier sind der Verfasserin freilich manche wichtige neuere Publikationen aus Skandinavien (S. Erixon, Gösta Berg), Belgien (J. Weyns), Deutschland (W. Ottenjan, B. Denecke, H. Appuhn u. a.), der Schweiz (Chr. Simonett, W. Trachsler) oder für die gesamte Romania (Fr. Krüger) unzugänglich geblieben; auch Ostmitteleuropa ist etwas ungleichgewichtig vertreten, besonders gut erfreulicherweise die polnische Möbelforschung dieser Sparte (K. Moszyński, Roman Reinfuss, Drahomíra Stránská).

Sehr nützlich ist schließlich die Beigabe einer Gesamtverbreitungskarte dieser Truhen in Jugoslawien, in die 270 Ortsbelege eingearbeitet sind, die außerdem genau registriert sind (S. 54–63); die 11 Fächererhebungen (a–k) der Kartenzeichnung scheinen dagegen Fehlanzeigen eingebracht zu haben. Die Karte gliedert den erhobenen Truhenbestand nach Konstruktion und Zuschnitt der Deckelwangen in

6 verschiedene Formtypen aus. Danach bilden Save und Kulpa deutlich die Südgrenze der pannonischen, sehr unterschiedlich ausgestalteten Dachstollentrühen. Istriens Binnenland bildet eine eigenständige Trühenlandschaft (mit Hinweis auf die Tschitschen). Das kroatische Küstenland, Dalmatien und Bosnien kennen solche Möbel offenbar nicht; erst der Süden (Serbien, Makedonien, Herzegowina) ist nach dieser Karte wieder belegt und für einen einheitlichen Trühentyp mit flachem Deckel ohne Seitakroterien ausgewiesen. Da sich aber gerade hier weitere Zentren der Herstellung solcher Trühen und deren spezielle Zurichtung als Brotbacktrühe mit getrennten Innenräumen („načve“) nachweisen lassen, wäre eine weitere und genauere Durchforschung dieser Bestände noch wünschenswert, denn gerade sie bieten Formgut, das für die große jugoslawische Trühenlandschaft besonders kennzeichnend und eigentlich einzigartig zu sein scheint. Vlasta Domaćinović gebührt jedenfalls das große Verdienst, in den reich und mannigfaltig gegliederten Volkskulturen ihres Landes zu einer solchen ersten genaueren Übersicht vorgestoßen zu sein und damit auch für die europäische Vergleichsforschung eine empfindliche Lücke ausgefüllt zu haben.

Oskar Moser, Graz

SELMECZI KOVÁCS ATTILA, Csűrös építkezés és gazdálkodás észak-magyarországon (Scheunenbau und Scheunenwirtschaft in Nordungarn). (= Műveltség és Hagyomány-Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae XVIII). Debrecen 1976. 171 Seiten, 83 Abbildungen (Fotos und Zeichnungen), Literaturverzeichnis, ausführl. deutsche Zusammenfassung.

Um es gleich vorweg zu vermerken: Diese umsichtig und sorgfältig gearbeitete Untersuchung des Scheunenwesens von 52 Orten des nordungarischen Mátra- und Bükkgebirges bedeutet für die vergleichende Siedlungs- und Hausbauforschung einen großen Gewinn. Sie erschien in der von Béla Gundá geleiteten Reihe „Kultur und Tradition“, dem Jahrbuch des Ethnologischen Instituts der Universität Debrecen, in dem bereits zahlreiche grundlegende Beiträge zur Haus- und Realienforschung Ungarns, insbesondere Nord- und Ostungarns, veröffentlicht worden sind.

Das heutige Ungarn zählt samt den anschließenden Vorländern der Nordkarpaten zu den wichtigsten südöstlichen Randgebieten der zentraleuropäischen Scheunenwirtschaft. Als deren typische Einrichtung kennzeichnen dreigliedrige Querscheunen mit Dreschtenne einerseits weite Teile Westungarns (Transdanubien), während andererseits die Bergländer und Beckenlandschaften im inneren nördlichen Karpatenbogen bis vor kurzem ein stärker differenziertes Scheunenwesen aufweisen, das mit seinen stattlichen Holzbauten bereits wenige Kilometer außerhalb von Kronstadt/Braşov in Siebenbürgen (Rumänien) hervortritt, wenn man etwa aus dem Süden Munteniens über die Karpaten kommt. Die ungarische Forschung hat sich nun mit diesen wechselvollen und offenbar vielschichtigen Scheunenanlagen ver-

¹⁾ Eine gute Übersicht zur ungarischen Scheunenforschung bot bereits vor zehn Jahren Jenő Barabás, Scheunen auf ungarischem Sprachgebiet. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 13 (Berlin 1967), S. 1–15 (mit instruktiven Karten zur Großverbreitung und mit wichtigen Literaturzusammenfassungen).

hältnismäßig früh und nachhaltig befaßt¹⁾ und versucht, selbst deren urkundliche Nennungen aus dem 13. und 14. Jahrhundert als solche zu klären.²⁾

Die vorliegende Schrift ist aus Feldforschungen zwischen 1963 und 1968 im Mátra- und Bükkgebirge hervorgegangen. Sie erschließt mithin ein besonders wichtiges Gelenkstück zwischen den beiden vorgenannten Scheunengroßlandschaften Ungarns. Untersucht werden zunächst die unterschiedlichen Standorte dieser Wirtschaftsgebäude innerhalb des Dorf- und Hofverbandes. Bemerkenswert sind die gelegentlich in eigenen umzäunten „Gärten“ (ungar. kertek) kommassierten Außenscheunen, woraus sich eine spezifische Art der Betriebsführung und des Hoflebens ergab. Ferner die Hofscheunen, die ganz ähnlich denen unserer planmäßigen Lössackerfluren und -dörfer querüber auf dem Hofgrund stehen und den Binnenhof gegen außen abschließen.

Der folgende Hauptabschnitt behandelt die verschiedenen Bauweisen und die technischen Einzelheiten des Scheunenbaues. Auch hier scheint der Ständerbohlenbau (ungar. ravásfal) wie auch sonst weitem in Europa eine primäre Altschicht darzustellen, während z. B. Ständerbauten mit Flechtwänden außen (nach Art der Zäune!) erst nach der letzten Jahrhundertwende als billigere Ausführung „in Mode kamen“ (S. 49 f., Abb. 24–26). Hinzuweisen ist ferner auf die ausführliche Beschreibung des ostmitteleuropäischen Schaubenstrohdaches, bei dem drei verschieden abgebundene Doppelschauben (ungar. matring oder bábu) verwendet werden und das im Gegensatz zum Strohscharendach bei uns mit seiner charakteristischen Außenstruktur („Kittelschab“) die Hauslandschaften ehemals bis zur Ostgrenze der Steiermark abhob. Interessant ist weiters das Vorherrschen von Schersparren mit durchgezapfter Firstverbindung; erst seit 1900 erscheinen Sparrengefüge mit Schlitzzapfen (S. 39, Abb. 21). Ältere Socha- oder Säulenpfettendächer fehlen hier anscheinend völlig.

Die Funktion der Scheunen innerhalb der Wirtschaft behandelt der IV. Abschnitt, wobei deren gesamte Geräteausrüstung und die verschiedenen Arbeitsformen des Drusches (Ausschlagen – Dreschen mit Flegeln – Austreten mit Pferden) sowie die Versorgung von Korn und Stroh in diesen samt allen damit verbundenen zeitliche Veränderungen besprochen werden. Abschnitt V befaßt sich mit der „Verteilung der verschiedenen Scheuentypen“ in Anlehnung an die Einteilung von Jenő Barabás in Wand-, Gerüst- und Säulenscheunen³⁾ sowie mit vereinzelt Stalleinbauten. Schließlich legt Selmiczi Kovács die besondere Stellung der Scheunen Nordungarns namentlich innerhalb der traditionellen Sozialstruktur bei den Paloczern und deren schrittweisen Wandel dar. Hier erhielt sich innerhalb der charakteristischen Großfamiliengemeinschaft und bei der sukzessiven „Privatisierung“ der Hofgebäude gerade die Scheune am längsten als Gemeinschaftsbesitz und als Ort gemeinsamer Arbeit und Festbegehung. In ihrer Vielseitigkeit und Bedachtsamkeit auf die Einbindung der Scheune in das gesamte Arbeits- und Hofleben scheint mir diese fundierte Studie geradezu vorbildlich und eine beachtenswerte Leistung auf einem bis-

²⁾ Vgl. Jenő Barabás, ebenda S. 13 f. Ferner Tamás Hoffmann, Horreum – szérü – csűr? In: Ethnographia 70 (Budapest 1959), S. 171–206.

³⁾ Jenő Barabás, Scheunen auf ungarischem Sprachgebiet, a. a. O., S. 4–6.

her völlig vernachlässigten Gebiet der Siedlungs- und Hausforschung zu sein. Wünschenswert wären die Angaben der Aufnahmejahre bei den zahlreichen Fotos und die Beigabe von Übersetzungen der Bildunterschriften.

Oskar Moser, Graz

TEKLA DÖMÖTÖR, János Honti – Leben und Werk (= FF Communications Nr. 221), 84 Seiten, 1 Portr. Helsinki 1978, Academia Scientiarum Fennica.

Diese lesenswerte Biographie des ungarischen Märchenforschers Hans Honti ist von Freundeshand geschrieben: Das Ehepaar Aladar Dobrovits – Thekla Dömötör war seit 1922 mit Honti befreundet, und die Verfasserin verfügt über alle Arbeiten Hontis und so manche persönliche Erinnerungen, hatte auch Zugang zu verschiedenen Briefpartnern, so daß in dem Band mehrere interessante Briefe von Andreas Heusler, Stith Thompson, S. O. Duilearga u. a. veröffentlicht und verwertet werden konnten.

Hans Honti (1910–1945) hat bereits 1928 den Katalog der ungarischen Volksmärchen nach dem System von Antti Aarne (= FFC 81) veröffentlicht. Auf dieser soliden Grundlage entfaltete sich sein weiteres vielseitiges Studium, das ihn besonders zur Beschäftigung mit der ungarischen Heldensage trieb. Schon 1931 erschien sein erstes Buch darüber (= FFC 95). Seine sehr intensiven Studien brachten ihn mit den verschiedensten wissenschaftlichen Kreisen in Berührung, insbesondere mit Karl Kerényi und dessen Stemma-Kreis. Berufsmäßig tat er sich dagegen schwer, erst allmählich kam er an die Széchényi-Bibliothek. Aber seine politische Einstellung ging mit den jeweiligen Systemen in Ungarn nicht konform. Obwohl Honti viel veröffentlichte und in Paris wertvolle Verbindungen anknüpfen konnte, blieb er der mehr oder minder einsame Märchenforscher. Von den Fachkollegen sehr anerkannt, aber doch nicht vor dem Schicksal behütet, im Zweiten Weltkrieg zu einer Art von Arbeitsdienst eingezogen zu werden, mit dessen letzten Resten er in den späten Märztagen 1945 in der Nähe von Ödenburg gestorben oder gefallen ist. Genauer scheint (S. 66) nicht bekannt zu sein.

Das Buch gibt einen wertvollen Einblick nicht nur in die Geschichte der ungarischen Märchenforschung, sondern auch in die Entwicklung der Geistigkeit in Ungarn in den letzten Jahrzehnten.

Leopold Schmidt

THOMÁS HOFER und EDIT FÉL, Ungarische Volkskunst. Aus dem Ungarischen übertragen von Henriette und Géza Engl. Großformat, 72 Seiten und 638 zum Teil farbige Abb. auf Tafeln. Budapest 1978, Corvina Verlag, in Gemeinschaft mit dem Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin.

1975 erschien der Band „Magyar Népművészet“ von den beiden hochgeschätzten ungarischen Fachleuten, in ungarischer Sprache. Der herrlich illustrierte Band hat damals wohl nicht die volle Anerkennung, die er verdient, gefunden, weil heute vielleicht gelegentlich noch die „Graeca“, aber sehr selten die „Hungarica“ gelesen werden. Und das ist sehr schade, denn die ungarische Volkskunsthochforschung ist eine sehr eigenständige Wissenschaft, die nach langen Vorbereitungen der allseitigen

Materialsammlung nunmehr die historische und gesellschaftswissenschaftliche Durchdringung vollzieht, wie sie uns durchaus notwendig erscheint.

Der Band ist also auch in der vorzüglichen deutschen Ausgabe selbstverständlich vor allem ein mächtiger Bildband, an dem die Einbettung der Volkskunstobjekte in den dörflichen Überlieferungszusammenhang auffällt: Also nicht nur Trachtenstücke, sondern auch alten Hochzeitsphotographien, auf denen man die Leute in der jeweiligen Tracht sehen kann. Das gibt es selbstverständlich nicht oft, nur bei den Arbeitsgeräten und bei manchen Gegenständen der religiösen Volkskunst. Aber man nimmt erfreut die Absicht zur Kenntnis, über das museal gehäufte Material hinauszukommen, oder dieses durch die verschiedensten Anfragen zum Sprechen zu bringen. Die ständige Anfrage nach Signierung und Datierung, wie sie auch bei uns geübt und vertieft wird, ergibt eben doch schon einiges an Ergebnissen. Da werden vor allem die Zuweisungen historischer Art unterstrichen: Was man so „Ungarische Volkskunst“ nennt, das ist im wesentlichen im 19. Jahrhundert entstanden, mit geringen Bezeugungen vorher im 18. und einem gewissen Auslauf nachher im 20. Jahrhundert. Die ausführlichen Bildbeschriftungen lassen die Interpretationsmöglichkeiten gut erkennen.

Nun, weit mehr bietet freilich die umfangreiche und gedankenvolle Einleitung, die man vielleicht außerhalb Ungarns als den bedeutendsten Gewinn des Buches ansehen wird. Es geht vielfach um den Grundsatz (S. 63): „Wir sind genötigt, uns in der eigenen Volkskunst umzusehen und zu erklären – vorbehaltlich unseres einseitig in Ungarn geprägten Standpunktes –“ oder (S. 65) ganz knapp: „Betrachten wir nun die Volkskunst aus ungarischer Sicht“. Und gerade dabei merkt man, daß sich Autoren in Mittel-, West- und Nordeuropa sehr wohl umgesehen haben. Aber die Verhältnisse in Ungarn lassen sich tatsächlich mit jenen in anderen Kulturlandschaften nicht leicht vergleichen.

So arbeiten die beiden Verfasser in dieser Einleitung ihr Material nach den verschiedensten Richtungen hin auf: Sie weisen zunächst auf „Die gegenständliche Welt der Bauern“ hin, womit sich der Zug zur Wirklichkeitseinbeziehung in der ostdeutschen Volkskunsthochforschung von heute einigermaßen parallelisieren läßt.¹⁾ „Die Bedeutung der schön geformten Gegenstände“ soll keine ästhetischen Wertungen bringen, eher funktionelle Möglichkeiten aufzeigen – vorbehaltlich unseres einseitig in Ungarn geprägten Standpunktes – oder (S. 65) ganz knapp: „Betrachten wir nun die Volkskunst aus ungarischer Sicht“. Und gerade dabei merkt man, daß sich Autoren in Mittel-, West- und Nordeuropa sehr wohl umgesehen haben. Aber die Verhältnisse in Ungarn lassen sich tatsächlich mit jenen in anderen Kulturlandschaften nicht leicht vergleichen.

¹⁾ Vgl. jetzt besonders: Reinhard Peesch, *Volkskunst. Umwelt im Spiegel populärer Bildnerie des 19. Jahrhunderts*. Berlin 1978.

reien insgesamt 360 bis 490 Meter Leinwand verwendet.“ Gewiß lassen sich solche Angaben überprüfen, werden manchmal zu korrigieren sein, weisen vielleicht manchmal auch Übertreibungen durch mündliche Weitergabe auf. Aber im Ganzen sind sie doch bezeichnend. Zu einer heute in Ungarn vielbearbeiteten Thematik gehört das Kapitel „Epochen der Volkskunst: Die Stilarten“. Die Verfasser sind hier nicht zuletzt durch die zunehmende Zurkenntnisnahme auch der alten Volkskunst in Österreich auf die gleichen oder verschiedenen Perioden in Ungarn aufmerksam geworden. Sie konnten von hier auch zum nächsten Abschnitt „Epochen der Volkskunst: Neue Bauernstile“ fortschreiten, in dem etwa das ungeheuerliche Ansteigen der Töpferei in Hodmezővásárhely in der Mitte des 19. Jahrhunderts charakterisiert wird, sowie auch der Kampf um die Verzierungen in der Szürschneiderei, deren Überspitzungen von den Behörden zu bekämpfen versucht wurde. Da zeigen sich beachtliche Eigenzüge der ungarischen Entwicklung im 19. Jahrhundert, die man als Grundlagen der historischen Wellenschläge im Gefüge der alten Donaumonarchie wohl längst hätte mitbeachten müssen. Manchmal überlegt man sich, heute, sechzig Jahre nach dem Zerfall dieses merkwürdigen Doppelreiches sicherlich, ob man sich oder auch einander damals überhaupt richtig verstanden hat. Abgesehen von den politisch führenden Schichten, die sich zumindest seit 1849 doch sehr auseinandergelebt hatten: Die sonst eher verträglich und miteinander auf gleichem Fuß verkehrenden Volksschichten, haben sie viel miteinander zu gehabt? Und man wird bei Berücksichtigung und Kenntnis vieler Einzelheiten jener versunkenen Zeit doch wohl sagen müssen: Eher nein. Selbst beim Durchblättern des Bildteiles dieses schönen Werkes wird man doch immer wieder erleben, daß man Dinge, die Gestaltungen, die Vertreter der einen oder anderen Gruppe, etwa der anthropomorphen Gefäße, eigentlich nicht so anschaut, wie dies bei einer Betrachtung der „Volkskunst aus ungarischer Sicht“, um das Zitat zu wiederholen, der Fall wäre. Vielleicht hat unsere doch sehr früh einsetzende „vergleichende Volkskunde“ einen gewissen Anteil daran. Vielleicht aber auch eine gewisse Unkenntnis, die wir anhand solcher bedeutender Erscheinungen wie des vorliegenden Bandes allmählich doch zumindest mildern möchten. Das wäre schon im gutnachbarlichen Sinn doch notwendig.

Leopold Schmidt

VERÖFFENTLICHUNGEN ÜBER ARBEITS- UND WIRTSCHAFTSGERÄT
Bücher- und Schrifteneinlauf der Bibliothek des Österreichischen Museums für
Volkskunde 1970–1978.

Erstellt von Klaus Gottschall

Stephan Aumüller: Ein hölzerner Bohraparat aus Liesing. SA. aus Burgenländ. Heimatblätter, 35. Jg., Heft 3, Eisenstadt 1973, S. 124–134. 23.126 SA

Iván Balassa: The Appearance of the One-sided Plough in the Carpathian Basin. Sd. ex: Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, T. 20 (3–4), 1971, S. 411–437, 12 Abb. 22.239 SA

Derselbe: Die Haupttypen der Holzpflüge in Ungarn im 18. und 19. Jahrhundert. SA. aus: Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa, Budapest 1971, S. 441–485, 19 Abb. 22.230/1–4 SA

Derselbe: V-shaped Plough-Slide in the Carpathian Basin. SA. aus: Studia Ethnographica et Folkoristica in Honorem Belá Gunda, Hrg.: J. Szabadfalvi – Z. Ujváry, Debrecen 1971, S. 157–174. 23.092 SA

Derselbe: Die Verbreitung der Kehrpfüge in Europa. SA aus: Festschrift in memoriam António Jorge Dias, Bd. II, Lissabon 1974. S. 39–59. 23.555 SA

István Balogh: Geräte und Verfahren der Ernte in den zentralen Gebieten des Karpatenbeckens im 19. Jahrhundert. SA. aus: Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa, Budapest 1972, S. 529–559, 14 Abb. 22.061 SA

Gertrud Benker: Altes bäuerliches Holzgerät, Callwey, München 1976, 457 S., Abb. [24.209 N]

Gösta Berg: Spaten und Arel im 12. Jahrhundert auf Gotland, SA. aus: Volkskunde/Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt, Wien 1972, Sonder-schriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Band 2., S. 51–60. [12.459/II N], 22.131 SA

Elisabeth und Olaf Bockhorn: Zum bäuerlichen Gerätebestand im Salz-kammergut, Ein Vergleich 1789–1977. SA. aus: Volkskultur, Festschrift für F. C. Lipp, Wien 1978, Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Band 3, S. 37–45. [12.459/III N], 25.542 SA

Josef Buchinger: Längs- und Quereggen in Niederösterreich, Ergebnis einer Umfrage. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 48–56, Abb. 21.798 SA

Kurt Conrad: Zur Gerätekunde der Almwirtschaft. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 1–20. [21.793 SA]

Heinz Christian Dosedla: Steinbeile aus dem Gebiet von Kagua im süd-lichen Hochland-Distrikt (SHD) von Papua-Neuguinea. SA. aus: TRIBUS – Ver-öffentlichungen des Linden-Museums Stuttgart – Staatl. Museum für Völkerkunde, Stuttgart 1975, S. 87–112, 22 Abb., 1 Karte. 23.489 SA

Karl Fiala: Mundartkundliches und Sachliches in der Bauernarbeit im Großarlal (Salzburg). Dissertation 1965, Univ. Wien, Fotokopie, 221 S., Anhang (unpag.). 25.417 Diss.

Vaclav Frolec: Das Rebmesser in den tschechischen Ländern. SA. aus: Origine et debuts des Slaves. Vznik a počatky Slovanu, Bd. VII, Prag 1972, S. 243–273, 16 Abb. 22.216 SA

Derselbe: Das Rebmesser in den tschechischen Ländern und seine euro-päischen Parallelen. SA. aus: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 20, Bonn 1970, S. 257–274, Abb. 21.757 SA

Hans Frühwald: Der „Grogel“, Zur volkstümlichen Benennung eines Ackergerätes. SA aus: Volkskunde/Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt, Wien 1972, S. 97–104. 22.133 SA

Derselbe: Die Verbreitung der Brandegge (Furkel). In: Bäuerliche Geräte und Gemeinschaftsarbeiten. SA aus: Atlas zur Geschichte des steirischen Bauern-tums, Blatt 39, Karte III, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1971. 24.908 SA

Werner Galler: Der „Bindhocker“, Zum einbeinigen Arbeitssitz in Niederösterreich. SA aus: ÖZV, Bd. XXX/79, Wien 1976, S. 127–136, 2 Abb., 3 Zeichnungen. 24.043 SA

August Gandert: Tragkörbe in Hessen, Kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Korbes, Kassel 1963, 207 S., Abb., In: Schriften zur Volkskunde, Staatliche Kunstsammlungen Kassel 1977. 24.442 FM-A

Torsten Gebhard; Helmut Sperber: Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland, BLV Verlagsgesellschaft, München ²1978, 191 S., Abb., Skizzen. 25.462 N

Helene Grönn: Die Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der niederösterreichischen Weinbauer. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 21–44. 21.794 SA

Béla Gunda: Keilfalle in den Karpaten und auf der Balkan-Halbinsel. SA. aus: Et multum et multa. Beiträge zur Literatur, Geschichte und Kultur der Jagd. Festgabe für Kurt Lindner zum 27. November 1971, hrsg. v. Sigrid Schwenk, Gunnar Tilander und Carl Arnold Willemsen. Berlin–New York 1971, S. 89–100. 23.112 SA

Béla Gunda: Maisdreschkorb in der Alten und Neuen Welt. SA. aus: Acta Ethnographica 18, 1969, S. 313–351, 37 Abb. 21.136 SA

Hans Haid-Längenfeld: Ein volkskundlicher Beitrag zur Flachsbearbeitung im Ötztal in Tirol. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 57–61. 21.797 SA

Karl Haiding: Die Getreidehechel (Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels), Landesmuseum Joanneum Graz, 1/1974, Jänner–April, S. 3, 1 Abb. 23.468 SA

Václav Husa: Homo faber, Der Mensch und seine Arbeit. Die Arbeitswelt in der bildenden Kunst des 11. bis 17. Jahrhunderts. Großoktav, 228 S., 187 Abb., Prag 1967, Lizenzausgabe Wiesbaden 1971. 22.106 N

Karl Ilg: Art und Bedeutung der landwirtschaftlichen Geräte der deutschstämmigen Kolonisten in Südamerika. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 62–76, 7 Abb. 21.796 SA

Alfred Janata, Josef Krainer, Erich Pauer: Bodenbaugeräte Japans. I: Materialien zu Kunra (Erdhacke) und Suki (Spaten). SA. aus: Archiv für Völkerkunde, Bd. 23, Wien 1969, S. 101–159, 36 Fig. 22.025 SA

II: Zur Geschichte des Pfluges (Karasuki). SA. aus: Archiv für Völkerkunde, Bd. 24, Wien 1970, S. 207–264, 16 Abb. Skizzen, 1 Taf. (4 Abb.). 22.025 SA

Otto Kerschner: Genau a so is gwen, Leben und Arbeit auf dem Walderhof, F. Pustet, Regensburg 1977, 124 S., Abb. 25.432 N

Fritz Klocke: Die Tragekörbe des Unterharzes und ihre Korbmacher. SA aus: Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte. Kunsthistorische und volkskundliche Beiträge, Bd. 15, Berlin 1973, S. 219–235. 23.153 SA

K. Konsin: Trükipakud (Stoffdruck mit Modellen), 15 S., 61 Abb., Tallinn (Reval) 1970, Eesti NSV Riiklik Ethnograafiamuseum. 21.928 FM-A

Hanns Koren: Die steirischen Eggen. Übersicht und Bestandsaufnahme, SA. aus: Volkskunde/Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt, Wien 1972, S. 61–98. 22.132 SA

Maria Kundegraber: Körbe und Korbflechten, Ausstellung im Schloß Stainz, Stmk. SA. aus: Kultur im Zeitgeschehen/Österr. Ärztezeitung, 31. Jg., Heft 17, S. 967–968, 3 Abb. 24.052 SA

Dieselbe: Körbe und Korbflechten. Katalog zur Sonderausstellung des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, Außenstelle Stainz, im Schloß Stainz vom 3. 6. bis 31. 10. 1976. Hrsg. v. Steierm. Landesmuseum Joanneum, Außenstelle Stainz, 1976, 49 S., 16 Abb. 23.298/2 FM-Ö

Maria Leiner: Der Zeilenzieher, Ein Hilfsgerät im Ackerbau. Aufzeichnungen aus der Steiermark. SA. aus: ÖZV XXVI/75, 1972, Heft 3/4, S. 182–184, 4 Abb. 22.352 SA

Elfriede G. Lies: Mitteleuropa, Niederösterreich: Backen eines Prügelpfens. Film E 1713/1974. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen 1974, 12 S., 1 Abb., SA. aus: Encyclopaedia Cinematographica. 24.851 SA

Dieselbe: Mitteleuropa, Oberösterreich: Bäuerliches Brotbacken, Film E 975/1965. Inst. f. d. Wiss. Film, Göttingen 1973, SA. aus: E. C. 24.850 SA

Dieselbe: Mitteleuropa, Salzburg: Butterbereitung auf der Alm. Film E 1098/1967, Inst. f. d. Wiss. Film, Göttingen 1975, 16 S., SA. aus: E. C24.854 SA

Dieselbe: Mitteleuropa, Niederösterreich: Decken eines Strohdaches, Film E 1109/1967, Inst. f. d. Wiss. Film, Göttingen 1974, 12 S., SA. aus: E. C24.853 SA

Dieselbe: Mitteleuropa, Salzburg: Käsebereitung auf einer Alm, Film E 1110/1967. Inst. f. d. Wiss. Film, Göttingen 1975, 16 S., SA. aus: E. C24.855 SA

Dieselbe: Mitteleuropa, Niederösterreich: Kerzenherstellung. Film E 1722/1974. Inst. f. d. Wiss. Film, Göttingen 1974, 12 S., SA. aus: E. C. 24.852 SA

Arnold Lühning: Die volkskundliche Gerätesammlung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig, Schloß Gottorf, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, Schleswig 1972, 161 S. 22.715 FM-A (Gottorf)

A. Luts: Eesti Kalapüügiiriistad (Die estnischen Fischfanggeräte), 17 S., 48 Abb., Tallinn (Reval) 1970, Eesti NSV Riiklik Etnograafiamuseum. 21.927 FM-A

Michael Markuš: Ethnische Elemente und Einflüsse bei der Verbreitung der landwirtschaftlichen Geräte um Osteuropa um 1900. SA. aus: Acta Museum Agricolae, Pragae 1969, 1–2, S. 15–18, 1 Abb. 25.499 SA

Gertrud Mossler: Werkzeug und Handwerk. Bemerkungen zu den Eisenfunden vom Magdalensberg, Kärnten. SA. aus: Ann. Naturhistorisches Museum Wien 1974, Nr. 78, S. 75–94. 23.627 SA

Péter Nagybakay: Darstellung von Arbeitswerkzeugen ungarischer Zunftinsignien (in ungarischer Sprache). SA. aus: Technika Történeti szemle 1967, évi IV, S. 171–189, Abb., Dt. u. engl. Zusammenfassung. 22.817 SA

Helmut Prasch: Zeug und Werk aus Stuben, Kucheln, Kammern und Kellern, von Höfen, Böden, Hütten und Ställen, aus Werkstätten, Winkeln und Scheunen; Ausstellung im Schloß Ortenburg-Porcia, Spittal an der Drau und Parkschloß; Werdegang und Inventar des Bezirksheimatmuseums und seiner Einrichtungen mit einem Abriß der Stadtgeschichte; Selbstverlag Spittal an der Drau, 1978, 221 S., unpag. Anhang. 25.503 FM-Ö

Otto Rauter: Häuser – Höfe – Handwerkskunst, Bäuerliche Kultur im Zillertal, Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1978, 208 S., Abb. und Skizzen.

25.303 N

Erhard Riemann: Formen der Flachsbearbeitung in Ost- und Westpreußen. SA. aus: Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel, Bd. XXIII, Kulturraumprobleme aus Ostmitteleuropa und Asien, hrsg. v. Gerhard Sandner, Kiel 1964, S. 127–150, 2 Abb., 4 Karten.

23.131 SA

Leopold Schmidt: Zur mittelalterlichen Bauernarbeit. SA. aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 45–47.

21.795 SA

Derselbe: Melkschemel und Hüttenstuhl. Zur Geschichte des einbeinigen Arbeitssitzes. SA. aus: Der Schlern, 46 (1973), Bozen, S. 11–18.

23.140 SA

Dietrich W. H. Schwarz: Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Schmidt Verlag, Berlin 1970, 244 S., 7 Taf., (= Grundlagen der Germanistik 11).

21.487 N

Erica Schwarz: Arbeit im Gebirge, Pannonia Verlag, Freilassing 1973, 48 S., 25 Abb.

22.480 N

Gertraude Szepesi-Suda; Elfriede Hanak: Burgenland, Traditionelles Handwerk – Lebendige Volkskunst, Schroll, Wien 1978, 192 S., 241 Abb., XVI Farbtaf.

25.270 N

Lajos Takács: A magyar sarló korai történetéhez (Frühgeschichte der ungarischen Sichel). SA. aus: Néprajzi Ertesítő, Bd. LII (1970), S. 48–55.

23.161 SA

Leo Thun-Hohenstein: Werkzeuge der Holzwirtschaft, Ausstellungskatalog, hg. vo. d. Genossenschaftlichen Zentralbank AG, Wien 1976, 68 S., 15 Bildtafeln.

24.014 FM-Ö

Christo Vakarelski: Traditionelle landwirtschaftliche Geräte in Bulgarien. SA. aus: Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa. Budapest 1972, S. 339–374, 20 Abb.

22.066 SA

Kustaa Vilkkuna: Die Heumahd mit der Hausense, SA. aus: Festschrift für Mathias Zender, Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte, L. Röhrscheid, Bonn 1972, S. 692–707, 1 Karte, 12 Abb.

22.632 SA

Derselbe: Die Pfluggeräte Finnlands. SA. aus: Studia Fennica 16, Helsinki 1971, 178 S., 92 Abb.

22.000 N

István Vincze: Tretgeräte und Pressen. Ein Beitrag zur Geschichte der Weinkultur in Osteuropa. SA. aus: Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, T. 24 (3–4), S. 331–383 (1975), 59 Abb.

24.202 SA

J. P. van de Voort: Vissers van de Noordzee. Het Nederlandse vissereij-bedrijf in geschiedenis en volksleven met medewerking van J. van Dorp. Boeken-centrum s'Gravenhage, 1975, 140 S., Abb.

24.738 N

Sepp Walter: Der Heurechen in der Steiermark. In: Bäuerliche Geräte und Gemeinschaftsarbeiten. SA. aus Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, Blatt 39, Karte I. Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1971.

24.908 SA

Derselbe: Dreschflügel in der Steiermark. In: Bäuerliche Geräte und Gemeinschaftsarbeiten. SA. aus: Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, Blatt 39, Karte II. Ak. Druck- u. Verlagsanstalt, Graz 1971.

24.908 SA

Derselbe: Gemeinschaftsarbeiten: Brecheln und Spinnen. In: Bäuerliche Geräte und Gemeinschaftsarbeiten. SA. aus: Atlas zur Geschichte des steirischen Brauchtums, Blatt 39, Karte IV. Ak. Druck- u. Verlagsanstalt, Graz 1971.

24.908 SA

Hertha Wolf-Beránek: Rings um den Korb im Sudetenland. Eine kultur-, wirtschafts- und sprachgeschichtliche Untersuchung. SA. aus: Bohemia, Jahrbuch d. Collegium Carolinum, Bd. 16, R. Oldenbourg Verlag, München–Wien 1975, S. 278–312, 10 Verbreitungskarten.

23.602 SA

Dieselbe: Nomenklatur und Gerätschaften der bäuerlichen Buttererzeugung in den Sudetenländern. SA. aus: Bohemia, Jahrbuch d. Collegium Carolinum, Bd. 15, Wien 1974, S. 345–377.

23.150 SA

zu Kretzenbacher, Geheimes Leiden Christi



Abb. 1



Abb. 2

zu Kretzenbacher, Geheimes Leiden Christi

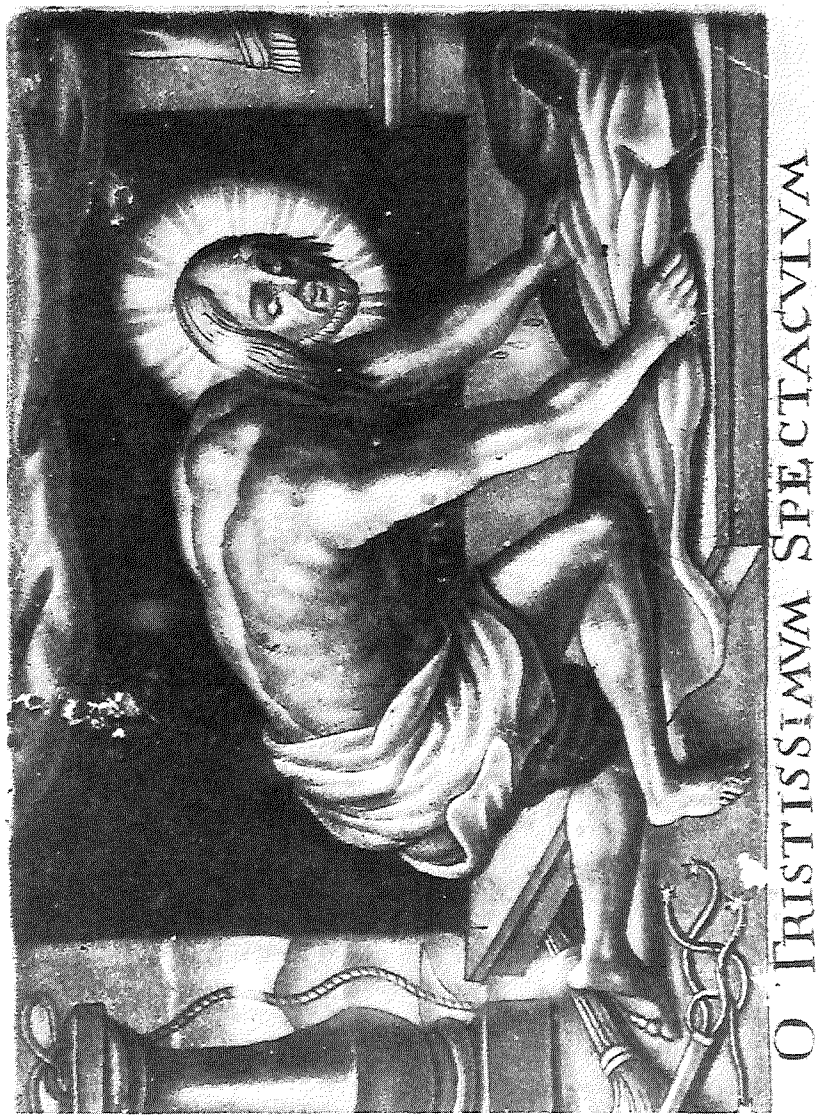


Abb. 3

AREPO

Ein Beitrag zur Aufhellung des Satoranagramms
von Joseph Massenkell

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Über dieses Anagramm ist bisher schon so viel geschrieben worden, daß es schwer fällt, das vorhandene Schrifttum noch durch einen neuen Beitrag zu vermehren. Manches ist freilich mehr ein Spiel der Phantasie und Willkür und kommt für eine ernste Betrachtung nicht in Frage.

Bekanntlich ist dieses Anagramm fast über die ganze Welt verbreitet und auch in griechischer Umschrift nachgewiesen¹⁾. Nun hat auch vor einiger Zeit Robert Foncke²⁾ in seinem Aufsatz „Noch einiges über den Sator-Arepo-Zauberspruch“ festgestellt, daß diese Formel, die er den Merseburger Zaubersprüchen an die Seite setzt, in Frankreich ebenso bekannt ist wie in Deutschland, und erwähnt die Tatsache, daß in einem Roman von Albert Machou ein Kapitel die Überschrift trägt „Le mot carré“, d. h. die Satorformel. Ferner weist er darauf hin, daß, was bisher noch in keinem einschlägigen Werke hervorgehoben worden sei, der Spruch auch in Flandern zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich findet, und zwar in einem Lustspiel eines Hendrick Fay d'herbe. In diesem Stück läßt ein nüchtern gewordener Trunkenbold von einem Zauberer eine Teufelbeschwörung vornehmen, der die Satorformel vor-

¹⁾ Emminghaus, J. H.: Art. „Satorformel“ in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, ²Freiburg i. Br. 1964, Sp. 343f.

²⁾ Zeitschrift für Volkskunde, Bd. IV, Jg. 1956/57, S. 33.

spricht und sie von dem Auftraggeber nachsprechen läßt, der sie in verdrehter Form wiedergibt. Auch dieses Beispiel zeigt, daß sie als Abwehrformel verwandt wurde. Damit reiht sich auch dieser Nachweis den bisher bekannten Verwendungsmöglichkeiten als Abwehrmittel bei aller Art von Krankheiten an.

Über die Hintergründe, Bedeutung und Geschichte des Satoranagramms hat Friedrich Focke³⁾ einen ausführlichen und gründlichen, auf überzeugende Argumente gestützten Aufsatz geschrieben, der das Satorproblem nach allen Seiten unter Berücksichtigung und Würdigung der vorhandenen Literatur behandelt hat. Der Verfasser setzt sich vor allem mit den Versuchen auseinander, dieses „merkwürdigste aller Anagramme“ auf christlichen Ursprung zurückzuführen. Auch Hildebrecht Hommel⁴⁾ legt überzeugend dar, daß ein christlicher Ursprung nicht angenommen werden könne und führt triftige Gründe für diese Auffassung an. Vor allem weist er darauf hin, daß das Quadrat in einer Zeit entstand, als sich „ein selbständiges lateinisches Christentum noch nicht herausgebildet hatte“.

Auch die verblüffende, von drei Seiten unabhängig voneinander gemachte Entdeckung, daß sich aus dem Quadrat durch Rösselsprung ein zweimaliges Paternoster in Kreuzform herauslesen läßt, ist kein Beweis für eine Deutung aus christlicher Sicht. Es würde zu weit führen, auf die von den beiden genannten Verfassern angeführten Gründe, die eine christliche Entstehung ausschließen, näher einzugehen.

Ähnlich verhält es sich auch mit den gleichfalls durch Rösselsprünge ermittelten Sätzen im Sinne einer Anrufung Gottes um Gesundheit u. ä.⁵⁾ Offenbar hat man bisher in vielen ernst zu nehmenden Kreisen für die dem Spruch zugeschriebene magische Kraft keine bessere Erklärung finden können als einen in christlicher Formulierung vermuteten, mit viel Scharfsinn erschlossenen Text, der ja wohl am besten in dem Herrengebet enthalten ist.

Trotz der zahlreichen Veröffentlichungen in Zeitschriften und Tageszeitungen ist es bisher nicht gelungen, eine Erklärung für das Wort „Arepo“ zu finden. Man hat es meist für einen Eigennamen gehalten und den Spruch so wiedergegeben: „Der Bauer Arepo lenkt mit seiner Hand den Pflug.“ Man hat sich mit dieser simplen und banalen Über-

³⁾ Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft, 3. Jg. (1948).

⁴⁾ „Schöpfer und Erhalter“: Studium zum Problem Christentum und Antike. Berlin. Sonderausgabe aus: Theologia viatorum IV 1952 und V 1953/54.

⁵⁾ Vgl.: Jocosa. Lateinische Sprachspielereien, gesammelt und erläutert von Hans Weis. München–Berlin 1941, S. 46f.

setzung begreiflicher Weise nicht begnügt und eine Wendung ins Kosmische gesucht mit der Deutung: „Gott beherrscht die Welt (rotas), die Werke der Menschen (opera) und die Erzeugnisse der Erde“ (arepo = Pflug in der Übersetzung eines byzantinischen Gelehrten). Es bedarf keiner besonderen Überlegung, das Brüchige und Unwahrscheinliche in beiden Wiedergaben zu erkennen und noch weniger einer Begründung dafür. Keinesfalls liegt in einer solchen Übersetzung eine auch nur einigermaßen befriedigende Erklärung für die Tatsache der weiten Verbreitung und Verwendung des Anagramms. Es wurde nun versucht, das Wort AREPO, mit dem man nichts anfangen konnte, zu beseitigen, indem man den Spruch „stierwendig = bustrophedon“ las. Diesen Vorschlag machte u. a. Ludwig Wagner in Nr. 420 der Frankfurter Zeitung vom 19. August 1943 im Anschluß an solche schon früher gemachte Versuche. Er will den Spruch so lesen, daß er mit der Zeile ROTAS anfangend – der Spruch begegnet uns auch in dieser Reihenfolge der Zeilen – von rechts beginnt, die zweite von links die dritte von rechts liest; dann beginnt er wieder von links mit „tenet“ u. s. f. So entsteht die Reihenfolge

SATOR OPERA TENET TENET OPERA SATOR

Auf diese Weise glaubt er am ehesten das „unbequeme“ AREPO zu umgehen und eine sich durch Einfachheit empfehlende Lösung gefunden zu haben, ohne dabei zu bedenken, daß dadurch das Wort ROTAS einfach unterschlagen wird⁶⁾.

Diesem Vorschlag schließt sich auch C. W. Ceram in seinem Buche „Götter, Gräber und Gelehrte im Bild“ an, wenn er das „sinnlose“ Wort AREPO damit ausgemerzt zu haben meint. Aber gerade diese „vermeintliche Einfachheit“ erscheint Focke⁷⁾ mit Recht als Nachteil. Unter Hinweis auf die bereits dem Altertum bekannte Verwendung von Zaubermitteln legt er überzeugend dar, daß nicht Einfachheit und Verständlichkeit, sondern die „Unschärfe und Vieldeutigkeit“ jene magische Wirkung bedingen, mit der man „allen Listen und Gegenlisten der zauberischen Mächte“ begegnen kann. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß mit dieser pflugwendigen Lösung ein wesentliches Merkmal der Satorformel, die „vielfältige Lesbarkeit“ und seine „Vielenwendigkeit“ beseitigt wird, da man nicht ein Wort einfach deshalb ausmerzen kann, weil es in einen präsumptiven Zusammenhang nicht paßt.

Es geht auch nicht an, wie Focke meint, lediglich in der Feststellung der Polydromie, der „ungewöhnlichen Vielläufigkeit“ dieses Quadrates

⁶⁾ Vgl.: Art. „Sator“ in: Lexikon zur Antike. Deutscher Taschenbuchverlag. München. I, 4, S. 153f.

⁷⁾ Vgl. Anmerkung 3; Schweiz. Arch. f. Volkskunde, 47/48 (1951/52), S. 35.

die Lösung des Satorrätsels zu sehen und nur darin den „magischen Hauptwert“ der Formel zu erblicken. Er ist der Ansicht, daß „zum mindesten der Schein eines Sinnes“ erkennbar sein müßte, und ich glaube, daß der Schritt zum Vorhandensein eines Sinnes durchaus getan werden kann.

Der Schlüssel dazu, scheint mir, so seltsam es auch klingen mag, in dem so sehr verpönten Wort AREPO zu liegen: Es gibt im Lateinischen kein „Wort“ „Arepo“. Im Thesaurus linguae Latinae, der authentischen lexikographischen Auskunftstelle, wird es als ein scheinbar (ut videtur) keltisches Wort ausgewiesen und als Fundort wird eben das Satorquadrat angegeben, in dem die Bedeutung des „Wortes“ gesucht wird!

Da man die Bedeutung dieser Vokabel in einer lexikographischen Deutung nicht ermitteln kann, bietet sich die Möglichkeit an, darin eine Abkürzung zu sehen, wie sie ja häufig uns bei alten Schrifttexten begegnet. Daß dieses Verfahren nichts Außergewöhnliches ist, sondern in der Praxis im Altertum und in der Neuzeit bestätigt wird, lehrt die Wiedergabe bestimmter Begriffe und besonders des obersten göttlichen Wesens in Auf- und Inschriften. Das bekannteste Beispiel ist die Abkürzung I O M für Iovi Optimo Maximo, was in christlicher Umwandlung als D O M = Deo Optimo Maximo auf der Fassade von Kirchen in Italien zu lesen ist, was bekanntlich beim naiven, des Lateinischen nicht kundigen Betrachter den Eindruck erweckt, vor dem Dom der Stadt zu stehen. Aber ging es manchen Betrachtern und Erforschern des Satorquadrates nicht genau so, wenn sie glaubten, mit einem Bauern AREPO Bekanntschaft zu machen? Ich meine, der einzige Weg zur Lösung kann nur in der Erkennung einer Abkürzung bei dem Begriffe Arepo liegen. Vielleicht könnte man den Einwand erheben, gegen die Annahme einer Abkürzung spreche das Fehlen der Punkte, die diese Abkürzung erst kenntlich machen. Aber abgesehen davon, daß dadurch das Geheimnisvolle des Anagramms auf allzu billige Weise preisgegeben würde, ist das Weglassen dieser Interpunktionszeichen z. B. bei Inschriften oder Münzen durchaus üblich.

Viele Beispiele lassen sich zur Veranschaulichung des Abkürzungsverfahrens anführen. Seit der klassischen Zeit bis auf unsere Tage wurde es mit großer Vorliebe gehandhabt. Das zeigt schon ein Blick auf die Inschriften und andere schriftlichen Wiedergaben und Denkmäler. Man denke z. B. an die Abkürzung S P Q R, die man heute noch auf Kanaldeckeln der Stadt Rom sehen kann, an die Kreuzinschrift I N R I, oder auch an die Devisen des Benediktinerordens U I O G D = Ut in omnibus glorificetur Deus, oder der Jesuiten O A M D G = Omnia ad maiorem Dei gloriam. Auf Doktordiplomen der früheren Zeit stand als oberste Zeile Q B F F Q S = quod bene felix faustumque sit.

Welche Begriffe können sich hinter den Zeichen A R E P O verbergen? Man könnte z. B. an Wörter wie **A**nimalium **R**ex **E**t **P**ater **O**mnium denken. Diese Lösung würde sich dadurch empfehlen, weil es sich bei diesen Wörtern um wichtige, das Verständnis erläuternde Begriffe handelt, so daß das Ganze einen guten Sinn ergeben würde. Aber auch andere Möglichkeiten ließen sich unschwer finden. Daß es nichts Ungewöhnliches war, eine gegebene Initialenfolge verschieden zu interpretieren, zeigt ein Beispiel aus neuerer Zeit: Der Wahlspruch des Kaisers Friedrich III. (1440–1493) besteht aus den Vokalen A E I O U und wird, um nur zwei der verschiedenen Ergänzungen zu erwähnen, mit „Austriae Est Imperare Omni Universo“ oder „Aller Erde Ist Oesterreich Untertan“. Der Satorspruch würde also in deutscher Wiedergabe lauten: „Aller Lebewesen Lenker und Vater“, würde aus dem „sinnlosen“ Wort den Namen des höchsten Wesens machen und so dem Satorspruch einen sinnkräftigen Inhalt geben, nach dem man bisher vergebens gesucht hat. Aber dieser Willkür bedarf es gar nicht, wenn man die auch von Hommel zitierte Stelle aus Cicero, *De natura deorum* II, 34 heranzieht: *Omnium autem rerum, quae natura administrantur Seminator et Sator*⁸⁾ *et Parens, ut ita dicam, atque educator et altor est mundus omniaque sicut membra et partes suas nutricatur et continet*, in deutscher Übersetzung: Aller Dinge, die durch die Natur verwaltet werden, Urheber, Erzeuger, sozusagen ihr Vater, Erzieher und Ernährer ist das Weltall, und dieses ernährt alles wie seine Glieder und Teile. Dieser Satz ist in dreifacher Hinsicht bedeutungsvoll: er enthält eine wesentliche Aussage, er stimmt gedanklich mit dem Satorquadrat überein und enthält nicht nur das mit *Seminator* allitterierende Haupt- und Kernwort *SATOR* als wesentlichen Teil des Satzes, sondern auch – man sehe und staune – wenn auch in geänderter Reihenfolge – in den Wörtern *Altor*, *Rerum*, *Educator*, *Parens*, *Omnium* auch die Anfangsbuchstaben des Wortes *Arepo*! Diese fast naiv anmutende und die Grenze der Zumutbarkeit nahezu überschreitende Deutung ist ebenso unerklärlich wie die oben erwähnte frappierende Entdeckung, daß sich aus dem Rösselsprung ein *Pater noster* ergibt, nur mit dem Unterschied, daß diese Feststellung in eine falsche Richtung zielt, während die erstere Beobachtung einen Weg zur Lösung zeigt, die man nicht ignorieren kann.

Dabei handelt es sich bei diesen Abkürzungen – auf die einfachste Form gebracht, würde das Cicerozitat so lauten: „*Omnium autem rerum Seminator et Sator et Parens... atque educator et altor est mundus omniaque... continet.*“ – nicht um eine willkürliche Auswahl, sondern

⁸⁾ Vgl.: Fuchs, Harald: Die Herkunft der Satorformel. (Schweizer. Archiv für Volkskunde, 1951, S. 47).

fast alle diese Wörter bilden nach ihrem Sinngehalt und ihrer grammatischen Form als sog. substantiva verbalia eine sichtliche Einheit. Das Wort „Parens“ fügt sich dabei sinngemäß gut ein, während „omnium rerum“ von dieser Wortgruppe als gen. obiect. abhängig ist.

Die formale Übereinstimmung mit dem Satorquadrat geht so weit, daß diese Begriffsbestimmung auch das Prädikat „Tenet“ in der verstärkten Form *Continet* enthält. Damit stehen sowohl in dem Satorquadrat wie auch in der Cicerostelle die Fundamente des Gedankens fest.

Freilich ist damit nicht die Frage der gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Textstellen beantwortet. Aber so wenig dieses Problem gelöst werden kann, so wenig läßt sich ein Zusammenhang zwischen den beiden Formulierungen in Abrede stellen. Sollte die Übereinstimmung zufällig sein, so wäre es ein glücklicher Zufall, der zu einer befriedigenden Lösung des Satorrätsels beitragen könnte.

Dieses würde in freier Wiedergabe, in die Form eines Distichons gebracht, so lauten und den lange gesuchten Sinn ergeben:

ALLER WESEN VATER, ERSCHAFFER, ERZIEHER, ERNÄHRER
HÄLT MIT TÄTIGER KRAFT ALLE RÄDER IN GANG

Der Sinn des Cicerozitates wird um so bemerkenswerter, als sein Urheber in Fortführung des Gedankenganges das Weltall (*mundus*) als eine Kraft bezeichnet, die der Überlegung teilhaftig ist, daß diese Teile durch einen leitenden Gedanken und göttliche Vorsehung zusammenhängen und daß in diesem göttlichen Hause ein Lenker und Leiter wie der Baumeister eines solch gewaltigen Werkes wohne.

Diese von Cicero vorgetragenen Gedanken sind bekanntlich der stoischen Philosophie entnommen und in popularwissenschaftlicher Form in die römische Denkweise übergegangen.

Hildebrecht Hommel weist in seinem oben angegebenen Buch mit großem Scharfsinn und ausgiebiger Literaturangabe auf die Herkunft und Entwicklung des Kerngedankens hin. Er geht allerdings von der mindestens problematischen Annahme aus, daß das Anagramm „stierwendig“ zu lesen sei, wobei „opera“ als Akkusativ und nicht, wie wohl richtiger, als Ablativ aufzufassen sei. Er sieht in dieser Formulierung die Idee des Schöpfergottes als Erhalter der Welt, führt sie bis in die Zeit der Tragiker zurück und weist die Geltung bis in die Zeit der deutschen Dichtung zur Zeit Mörikes nach.

Den in dem Cicerozitat enthaltenen Widerspruch, daß die mit Vernunft begabte Natur auch den Kosmos verwalte, während der Kosmos doch selbst als Schöpfer und Vater gilt, erklärt Hommel damit, daß diese Aussage Ciceros „eine merkwürdige theologische Überhöhung der Lehre von der alles regierenden *natura sentiens*“ darstelle.

Eine Nachlese zum Volksbrauch des Prellens

Von Andreas Wacke, Köln

Leopold Schmidt stellte die Bezeugungsgeschichte des „Jaggschutzens und Fuchsprellens“ vor einem Jahrzehnt in dieser Zeitschrift¹⁾ ebenso anschaulich wie umfassend dar, daß die Brockhaus-Enzyklopädie seinen Beitrag als die Standard-Veröffentlichung zum Brauchtum des Prellens anführt²⁾. Der freundlichen Aufforderung des verehrten Kollegen, einen Nachtrag zu seinem Aufsatz zu verfassen, komme ich umso lieber nach, als ich seiner brieflichen Mitteilung mehrere weitere Hinweise zum Thema verdanke³⁾. Die folgenden Zeilen sind aber nur als ein ergänzender Versuch gedacht, den weiterführenden Schrifttumshinweisen zusammenfassend nachzugehen; eine erneute Gesamtdarstellung ist nicht beabsichtigt.

I. Altertum

Für die römische Antike werden gewöhnlich zwei Texte aus Sueton und Martial angeführt, die den Brauch des Prellens in Rom für das 1. Jahrhundert nach Chr. bezeugen. Weniger bekannt sind drei weitere Belegstellen für das Prellen aus dem Beginn des 2. Jh. in Spanien, dem

¹⁾ ÖZV 71 (1968) 1–31.

²⁾ Bd. 15 (1972) 108. Erst dadurch wurde ich auf L. Schmidts Aufsatz aufmerksam.

³⁾ Insbes. auf Dietz-Rüdiger Moser, Lazarus Strohmanus Jülich. Ein christlicher Volksbrauch zur Lehre von der satisfactio vicaria (Jülich 1975); ders., Der Lazarusbrauch in Jülich (Göttingen 1975; Encyclopädia Cinematographica, Beiheft zu einem über den Brauch gedrehten Film). Aus dem älteren Schrifttum sei vor allem noch hingewiesen auf Hans Schulz, Prellen, in Kluges Zeitschr. für deutsche Wortforschung 9 (1907) 102–118 und Gerhard v. Beseler, Das Prellspiel, in dessen Juristischen Miniaturen (Leipzig 1929) 45–52.

Ende des 4. Jh. in Antiochien und der ersten Hälfte des 6. Jh. in Konstantinopel. Betrachten wir diese Angaben in chronologischer Reihenfolge.

1. Vom römischen Kaiser Otho, der im Vierkaiserjahr 68/69 einige Monate regierte, berichtet Sueton, er habe sich als junger Mann mit anderen öfters nachts in Roms Straßen umhergetrieben, dabei schwächliche oder angetrunkene Passanten angehalten und auf rasch ausgespanntem Mantel in die Luft geworfen⁴). – Der Satiriker Martial erwähnt die Metapher des Prellens auf dem Mantel in einem Epigramm um 80 n. Chr.⁵) als volkstümliche Strafe. Mit den (nicht leicht verständlichen) Gelegenheitsversen beschreibt Martial skeptisch die mögliche Reaktion des Publikums auf seine Werke: Er hofft sich der Dichter Bravo-Rufe und Küsse, so gießt Roms verwöhnte literarische Welt nur ihren Spott darüber aus, mancher rümpft seine gleich einem Rhinoceros große Nase, andere schicken den Gedichtband (zum Zeichen ihres Mißfallens) „vom Mantel geprellt hoch zu den Sternen“ (Ibis ab excusso missus in astra sago): eine poetische Vision, wie sich die vom Geist geschaffenen Gedichte am hohen nächtlichen Himmel wieder in ätherisches Nichts auflösen.

2. Besonders wichtig ist eine juristische Quelle aus der Regierungszeit des Kaisers Hadrian (117–138 n. Chr.) über einen tödlichen Unfall beim Prellen anlässlich eines Gastmahls in der südspanischen Provinz Baetica. Der anschauliche Prozeßbericht über diesen Vorfall⁶) sei hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben⁷):

§ 1. Als jemand durch Leichtsinn den Tod eines Menschen verursacht hatte, billigte der (inzwischen) verstorbene Kaiser Hadrian die Verfügung des Prokonsuls der Provinz Baetica (in Südspanien) Ignatius Taurinus, der den Täter für fünf Jahre verbannte.

⁴) Sueton, Otho 2. Über nächtlichen Straßen-Unfug dieser Art Friedländer/Wissowa, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms I¹⁰ (1922/1964) 22f.

⁵ Martial, Epigramme 1, 3; hrsg. v. L. Friedländer (1886, Neudr. Amsterdam 1961) 167; Heraeus/Borovskij (Leipzig 1976) 12. Übersetzung bei L. Schmidt (o. Fn. 1) 8 und Moser 36; vgl. auch Schulz 104.

⁶) Von Ulpian im 7. Buch seiner Monographie über die Amtspflichten des Statthalters (*de officio proconsulis*), überliefert in der *Collatio legum Mosaicarum et Romanarum* 1, 11, abgedruckt bei Riccobono/Baviera u. a., *Fontes iuris Romani antejustiniani* (Florenz 1940/64) II 547f.

⁷) Lateinischer Originalwortlaut mit ausführlicher rechtsgeschichtlicher Interpretation demnächst bei Wacke, Ein Unfall beim Prellen, in: *Rheinisches Museum für Philologie*; vgl. auch Wacke, Fahrlässige Vergehen im römischen Strafrecht, *Revue internationale des droits de l'antiquité* 1979.

§ 2. Die Worte der Anfrage und der Antwort lauten wie folgt: „Zwischen Claudius, bester Kaiser, und Evaristus habe ich festgestellt, daß Claudius, der Sohn des Lupus, bei einem Gastmahle, während er auf einem Mantel geprellt wurde, durch die Schuld des Marius Evaristus so schlecht aufgefangen wurde, daß er am vierten Tage danach starb. Es hat sich herausgestellt, daß keine Feindschaft zwischen ihm und Evaristus bestand. Dennoch glaubte ich die aus Übermut begangene Fahrlässigkeit bestrafen zu müssen, damit die übrigen jungen Leute dieses Alters gebessert würden. Deshalb habe ich den Marius Evaristus auf fünf Jahre aus der Stadt Rom, aus Italien und aus der Provinz Baetica verbannt und angeordnet, daß Evaristus zwecks Erstattung der Kosten zweitausend Sesterzen an den Vater des getöteten Jünglings zahlen solle, weil dessen Armut erwiesen war. Mögest Du bitte antworten.“

§ 3. Die Worte des Reskripts: „Die Strafe des Marius Evaristus hast Du, Taurinus, zu Recht nach dem Grade der Schuld bemessen. Auch bei schwereren Delikten kommt es nämlich darauf an, ob etwas absichtlich begangen wurde oder (eher) zufällig.“

§ 4. Und fürwahr es muß bei allen Straftaten diese Unterscheidung entweder die rechtmäßige Strafe nach sich ziehen oder eine Milderung bewirken.

Für den Provinzstatthalter, der über den Strafrechtsfall zu Gericht saß, lag die juristische Problematik darin, daß das Gesetz Sullas gegen die Mörder und Giftmischer (in dessen Zusammenhang der Jurist den Fall erörtert) nur die vorsätzliche Tötung mit Strafe bedroht. Unabsichtliche, bloß versehentliche Tötungen blieben grundsätzlich straflos, wie gerade Hadrian in mehreren Reskripten betonte (*in maleficiis voluntas spectatur, non exitus; consilium enim uniuscuiusque, non factum puniendum est*). Die Feststellung des Gerichtsherrn, daß der getötete Jüngling mit dem Angeklagten nicht verfeindet war, war ein deutliches Indiz für dessen fehlenden Vorsatz: Der Angeklagte hatte den Tod nicht beabsichtigt, sondern den Geprellten nur versehentlich zu Boden fallen lassen, da er das Prelltuch vermutlich nicht genug festhielt. Dennoch sprach der Statthalter den Angeklagten nicht frei (wie es die juristische Konsequenz gefordert hätte), sondern er bestrafte ihn auf Grund seiner amtlichen Koerzitions Gewalt mit fünfjähriger Verbannung, milder als bei vorsätzlichem Mord. Hadrian erklärte diese Maßnahme in § 4 der Schwere der Schuld für angemessen. Daraus folgt freilich zugleich, daß das moderne Erfordernis der gesetzlich vorbestimmten Strafe *nulla poena sine lege*, dieses im Anschluß an die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 aufgestellte Postulat, für den römischen Strafprozeß noch nicht galt: Die Koerzitions Gewalt war für den Statthalter eine Blankettvollmacht zur Verhängung sog. arbiträrer Strafen im Wege der *extraordinaria cognitio*. An feste Tatbestände war diese Strafgewalt ebensowenig gebunden wie die Disziplinalgewalt zur Ahndung von Dienstvergehen im modernen Beamtenrecht. Die Ausübung der ihrem Ermessen anvertrauten Straf-

kompetenz bedeutete für die Imperiumsträger aber nicht Willkür, sondern pflichtgemäße und persönlich zu verantwortende Amtserfüllung. Der vom Statthalter herausgestellte Abschreckungsgedanke, „die aus Übermut begangene Fahrlässigkeit zu bestrafen, damit die übrigen jungen Leute dieses Alters gebessert würden“, deutet auf eine weite Verbreitung des beliebten, in übermütiger Laune betriebenen, aber nicht ungefährlichen Prellens. Der Statthalter verbot es nicht völlig (so wie vierhundert Jahre später Justinian), aber er statuierte doch ein warnendes Exempel, um die Leidenschaft bei diesem tollen Spiel zu zügeln und weitere tödliche Unfälle zu vermeiden.

Das zum Prellen verwendete *sagum* war ein ärmelloser Mantel, genauer ein viereckiges Stück Tuch aus grobem Stoff, oft mit einem Ausschnitt oder einer Kapuze für den Kopf, wie ihn besonders die römischen Soldaten als Umhang trugen⁸⁾. In Redewendungen stehen die *saga* symbolisch für die Kriegswaffen; z. B. *saga sumere* = Kriegsmäntel anlegen, zu den Waffen greifen, *in sagis esse* = unter Waffen sein, *saga deponere* = die Waffen ablegen⁹⁾. Aus diesem Grund hält man den beliebten Brauch des Prellens vor allem für einen rauen Soldatenscherz¹⁰⁾. Auf das soldatische Lagerleben beschränkte er sich jedoch nicht. In unserem spanischen Fall waren die Teilnehmer des Gastmahls – der Getötete wie der Angeklagte – höchstwahrscheinlich Zivilisten¹¹⁾. Wären sie Soldaten gewesen, so hätte dies der Statthalter in seinem Bericht an den Kaiser nicht verschwiegen; denn der Gesichtspunkt der militärischen Disziplin wäre für das Urteil von entscheidender Bedeutung gewesen. Vor allem werden Soldaten in aller Regel nicht verbannt, sondern disziplinarrechtlich anderweitig bestraft¹²⁾.

3. Als studentischen Schabernack begegnet das Prellen auch in der späteren Antike. Ende des 4. Jahrhunderts hielt der Rhetorikprofessor

⁸⁾ Marquardt/Mau, Das Privatleben der Römer (1886/1964) II 561, 565 ff.; Fiebig, Art. *sagum*, in Pauly/Wissowa, Realencyclopädie der class. Altertumswiss. I A (1920) 1754 f.; Der Kleine Pauly, Lexikon der Antike IV (1972) 1499.

⁹⁾ R. Klotz, Handwb. d. latein. Sprache (Graz 1963). Nach Dig. 34, 2, 23 ist das *sagum* jedenfalls ein von Männern (auch von Sklaven) getragener Reisemantel.

¹⁰⁾ Friedländer/Wissowa, aaO. (Fn. 4); L. Schmidt (o. Fn. 1) 7f.

¹¹⁾ v. Beseler (o. Fn. 3) 48.

¹²⁾ Zu den römischen Militärstrafen s. bes. Modestin Dig. 49, 16, 3, 1; eingehend A. Müller, Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 19 (1906) 554 ff. (die Relegation ist nach S. 558 seltene Ausnahme); vgl. auch E. Sander, Rhein. Mus. f. Phil. 103 (1960) 289 ff.

Libanius zu Antiochien eine große Tadelrede an seine Schüler, die einen mißliebigen Pädagogen auf einem Teppich schlimm geprellt hatten¹³). Derartige Verulkungen der Professoren, aber auch Fuchstauen neu angekommener Studenten, verbot Kaiser Justinian am Schluß seiner 533 n. Chr. erlassenen juristischen Studienordnung¹⁴) auf das strengste:

„Dies aber bestimmen wir, weil es höchst notwendig ist, unter strenger Verwarnung, daß weder hier in dieser hochberühmten Stadt (Konstantinopel) noch in der sehr schönen Stadt Berytos (in Syrien) irgendeiner der Rechtsstudenten es wage, spaßige Neckereien auszuüben und andere Vergehen, die unwürdig und sehr schlimm, ja geradezu sklavenhaft sind und deren Effekt Körperverletzung ist – weder gegen ihre Professoren noch gegen ihre Kommilitonen, vor allem nicht gegen die Neulinge im Rechtsstudium. Wer möchte denn dies noch Spaß nennen, woraus Verbrechen entstehen? Wir werden dies unter keinen Umständen dulden...¹⁵)

Justinian fürchtete demnach das Prellen so sehr, daß er es in diesem scharfen Verbot nicht einmal beim Namen zu nennen wagte, geschweige denn zu beschreiben. Seine Gesetzgebungskommission nahm darum auch den anschaulichen Prozeßbericht über den spanischen Unfall bewußt nicht in die Digesten auf: Die konkrete Fallschilderung in § 2 schnitten die Kompilatoren weg; nur den unverfänglichen, allgemein

¹³) Libanius, Oratio 58 (bes. 18); R. Foerster, Libanii opera IV (1908) 175f., 189f.; französ. Übers. bei A. J. Festugière, Antioche païenne et chrétienne (Paris 1959) 467ff., 470f. Die Schriften des Libanius sind unsere wichtigste Quelle für die akademischen Zustände an den Universitäten des 4. Jhs., wo es u. a. bereits ein straff organisiertes Verbindungswesen gab und – sehr aktuell – eine administrativ verordnete „Regelstudienzeit“ (meist nur bis zum 20. Lebensjahr). Dazu anschaulich Schemmel, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 10 (1907) 52ff.; 11 (1908) 494ff.; A. Müller, Philologus 69 (1910) 292ff. (hier S. 315); P. Wolf, Vom Schulwesen der Spätantike (Baden-Baden 1952) (hier bes. S. 56).

¹⁴) *Constitutio Omnem* (hier § 9). Zu ihr B. Kübler, Geschichte des röm. Rechts (1925) § 43; L. Wenger, Die Quellen des römischen Rechts (1953) 632ff.; zum späteren Byzanz 717ff.

¹⁵) Es folgt die Übertragung der Disziplinargewalt auf den Präфекten (für Konstantinopel) bzw. den Provinzialpräsidenten (für Beryt). Eine ähnliche Disziplinarordnung für Studenten, mit der Ermahnung zu gesittetem Betragen, dem Verbot der Beteiligung an verbotenen Vereinen, des zu häufigen Theaterbesuchs, stammt schon von 370 n. Chr.: Wenger 618f., 637. Das Prellen könnte auch mit dem Verbot der „Anwendung griechischer Sitte“ beim Antritt, in der Mitte oder am Ende einer studentischen Disziplin gemeint sein, wie es das 6. Konzil in Konstantinopel unter Konstantin Pogonatus (668–685) aussprach. Anders deutet die „griechische Sitte“ W. Fabricius (u. Fn. 34) 12.

gehaltenen Anfang und Schluß des Textes nahmen sie in verschiedene Titel der strafrechtlichen Digestenbücher auf¹⁶⁾).

II. Neuzeit

In der Neuzeit ist der Volksbrauch des Prellens über ganz Europa hinweg zahlreich bezeugt. Eine komplette Sammlung der zerstreuten, oft sehr anschaulichen Berichte in chronologischer Reihenfolge oder nach ihrer geographischen Verbreitung ist nicht beabsichtigt¹⁷⁾. Stattdessen sei hier versucht, die wichtigsten Belege nach gewissen systematischen Gesichtspunkten zu ordnen. Je nach dem geprellten Gegenstand kann man unterscheiden das Prellen von Menschen, Puppen oder Tieren. Beim Prellen eines Menschen läßt sich grob weiter differenzieren nach dem jeweiligen Zweck: als (volkstümliche) Strafe, als Bestandteil eines Aufnahmezeremoniells in eine zunftmäßige Vereinigung, aber auch als scherzhafte Ehrenbezeugung.

1. Ein Hauptbeleg für das Prellen eines Menschen zur Strafe stammt wie unser römischer Fall aus Spanien. Miguel de Cervantes schildert im 12. Kapitel seines 1604 vollendeten Schelmenromans „Don Quichote“, wie sich Sancho Pansa, der tölpelhafte Diener des einfältigen Ritters, eines Morgens ohne die Übernachtungskosten zu bezahlen aus der Herberge fortstehlen will. Da wird er von dem aufgebrachten Wirt und neun gerade anwesenden reisenden Handwerksburschen, die „wohl aufgelegt, schadenfroh und zu jedem Mutwillen bereit“ sind, auf einer Bettdecke „wie ein Hund an Fastnacht“ so lange unbarmherzig geprellt, daß ihm Hören und Sehen vergehen, daß er laut um Hilfe schreit und sich am Ende, als seine Peiniger vor Müdigkeit von ihm ablassen, halbtot kaum noch rühren kann. Cervantes' plastische Beschreibung ist nicht reine Phantasie, sondern getreues Abbild eines zur Strafe ausgeübten Volksbrauchs¹⁸⁾, bei dem sich die Umstehenden

¹⁶⁾ Den § 1 in Dig. 48, 8, 4, 1; den 2. Teil von § 3 und § 4 in Dig. 48, 19, 5, 2. Das Verfahren ist charakteristisch für die Arbeit von Justinians Gesetzgebungskommission, die die vorhandenen Juristenschriften auf den 20. Teil ihres Umfanges zusammenstrichen; vgl. Max Kaser, Römische Rechtsgeschichte ²(1967) § 57, bes. V. Ohne den glücklichen Fund des Originals in der Collatio wäre eine Rekonstruktion des Falles allein auf Grund der Digestenüberlieferung unmöglich.

¹⁷⁾ Die geographische Verbreitung skizziert L. Schmidt 27 f. Der von ihm S. 23 angeregte umfassende Verbreitungsnachweis wurde nach seiner brieflichen Mitteilung bisher nicht in Angriff genommen.

¹⁸⁾ Vgl. L. Schmidt 13 f., auch v. Beseler 49 f.; D.-R. Moser 40. Zu Cervantes' Bedeutung für die Rechtsgeschichte jüngst Adalbert Erler, Der Loskauf Gefangener: Ein Rechtsproblem aus drei Jahrtausenden (Berlin 1978), bes. 79 ff.

durch das lauthalse Lachen über die Qualen des hilflos so Gepeinigten reichlich entschädigen.

Daß spanische Söldner im Dreißigjährigen Krieg das Prellen als eine Form brauchtumsmäßiger Selbstjustiz mit nach Deutschland brachten, ist möglich¹⁹⁾; doch gibt es schon viel ältere einheimische Belege. Nach L. Schmidt (S. 15) sind gerade während des Dreißigjährigen Krieges die Zeugnisse dünn gesät, während sie sich nachher mehren. Frühe Übersetzungen des Don Quichote ins Deutsche²⁰⁾ trugen gewiß zur Verbreitung des Prellens bei. Die neuere Forschung brachte das Spiel aber auch schon mit den römischen Heerstraßen in Verbindung²¹⁾ und schrieb dessen öffentlichen Vollzug bei den Fastnachtsumzügen dem Einfluß der römischen Kirche zu²²⁾.

Bereits die nach 1250 verfaßte Weltchronik des Wiener Bürgers Jans Enkel erwähnt die Strafe des Prellens auf einer Rinderhaut in Ausschmückung eines Bibeltextes aus dem Alten Testament²³⁾ für alle, die sich einer von König Nebukadnezar errichteten Bildsäule in unziemlicher Weise näherten: des spottet man spät und fruo./ man hiez in ûf einer rinderhût / werfen ûf, daz er schrê lût. Ein ähnliches Motiv enthält eine Hirtenszene aus einem englischen Prozessionsspiel aus Wakefield vom Anfang des 15. Jhs., wo ein Schafdieb zur Strafe auf einem Laken geprellt wird²⁴⁾.

Ein Jahrhundert später schreibt Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen (1530) in erregter Polemik:

„Ich weiß dazu fürwahr, daß ihrer keiner ihren Aristotelem recht versteht. Und ist einer unter ihnen allen, der ein Proemium oder Capitel im Aristotele recht versteht, so will ich mich lassen prellen.“

Dieselbe Selbstverwünschung als Beteuerungsformel verwendet 1764 Wieland in einem Cervantes nachempfundenen Roman Don Sylvio:

„Ich will mich prellen lassen, wenn ich meiner leiblichen Mutter auf ihr bloßes Wort glaubte, daß ich meines Vaters Sohn sei.“²⁵⁾

¹⁹⁾ Vgl. v. Beseler 52.

²⁰⁾ Dazu H. Schulz 103f.

²¹⁾ Moser 42, im Anschluß an Schmidt 27f.

²²⁾ Moser aaO und passim zu den religiösen Hintergründen des Brauchtums.

²³⁾ Daniel III 6–11. Dazu L. Schmidt 10.

²⁴⁾ Schmidt 10.

²⁵⁾ Beide Zitate nach H. Schulz 102, 104.

Als staatlicherseits verordnete Strafe findet sich das Prellen oder Wippen verhältnismäßig selten²⁶). In einer sächsischen Konstitution des Kurfürsten August von 1572 wird sie in sehr detaillierter Weise gegen Wild- und Fischdiebe festgesetzt²⁷). Dabei ließ man den Geprellten je nach Schwere seines Vergehens und seiner körperlichen Verfassung absichtlich einmal oder mehrmals hart auf den Erdboden aufstoßen²⁸): Erstmals ertappte Täter erlitten einen „Sprung“, Wiederholungs-täter drei oder vier „Sprünge“ und außer der Landesverweisung noch schwerere Strafen. Angesichts des landesherrlichen Jagd- und Fischereiregals galten Wilderei und Fischdiebstahl als schwere Vergehen. Die gewiß sehr schmerzhafteste Leibesstrafe wurde vermutlich aus Italien übernommen, denn die kursächsische Konstitution bezeichnet sie auch mit den italienischen Ausdrücken *tratto di corda*, kürzer *tratto*, *strappacorda* oder *strappata*. Daß sie ausgerechnet gegen Wilddiebe festgesetzt wurde, ist wohl kein Zufall, sondern hängt mit dem Prellen gefangener Füchse zusammen, einer vermutlich im 17. Jh. aus Spanien übernommenen Belustigung von Jagdgesellschaften an den Adelshöfen (unten 3). Ältere Rechtsordnungen bevorzugten derart „spiegelnde Strafen“.

Als nichtstaatliche, gesellschaftliche „Strafe“ wird das Prellen wegen Verletzung eines in bestimmten Bevölkerungskreisen üblichen, nicht rechtsverbindlichen Herkommens (etwa eines Trink-Komments)²⁹) im Rahmen der zahlreichen sog. Rügebräuche³⁰) mitunter vollzogen worden sein. Man prellte auch bestimmte mißliebige Mitbürger wegen ihrer Stammes- oder Glaubenszugehörigkeit (wie die Juden) oder wegen ihrer politischen Einstellung (wie es noch 1840 franzosenfreundliche Einwohner im niederrheinischen Moers erlitten)³¹). Gab man den

²⁶) Vgl. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer⁴ (1899, Neudr. Darmstadt 1965) II 324 f.

²⁷) Codex Augusteus oder neuvermehrtes Corpus iuris Saxonici etc., hrsg. v. Jürgen Chr. Lünig (Leipzig 1724) Bd. IV, 134 ff.

²⁸) Anschaulich über diesen grausamen Vollzug einer nicht verstümmelnden Körperstrafe R. Quanter, Die Leibes- und Lebensstrafen bei allen Völkern etc.² (1906, Neudr. Aalen 1970) 386 ff.: Kranke Delinquenten und schwangere Frauen sollten mit ihr zeitweilig verschont werden. Der Scharfrichter sollte bei der Exekution darauf achten, daß sie nicht zum Tode führt und ausgereckte Gliedmaßen dem Bestraften nach überstandener Peinigung wieder einrenken, damit ihm kein dauernder Schaden zurückbleibe.

²⁹) Vgl. v. Beseler 51.

³⁰) Zu ihnen etwa M. Scharfe, Hessische Blätter für Volkskunde 61 (1970) 45–68; K. S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde (Göttingen 1974) 70 ff.

³¹) Vgl. D.-R. Moser 41.

Beschuldigten zuvor die Gelegenheit, sich vom Vollzug des Prellens durch Zahlung einer Summe Geldes freizukaufen (wovon besonders die Juden gern Gebrauch machten)³²⁾, so waren sie dennoch „die Geprellten“.

2. Vom Rügebrauch zum Hänselbrauch sind die Übergänge fließend³³⁾. Hänseln, auch (*ver*)*hansen*, bedeutet ursprünglich hansisch machen, d. h. in eine Gemeinschaft aufnehmen (stammverwandt mit *Hanse*). Beim Eintritt in eine Arbeitsgruppe, eine Gilde, Zunft oder Studentenschaft mußte der Kandidat bestimmte scherzhafte Prüfungen ablegen und dabei in oft langwierigen Prozeduren zahlreiche Neckereien über sich ergehen lassen³⁴⁾. Bei derartigen Gesellentauften oder Initiationsriten wurden die Neulinge, wie zahlreiche Quellen aus mehreren Jahrhunderten berichten³⁵⁾, meistens im Zuge des Fastnachtstreibens z. B. auf einer Rinderhaut (so insbes. bei den Fleischhauer- und Gerberzünften) geprellt. Ähnlich erging es jungen Mägden, die sich erstmals zur Gruppe der Erntearbeiter hinzugesellten. Da man zum Hochwerfen einen bestimmten Rhythmus einhalten mußte, wurden dazu im Takt Lieder gesungen³⁶⁾. Bei der Äquatortaufe der Schiffsjungen ist derartiges altes Brauchtum heute noch lebendig.

3. Das „Högen“ (eig. Erhöhen) oder Hochheben auf den bloßen Händen kann aber auch einen scherzhaften Ehrenerweis bedeuten, so wie die Germanen ihren Feldherrn auf den Schild hoben und wir noch heute einen Gefeierten „hochleben lassen“. L. Schmidt machte auf Schweden aufmerksam, wo der alte Schulbrauch zu den ausgelassenen Feiern der Abiturienten gehört, mit dem sie ihre weiblichen Mitschülerinnen selbst nicht als Angehörige des Königshauses ver-

³²⁾ Vgl. H. Schulz 103 Fn. 2.

³³⁾ K. S. Kramer, Art. Hänseln, Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte I (1971) 2003 m. Lit.; bes. F. Rauers, Hänselbuch (Essen 1936); E. v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde (Halle 1936) 50 ff.

³⁴⁾ Für die alten Universitäten bes. W. Fabricius, Die akademische Deposition (Frankfurt M. 1895); F. Schulze/P. Ssymank; Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart⁴ (1932); Rauers 62 ff. 75 ff. *Depositio cornuum* hieß der Brauch, weil das umständliche, noch heute sprichwörtliche Abstoßen der (symbolisch aufgesetzten) Hörner einen wesentlichen Teil davon ausmachte (vgl. auch das Schimpfwort „Hornochse“, italienisch *cornuto*).

³⁵⁾ Dazu bes. L. Schmidt 4, passim; auch D.-R. Moser 37 ff.

³⁶⁾ L. Schmidt 21. Zu den Gesängen beim Jülicher Lazarus-Umzug Moser 44 ff. Dort gibt der Anführer mit einem Stock das Kommando zum rhythmischen Werfen des Strohmannes (S. 42).

schonen³⁷⁾. Beseler verwies auf die Kurzweil des Prellens an englischen Internaten, wie in der anonymen Lebensbeschreibung „Tom Brown's School Days, by an Old Boy“ aus der 1. Hälfte des 19. Jhs. für Rugby geschildert. Den Zusammenhang zwischen Ehrenbezeugung und Verspottung erkennt man besonders deutlich an Pietro Pomo's italienischer Novelle „Abenteuer eines deutschen Poeten“ aus dem 17. Jh.³⁸⁾. Darin wird der zum König ausersehene sagenhafte Held, während er aus seiner Burg heraustritt, von einer Schar seiner Verhöhner ergriffen, mit einem Diadem aus Papier gekrönt, in schlechte Lumpen gehüllt auf einen Sessel gehoben und als König begrüßt. Um dem Volk den neuen König zu zeigen, prellen ihn anschließend acht ausgewählte, starke Männer so unablässig auf einer Decke, daß er atemlos und völlig ermattet liegenbleibt und auf seinen Füßen kaum in seine Gemächer zurückgelangen kann.

Das gerätlose Hochschnellen auf den bloßen Händen ist zweifellos die mildere, harmlosere Form einer solchen Ehrenbezeugung. Adelbert von Chamisso berichtet in seinem Tagebuch von einer 1816 unternommenen Weltreise, wie die paarweise zu einer Reihe aufgestellten Matrosen eines russischen Schiffes den Kapitän, die Offiziere und Passagiere der Reihe nach schonungslos in die Höhe warfen – „eine Art des Prellens, die bei uns nicht als Ehren- oder Freundschaftsbezeugung gelten würde“; bei den russischen Seeleuten aber wurden „die am höchsten in ihrer Gunst standen, auch am höchsten geschnellt und am unbarmherzigsten behandelt“³⁹⁾. Der Brauch der russischen Matrosen stimmt auffallend überein mit den Erntebräuchen der Schnitter und Bauern, von denen L. Schmidt (S. 4, 22 ff.) gezeigt hat, daß sie nicht nur im südlichen Frankreich verbreitet waren, sondern besonders auch in Norddeutschland, in Skandinavien, im Baltikum und damit praktisch in allen Ländern rund um die Ostsee.

4. Während bei all diesem historischen Brauchtum der Geprellte die Prozedur dulden und über sich ergehen lassen muß, entwickelten die Eskimos im heutigen Alaska eine aktive Form, die wie ein Vorläufer des modernen Trampolinturnens anmutet: Als touristische Attraktion erzielen geübte Springer erstaunliche Höhen auf großen Planen aus zusammengenähten Walroßhäuten, die zahlreiche Personen an den

³⁷⁾ Schmidt 23f. mit dem Hinweis auf das Bild einer derart emporge-schnellten schwedischen Prinzessin in der deutschen Tagespresse.

³⁸⁾ L. Schmidt 15f.

³⁹⁾ Sie schuldeten der Mannschaft dafür ein kleines Gegengeschenk. Chamisso's ges. Werke III (Stuttgart 1883) 88. (Freundlicher Hinweis von L. Schmidt).

Rändern festhalten und im Rhythmus des Springens auf- und abbewegen⁴⁰⁾. Spiel und Sport werden zur Nutzanwendung beim Sprungtuch der Feuerwehr zur Rettung von Hausbewohnern bei versperremtem Ausgang. Der Sprung aus dem Fenster auf eine von Zunftgenossen bereitgehaltene Ochsenhaut mit anschließendem Hochwerfen vor versammelter Volksmenge begegnet auch schon beim historischen Brauchtum der Fastnachtsumzüge⁴¹⁾.

5. Aus welchem Anlaß der junge Mann im antiken Spanien geprellt wurde, der dabei so unverhofft tragisch ums Leben kam (oben I 2), wissen wir leider nicht. Aber die geschichtliche Volkskunde zeigte uns eine reiche Palette möglicher Gründe auf. Wie L. Schmidt gezeigt hat, handelt es sich um ein „komplexfreies“, „verfügbares“ Brauchelement, das in den verschiedensten Zusammenhängen auftreten kann und nicht an einen spezifischen Jahresbrauch gebunden ist. Die ausdrückliche Feststellung des spanischen Statthalters, daß der Angeklagte mit dem geprellten Opfer nicht verfeindet war, erscheint nun als wichtig in einem neuen Licht. Sollte der Statthalter überdies den Volksbrauch des Prellens generell verbieten, so wie Kaiser Justinian dies vierhundert Jahre später ausdrücklich anordnete (oben I 3)? Die Frage stellte sich in der Neuzeit für die Obrigkeit wiederholt. Als sich 1610 in Zwickau in Sachsen ein Geprellter den Hals brach, wurde das Hochwerfen von Menschen verboten⁴²⁾. Wegen eines tödlichen Unfalls verboten wurde im selben Jahrhundert etwa auch der Rechtsbrauch des „Bottarsens“⁴³⁾. Die Fälle veranschaulichen das Problem, welche Haltung eine Rechtsordnung gegenüber gewissen gefährvollen Volksbräuchen oder Volksbelustigungen einnehmen soll⁴⁴⁾. Ist z. B. das Klettern auf den Maibaum nicht zu gefährlich?

⁴⁰⁾ Eindrucksvolles Farbfoto kürzlich in: „Zeit-Magazin“ Nr. 8 vom 17. 2. 1978 S. 14–15.

⁴¹⁾ L. Schmidt 22.

⁴²⁾ Vgl. D.-R. Moser 33. Nach Gemeiners 1823 veröffentlichter Regensburger Chronik hatte demgegenüber der dortige Administrator seinen Hofleuten ein Fuchsprellen zufällig ergriffener Passanten auf öffentlicher Straße an Fastnacht gestattet; vgl. H. Schulz 103 Fn. 2, 107.

⁴³⁾ Auch *büttarschen*, *arsbossen* o. ä. genannt: Jemand wurde bei Kopf und Füßen gepackt und mit dem Hinterteil auf den Boden oder einen Stein gestoßen. Bei einem Grenzumgang etwa wollte man dadurch den Vorgang seinem Gedächtnis einschärfen, um ihn später als Zeugen zur Verfügung zu haben. Vgl. v. Künßberg (o. Fn. 33) 50f.

⁴⁴⁾ Vgl. allg. K. S. Kramer, Art. Brauchtum und Recht, HRG (o. Fn. 33) I 506–511; H. Schempf, Rechtl. Volkskunde und moderne Gesetzgebung, in: Forschungen zur Rechtsarchäologie etc. 1 (Zürich 1978) 89–106.

Die ritterlichen Turniere im Mittelalter führten ebenfalls häufig zu Todesfällen. Die Päpste bekämpften sie darum durch wiederholte Verbote, die aber oft übertreten wurden⁴⁵⁾. Die Strafen waren Exkommunikation und Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Die Kirche wollte vor allem einer Selbsterfleischung des Ritterstandes vorbeugen, da man die Ritter dringend für die Kreuzzüge benötigte. Dem kanonischen Turnierverbot hielten die weltlichen Juristen entgegen, daß Leibesübungen als Grundlage militärischer Ertüchtigung auch der Ausbreitung des Christentums zustatten kämen.

Auf ähnlicher Erwägung, den Offiziersstand vor der Auszehrung zu bewahren, beruhen auch die zahlreichen staatlichen Duellverbote⁴⁶⁾, da die für die Kriegsführung benötigten Männer der oberen Schichten statt auf dem Schlachtfeld zu sterben nicht vorzeitig das Opfer eines Ehrenhandels werden sollten.

So bilden obrigkeitliche Verbote und gerichtliche Urteile oft wichtige Erkenntnisquellen für ein zu bestimmten Zeiten beobachtetes Brauchtum⁴⁷⁾.

6. Wohl als Folge derartiger Verbote prellte man in späterer Zeit Strohpuppen in Menschengestalt statt wirklicher Menschen. Das war nicht nur ungefährlich, sondern eine Puppe ließ sich auch viel höher werfen, nämlich bis zur Höhe der Dächer. Das Auffangen einer so hoch geworfenen Puppe verlangte allerdings eine gewisse Geschicklichkeit. Auf bildlichen Darstellungen aus Spanien des 18./19. Jhs. prellen junge Damen in Stil und Tracht des Rokoko eine als Galan gekleidete männliche Puppe⁴⁸⁾. Das war nicht nur ein unterhaltsames Vergnügen bei

⁴⁵⁾ F. Merzbacher, Das kirchliche Turnier- und Stierkampfverbot; in: Kirche und Recht 4 (Wien 1963) 261–268; jetzt Wacke, Unfälle bei Sport und Spiel nach römischem und geltendem Recht, in: Stadion, Zeitschr. für Geschichte des Sports etc. 3 (Köln/Leiden 1978) 4 ff., 38 m. weit. Nachw.

⁴⁶⁾ Zur Geschichte der Duellverbote R. Quanter, Die Schand- und Ehrenstrafen in der deutschen Rechtspflege (1901/Aalen 1970) 31 ff. Zur zivilrechtlichen Haftung bei Zweikämpfen B. Mugdan, Die ges. Materialien zum BGB II (Berlin 1899) 430. Zur studentischen Schlägermensenur im heutigen Strafrecht Eb. Schmidt, Juristenzeitung 1954, 369 ff.

⁴⁷⁾ v. Künßberg, 50 ff.; ders., Rechtsgeschichte und Volkskunde (Köln 1965) 34 f. Über „Volksbräuche vor Gericht“ anschaulich Piegler, Juristenzeitung (JZ) 1955, 721 ff. Zur oft schwierigen juristischen Beurteilung bestimmter Fastnachts- oder Mainachtsstreiche (z. B. das Abschneiden der Krawatten an Weiberfastnacht, der „Diebstahl“ von Maibäumen aus dem Wald und die Entwendung des aufgestellten Baumes durch Rivalen aus dem Nachbardorf, das Zusammenstehlen von Geflügel für eine „Hahnenpartie“) s. Franzmann, JZ 1956, 241 ff.; Scheyhing, JZ 1959, 239 ff. Über Brauchtum und Feste aus volkstümlicher Sicht jetzt Wiegmann/Zender/Heilfurth, Volkskunde (Berlin 1977) 132 ff.

⁴⁸⁾ Am bekanntesten ist Francisco Goyas Teppich-Entwurf von 1792 „El Pelele“ (der Hampelmann; die Puppe) aus dem Prado zu Madrid; Wiedergabe u. a. bei Wacke (o. Fn. 45) Abb. 1. Ähnlich ein katalanischer Holzschnitt aus dem 19. Jh. bei L. Schmidt Abb. 2.

leichter körperlicher Bewegung in frischer Luft, wie es den jungen Fräuleins wohl anstand: Sie rächten sich damit zugleich symbolisch an den bösen Burschen, die sich ein Vergnügen daraus machten, junge Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts auf gleiche Weise in die Luft zu werfen (wobei die Absicht wohl eindeutig war). Das Bildmotiv ist letztlich durch Cervantes beeinflusst, denn auch Sancho Pansas Malheur wurde öfters künstlerisch gestaltet⁴⁹). Die Erinnerung an den alten Rügebrauch hält das Prellen einer Puppe wach, wenn die Prellfigur (etwa im Zusammenhang mit dem Todaustragen)⁵⁰) den Teufel repräsentieren sollte oder die Bürger einer rivalisierenden Nachbarstadt⁵¹). Das Prellen des Strohmannes zur Fastnachtszeit, der am Ende in feierlichem Zeremoniell von der Brücke in den Fluß geschleudert wird, hat aber auch einen tief religiösen Hintergrund: Der in Garmisch-Partenkirchen, in Mittenwald und Jülich bis auf unsere Tage erhaltene Brauch symbolisiert das stellvertretende Leiden und Sterben Christi für die Sünden aller Menschen⁵²).

7. Das Prellen von Tieren, in der Römerzeit noch nicht, von Cervantes jedoch mehrfach an Hunden bezeugt⁵³), wurde als Jagdbelustigung später vor allem an Füchsen verübt⁵⁴). Bei dem wenig tierfreundlichen Brauch, den die Zeitgenossen jedoch als „plaisirlich anzusehende, königliche Lustbarkeit“ beschrieben⁵⁵), sperrte man gefangene Füchse in einen umzäunten größeren Platz, wo sie nicht entweichen konnten, und schnellte sie auf ausgebreiteten Netzen fortwährend in die Höhe, bis sie verendeten. Damit sie sich nicht zu schnell die Knochen brachen und das rauhe Vergnügen nicht zu bald ein Ende nahm, sollte der Platz möglichst mit Sand beschüttet, nicht mit Steinen gepflastert sein. Bei einem „Lust-Bären-Wolf-Fuchs- und Dachsprellen“ brachte man 1676 in Dresden nicht weniger als 144 Tiere auf diese Weise zur Strecke⁵⁶). An die barbarische Sitte erinnern die

⁴⁹) Ein Beispiel aus dem Wiener Kunsthist. Museum bei Schmidt Abb. 1. Zahlr. weit. Illustrationen zum Thema bei Moser aaO. und de Schuyter, 1944.

⁵⁰) Vgl. L. Schmidt 5f.

⁵¹) Vgl. zu den Rivalitäten zwischen Antwerpen und Mecheln um die kleine Prellpuppe „Op Sinjorke“ anschaulich L. Schmidt 28ff.

⁵²) Dazu bes. Moser aaO, passim.

⁵³) Vgl. Beseler 49ff.

⁵⁴) In der Provence auch an Katzen (L. Schmidt 24). In einer Fortsetzung des *Simplicissimus* (bei H. Schulz 105 Fn. 1) findet sich die Wendung: „ich lag allda auf meinem Bauch (scil. vor Erstaunen und Schreck) wie ein geprellter Frosch“.

⁵⁵) Anschaulich in *Zedlers Universal-Lexikon* 9 (1735) 2221f.; vgl. H. Schulz 105ff. Eine zeitgenössische Abbildung bei Moser S. 38.

⁵⁶) Vgl. D.-R. Moser 40f.

waidmännischen Redensarten „Man muß den Fuchs erst fangen, ehe man ihn prellt“, – „Man soll den Fuchs prellen, ehe man ihm den Balg über die Ohren zieht“, – „Ein alter Fuchs läßt sich nicht prellen“⁵⁷⁾). In Ermangelung von Füchsen mußten sich manchmal auch die Hofnarren zur Belustigung geladener Majestäten als Prellfiguren hergeben⁵⁸⁾.

III. Sprachgeschichtliches

Mantear, „mänteln“, nannten die Spanier das Prellen, in Erinnerung an den ärmellosen Soldatenmantel, das klassische Instrument des Prellens, nach dem im mittelalterlichen Latein das Spiel auch *sagatio* (von *sagum*, Mantel) heißt⁵⁹⁾. Das (gleichfalls veraltete) französische Wort *berner*, wie es z. B. Rabelais 1533 benutzte, leitet sich ganz entsprechend ab von *bernia*, der spanisch-italienischen Bezeichnung für die Prelldecke, die ihrerseits mit dem arabischen Ausdruck „Burnus“ verwandt ist⁶⁰⁾. Im Englischen sagt man *to toss a person on a blanket*. „Prellen“ sagen wir ähnlich nach dem prallen Tuch, mit dem man dem Geprellten diesen schlimmen Streich spielt⁶¹⁾. Daneben finden sich, außer dem weniger gebräuchlichen „schnellen“ (oder „wippen“), zahlreiche mundartliche Ausdrücke, im Süddeutschen vor allem „schützen“, im Niederrheinischen „pricken“ (des Strohmannes), im Norddeutschen „högen“ (als Erntebrauch), sowie Umschreibungen, etwa mit jemandem „Fangball spielen“⁶²⁾ oder „up der Hut werpen“⁶³⁾.

Den Ausdruck „Füchse prellen“ übernahm aus der Jägersprache vor allem die Studentensprache, wo er weite Verbreitung fand⁶⁴⁾.

⁵⁷⁾ H. Schulz 106, 114 Fn. 1.

⁵⁸⁾ L. Schmidt 18.

⁵⁹⁾ So in einem Pariser lateinisch-griechischen Glossar aus dem 9. Jh., *sagatio* = gr. *παλμός* („schütteln“); G. Goetz/G. Gundermann, *Glossae Latinograecae et Graecolatinae* (1888, Neudr. Amsterdam 1965) II 177; vgl. Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis* (1883 ff., Neudr. Graz 1954) VI 273.

⁶⁰⁾ E. Gamillscheg, *Etymolog. Wörterb. der franz. Sprache* (Heidelberg 1928) 100f.; A. Dauzat, *Dictionnaire étymologique de la langue française* (Paris 1938) 85; J. Corominas, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana I* (Bern 1954) 447f.

⁶¹⁾ F. Kluge/W. Mitzka, *Etymolog. Wörterb. der deutschen Sprache* ²⁰(1967) 564; Paul/Betz, *Deutsches Wörterbuch* ⁵(Tübingen 1966) sub verbo.

⁶²⁾ So mehrfach eine Don-Quichote-Übersetzung von P. Bastel (1669); vgl. H. Schulz 103.

⁶³⁾ Vgl. L. Schmidt 5, 11f.

⁶⁴⁾ Reiche Belege bei H. Schulz 107 ff.; auf ihn gehen die folgenden Zitate zurück.

Fuchs als Bezeichnung für den erstjährigen Studenten leitet sich möglicherweise sogar vom Brauch des Prellens ab: Die Fuchse hatten den älteren Burschen nicht nur zahlreiche Dienstleistungen zu erbringen, sondern wurden von ihnen auch pekuniär weidlich ausgenutzt: Die Burschen schmausten und zechten auf Rechnung der Fuchse; sie liehen sich von ihnen Geld aus, ohne es je zurückzuzahlen, und „prellten“ sie damit um das, was ihnen rechtmäßig zustand. Außerdem wurden die neu angekommenen Studenten im Zuge der Depositionsbräuche (o. Fn. 34) ja auch tatsächlich (auf Wolldecken etc.) geprellt! Am „Fuchsturm“ auf einem Berg nahe der alten Universitätsstadt Jena, wo noch heute ein gutes Bier ausgeschenkt wird, soll solches Fuchsprellen wirklich und zugleich im übertragenen Sinn stattgefunden haben⁶⁵). Das in den studentischen Landsmannschaften im 16./17. Jh. beinahe Rechtsform annehmende Brauchtum des Pennalismus⁶⁶) wurde oft vergeblich bekämpft⁶⁷). Der Landgraf von Hessen-Kassel ermahnte die Studenten seiner Universität Marburg in einer persönlichen Ansprache eindringlich, das anstößige Treiben des Fuchsprellens und des Pennalismus aufzugeben. Aber es half nichts: Ältere Studenten unterbrachen den Landesherrn und bestanden auf ihrem „Recht zur Wiedervergeltung“: „Wir und unsere Väter sind geprellt worden, darum sollen unsere Nachkommen auch geprellt werden!“ (vgl. Fn. 65). Das Brauchtum spiegeln die Verse, die sich Jenenser Kommilitonen um 1791/93 gegenseitig ins Stammbuch schrieben:

Nur ein Amt mit guten Sporteln
 Und ein Weibchen gut und mild
 Kann die schmale Burschenzeit
 Uns einmal vergelten.
 Denn wofür ließ man sich sonst
 Prellen und citiren.

oder:

Die Philister geprellt,
 Die Mädchen geschnellt,
 Ist das beste Lösegeld.

Aber nicht nur den Philister prellten die Studenten, sondern auch den Professor; und sie wurden ihrerseits geprellt von ihren Stubenver-

⁶⁵) Vgl. H. Schulz 108.

⁶⁶) Vom mittellateinischen *pennale* = Federbüchse, die der angehende Student dem Burschen nachzutragen hatte. Im 19. Jh. in die Schülersprache übernommen; daher „Pennäler“; und „Pennal“ (abgekürzt „Penne“) = Schule. Vgl. etwa Kluge (o. Fn. 61) 538.

⁶⁷) Zahlreiche Verbotsedikte an mitteldeutschen Universitäten aus dem 17. Jh. erwähnt der Art. „Pennalismus“ in Meyers Konversationslexikon Bd. 13⁵ (1897) 647 m. Lit.; weit Lit. o. Fn. 34.

mietern durch einen viel zu hohen Mietzins. So drang „prellen“ schon vor 1750 in die Gemeinsprache ein als Synonym für übervorteilen, für weniger schlimme Betrügereien. Wegen seiner Herkunft von dem studentischen Paukboden haftete dem zunächst nicht salonfähigen Ausdruck noch des längeren ein burschikoser Beigeschmack an⁶⁸⁾. Erhalten hat sich der Ausdruck vor allem bei der „Zechprellerei“⁶⁹⁾.

So erinnert uns auch die sprachgeschichtliche Forschung über das „Prellen“ an ein uraltes, schon seit der Römerzeit kontinuierlich bezeugtes Brauchtum.

⁶⁸⁾ Zum vorstehenden H. Schulz 107 ff.

⁶⁹⁾ In Deutschland nur als Betrug (Eingehungsbetrug) strafbar nach § 263 StGB. Eine besondere Strafvorschrift gegen Zechprellerei enthält das Schweizer StGB in Art. 150. Das österreichische StG bestraft in § 467 a als „Prellerei“ das Erschleichen von Beförderungsleistungen entsprechend dem deutschen § 265 a StGB. Älteste Vorschriften gegen Zechprellerei bei G. Dahm, Das Strafrecht Italiens im ausgehenden Mittelalter (Berlin 1931) 544, Fn. 22.

Zu Anmerkung ⁵¹⁾: Dazu noch insbesondere J. de Schuyter, Op, Signorken, ziju Legenden en ziju Oorsprong (Antwerpen 1944). Vorhanden z. B. im Mechelen Archief. Brieflicher Hinweis von D.-R. Moser.

Der Streit um die Krapfen

Eine Episode zur Kulturgeschichte der Volksnahrung in Alt-Leoben

von Günther Jontes

Wer heute das Wort „Krapfen“ nennt, denkt in erster Linie an das flaumige, goldgelbe, mit einem lichten Streifen um die Mitte versehene, mit Marmelade gefüllte und dann mit Staubzucker bestreute Gebäck, das obwohl heute schon das ganze Jahr über bei Bäcker und Konditor zu haben, noch als Faschingskrapfen bezeichnet wird. Wer sich in alten Kochbüchern und Schilderungen der Tafelfreuden der Vergangenheit in Stadt und Land aber umsieht, der wird bald gewahr, daß der Faschingskrapfen nur einen Ausschnitt in der Welt des Backwerks bildet, das unter dem Begriff „Krapfen“ zusammengefaßt wird.

Schon die Herkunft des Namens „Krapfen“ beweist uns das hohe Alter dieser Gebäcksart, heißt doch im Althochdeutschen dieser Begriff „crāpho“, im Mittelhochdeutschen „krāpfe“, wobei dieses Wort einen Stamm enthält, der „*Haken, Kralle, gebogene Klaue*“ bedeutet. Dies mag anfänglich als sinnwidrig erscheinen, gewinnt aber andere Gestalt, wenn wir davon absehen, daß der Krapfen immer ein kugeliges Gebilde sei. Wenn wir ihn, wie etwa den Ennstaler Krapfen, als einen omelettartigen Fladen betrachten, der nach der Fertigstellung mit einer Füllung bestrichen oder bestreut, zusammengefaltet wird, so kommen wir eher auf den von der Wortgeschichte her definierten Begriff „*von der hakenförmigen Gestalt*“¹⁾.

¹⁾ Vgl. Fr. Kluge – W. Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1967²⁰, S. 401.

Der führende Erforscher der Brauchtumsgebäcke, Ernst Burgstaller, hat einmal bemerkt, daß die Zahl der mit „Krapfen“ bezeichneten Gebäcke so groß sei, daß ihrer Gesamtdarstellung eine eigene Monographie gewidmet werden müßte²⁾. Er definierte, daß unter Krapfen *„in der Regel der große flache, aus Germteig hergestellte ‚Bauernkrapfen‘ mit hohem Wulst als Rand und dünnem, haubenartigem, gelbem Fond in der Mitte“* verstanden werden müsse³⁾. Die Terminologie der allein in der Steiermark gebräuchlichen Krapfen zeigt jedoch schon, wie vielfältig dieser Bereich in Wirklichkeit ist. Der Katalog zur Ausstellung „Der steirische Bauer“, Graz 1966, hat folgende Krapfen als Ausstellungsobjekte verzeichnet: Dinnkrapfen (Ennstal), Roggene Krapfen (Enns- und Murtal), Kloankrapfler (Ramsau bei Schladming), Dreikönigs- und Stanglkrapfen (Oberes Murtal), Ura-krapfen (Birkfeld), Herzkrapfen (Feldbach), Schwammkrapfen (Sulmtal), Fedtlkrapfen⁴⁾ (Ennstal) und noch als gesondert zu besprechende Formen den Spagat- oder Schnürkrapfen und den Prügelkrapfen⁵⁾.

Von der deftigen Bauernkost, die vor allem den Kalorienbedarf des schwer arbeitenden Menschen decken mußte, sind Krapfen in vielen Fällen als besondere Arbeitskost z. B. während der Dreschzeit bekannt. Jedoch sind sie auch an besonderen Feiertagen als Leckerbissen beliebt gewesen. Anton Schlossar berichtet für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß in Obersteiermark bei feierlichen Gelegenheiten, aber auch als gewöhnliche Kost die Krapfen auf den Tisch kämen, *„unter denen man sich aber nicht jenes feine Gebäck zu denken hat, das unter diesem Namen auf den besten städtischen Tafeln vorkommt.“* Die Zubereitungsart sei zwar dieselbe, nur würden die Bauernkrapfen aus weniger feinem Mehl und sehr groß in frischer Butter gebacken und stark gezuckert⁶⁾.

Vom „foasten Pfingsttag“, dem Donnerstag vor dem Aschermittwoch, berichtet er: *„An diesem Tage wird dann auch wacker gesotten*

²⁾ E. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz 1957 (Veröff. d. Komm. f. d. Volkskundeatlas in Österreich 2.), S. 80f.

³⁾ Ds. a. a. O., S. 80.

⁴⁾ Als „Fedelkrapfen“ werden heute in Eisenerz Faschingskrapfen bezeichnet, die zur Jause den Helfern bei einer Übersiedlung von einer Wohnung in die andere gereicht werden. Sie sind jedoch etwas kleiner als die üblichen Krapfen. (Frdl. Mitteilung von Dipl.-Ing. Wolfgang Ronge, Eisenerz).

⁵⁾ Bauernkatalog S. 360–362; dazu im selben Katalog der Beitrag von Anni Gameraith: Die Nahrung des steirischen Bauern. S. 338f.

⁶⁾ A. Schlossar: Wie man in Steiermark ißt und trinkt. In: Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark. Graz 1885, S. 137f.

und gebraten, und der für fette Speisen überaus schwärmende Äpler vertilgt von Krapfen, Schmarrn und fettem Schweinefleisch so ungeheure Portionen, daß der Beiname des Tages nur zu gerechtfertigt erscheint.“⁷⁾

Die Bauern um Leoben kannten die Krapfen am Beginn des 19. Jahrhunderts ebenfalls auch als Feiertagsspeise. Der Leobener Bürgermeister Philipp von Vissa berichtet in seiner auf Veranlassung des Erzherzogs Johann 1812 verfaßten Handschrift, daß die Dienstboten an hohen Feiertagen unter anderem „drey Krapfen jeder wenigstens 4 Loth im Gewichte“ bekämen⁸⁾.

Bis auf die über oder in einer Hohlform gebackenen Sonderformen der Prügel-, Schnür-, Spagat- und Büchsenkrapfen kann man wohl sagen, daß den Krapfen gemeinsam ist, daß sie im tiefen Schmalz schwimmend gebacken wurden und werden. Während heute vor allem Pflanzenfett, Öl oder Schweineschmalz Verwendung findet, war letzteres einst verpönt und an seiner Stelle wurde in heißem Rindschmalz oder Butter gebacken⁹⁾. Man kann auch heute noch die Volksmeinung hören, daß besonders raffinierte Konditoren und Bäcker die allerbesten Faschingskrapfen mit – Pferdefett bereiten, was vielleicht auch auf eine einstige Verwendung, die es heute gewiß nicht mehr gibt, schließen läßt.

Krapfen sind in ihrer Mehrzahl typische Herdspeisen. Eine kuriose Sonderform sind aber die schon erwähnten Prügelkrapfen, bei denen ein flüssiger Teig auf eine konische Holzwalze aufgegossen wird, die sich auf einem Spieß über dem offenen Feuer dreht. Auch von dieser Form haben sich alte Rezepte erhalten. Seine Herstellung im steirischen Ennstal hat Karl Haiding sehr eingehend geschildert¹⁰⁾. Dieses mächtige Gebäck ist für Leoben als spezielle Hochzeitsspeise bezeugt. Vissa schildert eine Leobener Hochzeitstafel und teilt mit, daß unter anderem auch ein Gang aufgetragen wurde, der „aus einem Thurme von einem Prügelkrapfen (eine Art gebratener Pisquitten Torte), welcher mit

⁷⁾ Derselbe: Der Fasching im steirischen Alpenlande und in dessen Grenzgebiete. In: Wie oben, S. 11.

⁸⁾ „Fragentwürfe. An sämtliche steyermarkische Werbbezirke zum Behufe, Einer physikalischen Statistik dieses Landes Beantwortet Von Philipp edlen von Vissa, und Sabassi, Bürgermeistern des regulirten Magistrats der K:lich K:lichen Stadt Leoben in der Obersteyermark, Bruker Kreises, im September, 1812.“ Pag. 324; Original im Museum der Stadt Leoben.

⁹⁾ Gamerith a. a. O., Nr. 1416.

¹⁰⁾ K. Haiding: Wie der Prügelkrapfen gebacken wird. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 16 (1962). Heft 1, S. 35–37, mit Abb.

Lämmer, Schäferinnen, Ziegenböcken, Ochsen und Kühen, Laubern und Bäumen von Tragant-Teig verzieret ist“ bestand¹¹⁾.

Der spezifische Faschingskrapfen ist dem Namen nach bei uns schon mindestens seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts zu belegen. So wird beispielsweise von der Leobener Stadtkämmerei in einer Überprüfung des städtischen Radwerkes in Vordernberg beanstandet, daß zum „*Fasching Krapfen pachen*“ 1½ Schaffeln Schmalz verbraucht worden seien¹²⁾. Das „*Koch Buech der Theresia Edlen von Eggenwalt gehörig, pro Anno 1796*“, das im Museum der Stadt Leoben verwahrt wird und von den Kochkünsten einer Leobener Gewerksfrau berichtet, nennt auf fol. 37¹ ein Rezept für „*die guten Fasching Krapfen*“ (s. Anhang). In dieser wertvollen Handschrift sind daneben aber noch eine ganze Reihe von Krapfenrezepten zu finden, so für „*Bichßen Krapffen*“, „*Waffen Krapfen*“, „*Sammet Kräpfl*“, „*Mandel Krapfen*“, „*Gute Bauern Krapfen*“, „*Gerben Brigl Krapfen*“, „*Spieß Kräpfl*“ und „*Pischgotten Brigl Krapfen*“. Ein anonymes, wahrscheinlich auch aus Leoben stammendes handschriftliches Kochbuch der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das sich ebenfalls im Museum befindet, nennt dazu noch „*Ströck Krapfen*“, „*Gewürzte Krapfen*“, „*Spriz Krapfen*“ und „*Ringel Krapfen*“¹³⁾.

Im stadtbürgerlichen Bereich scheint sich später eine Verlagerung der Krapfenbäckerei vollzogen zu haben, den das „*Allerneueste Grätzer Kochbuch für herrschaftliche und andere Tafeln. Herausgegeben von einem erfahrenen fürstlichen Koch*“, Grätz o. J. (wohl Anfang 19. Jahrhundert) nennt im 2. Band auf S. 289 nur mehr „*Fastnachts-Krapfen*“ als einziges Krapfengebäck.

Zur Terminologie muß auch noch angefügt werden, daß das bedeutendste in der Steiermark gedruckte Kochbuch 1686 noch „*Ram-Krapffen*“ und „*Drey Pfannen-Krapffen*“ nennt¹⁴⁾.

Einen bemerkenswerten Streit zwischen den Leobener Bäckermeistern und mehreren geschäftstüchtigen Hausfrauen Leobens in der Barockzeit, die selbstgebackene Krapfen in Konkurrenz zu den Bäckern

¹¹⁾ Vissaa a. a. O., pag. 151 f.

¹²⁾ Leobener Ratsprotokoll 1708, fol. 52¹ (Stmk. LA., SpA. Leoben, Sch. 71, H. 376).

¹³⁾ „*Koch-Buch Warinnen Unterschiedliche, gute und Approbirte Speißen enthalten seynd.*“ Orig., Papierhandschrift, 8°, 200 S., 268 Rezepte.

¹⁴⁾ Ein Koch- und Artzney-Buch. Grätz 1688²: Widmanstetterische Erben, S. 44 f. Vergleiche dazu auch H. Neunteufl: *Kochkunst im Barock. Aus der Welt der steirischen Küche um 1686.* Graz–Wien 1976.

in der Stadt feilhielten, schildern uns die Leobener Ratsprotokolle der Jahre 1718–1724¹⁵). Ausgangspunkt der Auseinandersetzung ist, wie vielfach in der Vergangenheit die Tatsache, daß die Zünfte auf Grund ihrer handwerklichen Monopolstellung im Bereiche einer Siedlung eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten erpicht waren. Jeder Eingriff von außen, der die eigenen Einkünfte schmälerte, wurde deshalb mit Vehemenz bekämpft und auch Bagatellfälle sofort immer vor das Stadtgericht gebracht.

Am 23. September 1718 erschienen also die drei Leobener Bäckermeister vor dem Stadtrichter und beklagten sich bitter, daß die „*Frau Weedlin*“ und die Frau des Schulmeisters und Regens Chori Anna Maria Häntsch „*ihre bachende Krapfen nicht nur bey denen Thören (= Stadttore) und allen Eggen der Statt faillhetten, sondern sogahr ihre Mentscher alle Heußer damit außlauffeten.*“ Die Schulmeisterin verkaufe außer diesen Krapfen auch noch „*Flöggen*“ und „*Schneglen*“ (= eine Art schneckenförmiges Gebäck). Sie fordern deshalb, weil sie dadurch viel weniger Brot verkaufen könnten, daß dieses unbefugte Krapfenverkaufen sofort abgestellt werde. Diese erste Beschwerde hatte Erfolg und der Stadtmagistrat verbietet in aller Form diesen Handel. Der Gatte der einen Beklagten, Johann Siegmund Wedl, läßt die Sache aber nicht auf sich beruhen, sondern läuft seinerseits vor das Gericht und protestiert gegen diese Einstellung, „*da er doch sonstn khein Gwerb hette*“. Er bittet, daß ihm wenigstens gestattet werde, zweimal wöchentlich Krapfen in den Häusern verkaufen zu dürfen. Dies wird ihm auch zugebilligt.

Dieser Erfolg läßt nun auch den Musiker Gregor Häntsch, übrigens ein klingender Name in der Leobener Musikgeschichte¹⁶), nicht ruhen und am 19. Jännner 1719 erscheint auch er vor dem Rat und will erreichen, „*das seinem Weib das Schnegglen pachen, umb das es vüll-mehr ein Kocherey alß ein Gepächt seye, noch fehrers zuezulassen, und solches wie auch die ainfache Krapffen (weillen sye der Weedlin die marbe Krapffen nicht nachmachete) alleinig zu gestatten.*“¹⁷)

¹⁵) 1718: (StLA. SpA. Leoben, Sch. 74, H. 386), fol. 91¹, fol. 96¹. – 1719: (Sch. 74, H. 387), fol. 17, fol. 20. – 1723: (Sch. 75, H. 391), fol. 87¹. – 1724: (Sch. 76, H. 392), fol. 99, fol. 101, fol. 108, fol. 126¹.

¹⁶) Vgl. W. Suppan, Steirisches Musiklexikon. Graz 1962–1966, S. 210. G. Häntsch war bis 1706 Bassist im Stift Göß, wurde dann in Leoben Schulmeister und Kirchenmusiker. Er starb 1744.

¹⁷) Das Eggenwald'sche Kochbuch nennt auf fol. 70¹ ein Rezept für die „Schnögerl“, die allerdings eine Ofenspeise sind und im Backofen gebacken wurden. Die genannten einfachen Krapfen stehen wohl im Gegensatz zu den bei Burgstaller a. a. O., S. 81 genannten „zwiegebackenen Krapfen“, die „vorfrittiert“ und später noch einmal gebacken wurden.

Hier allerdings sagt die Stadtvertretung wieder nein, aber wie man sieht, kümmerten sich die beiden Frauen nicht um diese und die vorhergehenden Anordnungen, so daß die Bäcker wieder vorstellig werden. Sie berichten, „*das selbige gleich vor ihren Häußern beforderist vor dem Mautthor (= westliches Stadttor, Schwammerlturm) die Krapffen faill hetten und annoch täglich die Krapffen in Häußern herum zu verkhauffen trageten, ... dan das die Schuellmaisterin annoch Schnegglen bachte.*“ Auf diese Beschwerde hin wird vom Stadtgericht festgesetzt, daß Krapfen nurmehr Freitags und Samstags in den Häusern verkauft werden dürfen, keineswegs aber, wie bisher geschehen sei, vor den Backstuben der Meister, was diese besonders erbost hatte. Auch das Schneckbacken wird untersagt.

Diese Regelung, die also einen Kompromiß zwischen den zünftisch organisierten Bäckern und zwei geschäftstüchtigen Bürgersfrauen darstellte, scheint einige Jahre lang anstandslos gehalten worden zu sein, da bis 1724 keinerlei Klagen von Seiten des Handwerks bei der Stadt eingebracht werden.

In Leoben gab es im 18. Jahrhundert insgesamt drei Bäckermeister, von denen einer, der „Mautbäck“ im Haus Am Brückenkopf 1 vor dem Schwammerlturm saß. Der zweite Bäckermeister hatte seine Backstube in der Sauraugasse 4. Neben diesen beiden Stadtbäckern gab es noch einen in der Waasenvorstadt¹⁸⁾.

Als Schulmeister Häntsch am 10. November 1723 bei der Stadt vorstellig wird, „*das ihm nebst des Krapffenbacken auch die Frätschlerey zuegelassen werden möchte*“, wird ihm die Ausübung dieses Zwischenhändlergewerbes, das er zur Schaffung weiterer Einkünfte angestrebt hatte, untersagt. Der Hinweis, „*er solle sich nebst des Weedl des Krapffenbacken allein betragen*“, beweist, daß nur diese beiden Familien sich damit beschäftigten.

Im folgenden Jahr 1724 unternahmen die Bäcker einen abermaligen Vorstoß, diesmal mit endgültigem Erfolg, vielleicht wohl auch deshalb, weil sich auch noch andere Personen für dieses Nebengeschäft interessiert hatten. So kommen die Meister wieder vereint am 19. August vor das Stadtgericht und dringen darauf, daß das Krapfenbacken

¹⁸⁾ Vgl. auch Fr. Tremel: Das Gewerbe in Leoben um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Der Leobener Strauß 4 (1976), S. 79. Im 16. Jahrhundert hatte es noch sieben (!) Bäcker in der Stadt gegeben. Dazu F. Tremel: Das Gewerbe in Leoben um die Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Der Leobener Strauß 1 (1973), S. 38. Tremel identifiziert den Standort des Bäckers in der Waasenvorstadt nicht. Es handelt sich aber sicher um das Haus Ecke Vordernberger Straße – Kärntner Straße, in dem auch noch heute ein Bäcker arbeitet.

und Feilhalten „weder auch bey denen Eysernen Stängen, noch auch vor oder ausser der Statthöre“ toleriert werde. Vorderhand wird zwar Herstellung und Verkauf weiterhin erlaubt, jedoch mit der einschränkenden Auflage, „das jene, so Krapffen pachen, solche nicht in doppelten oder zweyen Körben, sondern mit ainen allein faillhaben.“ Außerdem dürfe nicht in der Vorstadt, bei den Zugängen zu den Stadttoren (den erwähnten „eysernen Stängen“) verkauft werden. Auch das Hausieren damit wird verboten.

Am 28. August repliziert Gregor Häntsch wegen des Einspruchs der Bäcker, erklärt, daß er von sich aus für einige Zeit den Krapfenverkauf bei den Stadttoren aufgeben werde, geht aber auch gleich zu einem Gegenangriff auf einen der Bäckermeister über. Er beschwert sich nämlich wegen des Mautbäckers, da dieser anscheinend von der damals als sehr hart empfundenen Pflicht befreit worden sei, bei militärischen Durchmärschen Soldaten zum Quartier ins eigene Haus nehmen zu müssen. Der Stadtrichter beharrte aber bei seinem Beschluß.

Schon im folgenden Monat stellt die Zunft wieder fest, daß trotz dieser Verbote das Unwesen mit den Krapfen noch weitergehe, ja sogar der Fratschler Franz Dietmayr auch damit angefangen habe, „welcher ihnen Post sagen hette lassen, das er ihme das Krapffenbachen nit wöhren liesse.“

Höhepunkt und Ende des Streites ist dann im November 1724, als die Stadt sogar mit Beschlagnahmen eingreift.

Am 29. November erscheint Anna Maria Häntschin und beklagt sich bitter, „das weillen sye bey des Buechbinders Hauß (heute Kirchgasse 14 beim Schwammerlturm) ausser denen eysernen Stängen Krapffen faillgehalten hette, ihrer Mentschin die Krapffen per 20 Kreuzer sambt den Korb durch den Grichtsdiener auß Befelch des Herrn Stattrichters Andree Purgstallers seyen hinweg genomben worden, da doch sye den deren Burgerl: Pöckhenmaistern alhier erthailten Rathschlag, das sye nicht in der Vorstatt oder bey denen eysernen Stängen, sondern in der Statt faillhaben solle, adimpliert hette.“

Die Beschwerde wird zurückgewiesen und trocken vermerkt das Ratsprotokoll: „Sintemahlen die Krapffen schon werden verzöhrt worden sein, alß solle ihro der Korb restituirt werden.“ Das Stadtgericht hatte also die Corpora delicti gleich in angemessener Weise einer Verwendung zugeführt.

ANHANG

KRAPFENREZEPTE AUS ALT-LEOBEN

Aus einer anonymen Kochbuchhandschrift des 18. Jahrhunderts im Museum:

fol. 25

STRÖCK KRAPFEN

Mach ein Daig an, wie ein Strauben Taig, alsdann laß ein Schmalz heiß werden, nihm ein klein Löfel, thues gewirflet in das Schmalz, so gehts hoch auf, es ist ein gutes Essen.

fol. 38

PRIGL KRAPFEN ZU BRATTEN

Nihm ein halbes Mäßl Mehl, schneid $\frac{1}{2}$ Virting Buter in das Mell, rührs wohl ab, nihm ein Zugger, darnach nihm 6 Ayr Döter, 2 ganze Ayr, ein wenig Räm, mach den Taig nicht zu vest, wälg ihn zweymahl über einander, nicht zu dinn; die Füll darein, nihm zerstossene Mandel, Mußcathblühe, Nägel, Zimmet, zerstossenen Zugger, Ayr Klar, rührs unter einander, und streichs auf das Blat, schlags über ein Walger, binds wohl, daß er nicht hinabfahlt, lass ihn fein hibsich langsam bratten, mach ein wenig Eiß darauf, strä Zugger, lass ihn ein wenig braun werden, so ist er guet.

fol. 48

EIN GUTEN GEWÜRZTEN KRAPFEN ZU MACHEN

Nihm 1 Seidl gute Milch, schlag 4 Ayr darein, auch 4 Döter wohl unter einander gerührt, darnach ein schönes Mehl darein, daß der Taig dick wird wie ein Strauben Taig. Thues wohl gewürzen und zuggern, laß ein Buter, so viel und groß als ein Ayr ist, zergehen, gieß solchen auch in den Taig hinein, rühr ihn wohl ab, darnach nihm ein Kochlöffelstill, duncke den Still in den Taig, bache selben semelbraun, duncke ihn wiederum in den Taig, bache es wiederum, und also fort. Wann er groß wird, so schlag mit dem Messer darauf, so falt der Krapfen herunter.

fol. 48'

SPRITZ KRAPFEN ZU MACHEN

Nihm ein halbes Seidl Wasser, leg so viel Buter darein, als ein halbes Ayr austraget, lass es aufsieden, rühr ein Mehl hinein, nihms von der Gluet, schlag 6 Ayr darein, rührs wohl ab, schmier die Sprizen an, thue den Taig hineintrucken, spriz es heraus, thue es in das heisse Schmalz, bachs langsam, so werden sie guth.

Aus dem Kochbuch der Theresia v. Eggenwalt 1796:

fol. 37'

DIE GUTEN FASCHING KRAPFEN

Nim 12 Loth recht schönes Mundmehl in eine Schüssel und in ein Höferl $\frac{1}{2}$ Maßl Milch, dazu 2 Eyer Tötter und 1 Löffl Gerben. Spridle es gut ab, sodan den Taig angemacht und 2 Loth sieß zergangenes Schmalz dazu, gut abgeschlagen, auf ein

Brett gethan, fingerdick ausgewalgen und mit einen Glaßel ausgestochen, gehen lassen zwischen 2 Tucher und hernach schön kühl in Schmalz gebachen.

fol. 31'

MANDEL KRAPPEN IN SCHMALZ ZU BACHEN

Nim Mandel nach Belieben, 1 Kreuzer Semmel, wovon die Rinden weck mus, weicke in frischen Wasser, sodan stoß die Mandl recht fein, die Semmel trucke gut aus und stoß es auch darunter, zugger es, das es süß genug wird, dan slag 3 oder 4 Eyer Tötter darein, das es ein feiner Taig wird, mach solche Strizel wie die Scheer rübel und bach es.

fol. 27'

DIE BICHSSSEN KRAPPFFEN

Nim ein halbes Maß siessen Raum, zerlaß ein Nuß groß Bröckel Schmalz darein wohl ab, sodan ein wenig Zimmet und gestossenen Zugger, Lemonischallerl, mach mit ein wenig schönen Mehl ein Taigl, das es gut rind, schmier die dazugehörige Bichßen gut mit Schmalz, fülle 2 Finger hoch diesen Taig hinein, nim ein Wasser in eine Pfann, seze die Bichßen hinein, laß es sodann sieden, biß in der Bichßen der Taig fest wird, sodann heraus genohmen, auf ein Brött, schneide es um und um ein, sodann langsam in Schmalz gebachen, das es schön aufgeht, nur langsam gebachen, und zu merken ist, das was in der Buchßen in Boden ist, das mus auch im Schmalz am ersten hineinkommen.

Aus einer anonymen Kochbuchhandschrift um 1850, im Museum:

fol. 50'

WIE MAN DIE SPAGAT KRAPPEN MACHT

Nim Mehl beileufig ein Seidl auf ein Nudelbret, 2 Loth gestossene Mandel, wie auch Limonischallen, Gewürz, Zucker auch ein wenig Salz, auch ein Ey groß Butter, walge mit zusammen ab, dan einen sauern Ram eine Kafeschalle voll wie auch 2 Gugen Wein, ein Ey wirle ab und mach den Teig damit an, walke in auß, lege in so zusammen wie den Buttermteig, schlage in 3 mall dan walke in kleine Finger dick aus, radle es in 4 ekide Fleken ab und bind es auf den gehörigen Modl auf. Bach es aus den Schmalz, bestreie es mit Zuker und Zimt, gib es zur Tafel.

fol. 54

GUTE FASCHING KRAPPEN

Nim 1 Seidl sauren Ram, schlage 6 Eyerdotter hinein, 2 Löffel Germ, wirl es gut ab, dan gib 1 Maß Mehl, schlage es recht gut ab, laß gehen, dan stich Krapfen aus und laß wieder gehen und bache aus den Schmalz.

Das Mitglied

Ein Sonderkapitel zur Untersuchung des Grazer Vereinswesens¹⁾

von Elisabeth Katschnig-Fasch

Beinahe jeder Erwachsene ist in irgend einer Form an einen Verein gebunden, eine Tatsache, durch die die Bedeutung des Vereines als soziale und kulturelle Dimension zwischen Familie und anonymer Gesellschaft klar zum Ausdruck kommt.

Zur Zeit sind in der 250.000 Einwohner zählenden Stadt Graz nahezu 2000 Vereine behördlich registriert. Daneben gibt es jedoch noch zahlreiche informelle Gruppierungen, so daß die tatsächliche Zahl der Vereine wesentlich höher anzusetzen ist. Die Anteiligkeit der Bevölkerung dürfte im Bereich zwischn 70 und 75% liegen. Mindestens 20% gehören einer Vereinssparte mit einer intensiven Gemeinschaftskonsistenz an²⁾.

Zwar ist von den Satzungen her in der Regel der Vereinsbeitritt Angehörigen jeden Berufsstandes und jeder Sozialschicht, unabhängig des Geschlechtes und des Alters, offen, trotzdem zeigt die Verteilung deutliche Verdichtungen in der einen oder anderen Richtung.

¹⁾ Elisabeth Katschnig-Fasch, Vereine in Graz. Eine volkskundliche Untersuchung städtischer Gruppenbindungen. Phil. Diss. Graz 1976.

²⁾ Diese Schätzung stützt sich u. a. auch auf das Ergebnis einer Stichprobenbefragung an 300 Grazern, wovon 211 eine Zugehörigkeit bestätigen, 69 davon bei zwei, 36 bei drei und mehr Vereinen. Diese Anteiligkeit liegt damit höher als das von E. Reigrotzky für die Bundesrepublik Deutschland gefundene Ergebnis, das zeigte, daß etwa 55% der befragten Personen bei einem oder mehreren Vereinen Mitglieder sind. In: Erich Reigrotzky, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Tübingen 1956. S. 164.

So ist heute noch den Frauen der Beitritt zu einigen Vereinstypen verwehrt, etwa zu bestimmten Sportvereinen, zu Exklusivvereinen oder zu akademischen Verbindungen. Nicht selten wirkt auch der Vereinszweck selbst selektiv in bezug auf Alter und körperlicher Verfassung, so etwa bei den meisten Sportvereinen. Daneben wirken – wenn auch meist unausgesprochen – Auslesekriterien sozialer Art.

Daß aber die soziale Zusammensetzung der Vereine durchaus nicht konstant bleiben muß, wird u. a. an der Sparte der Gesangsvereine deutlich – früher Domäne der Oberschicht, heute die der mittleren Beamten. Auch die Heimgartenvereine erlebten eine Verschiebung ihres sozialen Bildes von den reinen Arbeitervereinen hin zu den Freizeitgärten der sozialen Mittelschicht. Relativ stabil hinsichtlich ihrer Sozialzugehörigkeit erweisen sich Sparvereine, Trachten- und Kameradschaftsvereine.

Ein sensibler Pegel für die soziale Einstufung des Mitgliedstandes ist die lokale Situierung des Vereines. So konzentrieren sich beispielsweise in den Fabriksvierteln und in den Arbeitersiedlungsgebieten gerade Spar- und Trachtenvereine.

Eine statistisch gesicherte Analyse der Mitgliederstruktur aller Grazer Vereine kann nicht gegeben werden, da das zur Verfügung gestellte Informationsmaterial häufig nicht den realen Verhältnissen entspricht. So wird die Anzahl der Mitglieder aus Gründen der Subvention ganz bewußt offiziell nach oben – oder aus steuertechnischen Gründen entsprechend nach unten verändert. Zudem kommt noch, daß die Zusammensetzung generell idealisiert wird. Hinter der stereotypen Aussage, daß im Verein alle Berufe vertreten seien, steht meist nur der Wunsch nach einer ausgewogenen Struktur.

Die Anteiligkeit der Männer gegenüber jener der Frauen ist mit 7:3 anzusetzen³⁾. Reine Frauenvereine scheinen in den Sparten der Wohltätigkeit, der politischen und der religiösen Vereine, in jüngster Zeit auch als emanzipierte Frauenvereinigungen, auf. Bei reinen Männerzusammenschlüssen werden Frauen nur zu bestimmten Festanlässen in das Vereinsleben miteinbezogen. Aber auch innerhalb der gemischten Vereine zeigt sich die Mitgliedschaft der Frau nur sehr selten als selbstverständliche und gleichwertige Regelung, am ehesten noch bei Trachten- und Heimgartenvereinen. Allerdings erreicht die Frau auch hier nie eine Führungsposition. Das oft vorgeschobene Argument „mangelnde Freizeit“ ist jedoch sicherlich nicht allen die Begründung ihres Anteiligkeitsprozentsatzes gegenüber Männern und ihrer untergeordneten Position im Vereinsgeschehen selbst. Auch der Meinung,

³⁾ Dies entspricht auch den Verhältnissen in der BRD. Vgl. Erich Reigrotzky, Soziale Verflechtungen... S. 163.

wonach die Frau keinen Geselligkeitsdrang kenne, muß widersprochen werden. Wie es am Beispiel des englischen und amerikanischen Klublebens ersichtlich wird, ist die Teilnahme der Frau am Vereinsgeschehen weniger von endogenen Kriterien abhängig als von kulturspezifischen, exogenen Kriterien.

Die eigentlichen Vereinsträger kommen, wie die Untersuchung zeigte, aus dem Altersbereich zwischen 50 und 60 Jahren. Wo eine körperliche Verfassung vorausgesetzt wird, wie etwa in der Sparte der Sportvereine, zeigt sich naturgemäß eine Verschiebung in den Bereich bis 35 Jahre. Auffallend für das Grazer Vereinswesen ist die niedrige Anteiligkeitsquote bei Jugendlichen. Abgesehen von Sportvereinen, wo sie noch mit 60% vertreten sind, klagen sämtliche integrierten Vereine über akuten Nachwuchsmangel. Unter den Jugendlichen ist heute die informelle Gruppierung eher gefragt, als eine Vereinsgemeinschaft, deren Handlungen und Mittel nicht den heutigen jugendeigenen Werten entspricht.

Die Frage nach den Beweggründen, die zu einem Vereinsbeitritt führten, wurde zu 79% mit dem Interesse am Sachanliegen des Vereines beantwortet. Daß der Verein jedoch primär eine Gelegenheit darstellt, sich mit Gleichgesinnten zu treffen und sich einen stabilen Bekanntkreis aufzubauen, wurde durch eine mündliche Nachbefragung deutlich. Angst vor Vereinsamung und der Wunsch nach Geborgenheit als auslösende Motive für einen Vereinsbeitritt wurden noch am ehesten bei jenen Geselligkeitsvereinen auch verbalisiert, die sich aus Angehörigen unterer Sozialschichten rekrutieren. Aber gerade das Geselligkeitsbedürfnis und der Wunsch nach Anerkennung in einer Gruppe sind von großer Bedeutung, wenn diese Motive auch oft unausgesprochen bleiben und ein Sachzweck vorgeschoben wird⁴⁾.

In den Lebensbedingungen einer Stadt, in der es praktisch keine spontanen Nachbarschaftsbeziehungen gibt, bietet sich – quasi als Ersatz – die Geselligkeit im Verein an. So kommt den Vereinen die wichtige Funktion der sozialen Einbettung und Abstützung des einzelnen in einer Gemeinschaft zu. Auch wenn daher das Interesse am Vereinszweck vorerst sekundär ist, bedeutet das nicht, daß das Mitglied

⁴⁾ In einer von R. Pflaum durchgeführten Untersuchung motivierten immerhin 37% der insgesamt 66 befragten Personen ihren Vereinsbeitritt mit Freude an Geselligkeit. 50% gaben Interesse am Vereinszweck als entscheidendes Motiv an. Die Untersuchung wurde allerdings in einem ländlichen Raum durchgeführt. Aber auch Pflaum vermutet im Sachgrund ein verstecktes Geselligkeitsbedürfnis. Vgl. Renate Pflaum, Die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung. In G. Wurzbacher (Hrsg.), Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Stuttgart 1959. S. 151 ff.

nicht später zu einem glühenden Vertreter des Sachanliegens werden kann.

Innerhalb der verbalisierten und „eingestandenenen“ Motive, die zum Vereinsbeitritt führten, zeigten sich spartentypische Schwerpunkte. Eine detaillierte Befragung, unmittelbar nach einem Begräbnis eines hohen Funktionärs ergab folgende Verteilung bei 90 Befragten, davon 34 weiblich:

- männlich: 42% – Verein bietet schönes Begräbnis
25% – Freude an soldatischer Tradition und an der Uniform
23% – Pflicht und Ehre
6% – Kameradschaftspflege
2% – Geselligkeit
2% – kein bestimmtes Motiv
- weiblich: 52% – Verein bietet schönes Begräbnis
48% – Gatte ist (war) aktives Mitglied

Diese Verteilung ist jedoch nicht als repräsentativ anzusehen. Weitere Befragungen zu neutralen Gelegenheiten ergaben eine deutliche Verschiebung zum Motiv „Freude an soldatischer Tradition“ und „Kameradschaftspflege“. Angehörige von korporierten Studentenvereinen motivierten am häufigsten mit „Familientradition“. „Freude an der spielhaften Darstellung“ nannten Mitglieder von Ritterbünden, Trachten- und Faschingsvereinen. Für Exklusivvereine gilt die Möglichkeit einer Erhöhung des persönlichen Sozialprestiges, auch wenn dieses Motiv selten verbalisiert wird. Überlegungen wirtschaftlicher Art dürften nicht nur bei Angehörigen der Berufsvereine allein maßgebend sein, auch in anderen Vereinen kann man als Geschäftsmann seinen Kundenstock als „Mitglied“ vergrößern. Auch die Hoffnung, durch einen Vereinsbeitritt zu einem beruflichen Aufstieg zu gelangen, ist ein nicht seltener Beweggrund. Diese Hoffnung findet vor allem dort ihre Erfüllung, wo im Verein ein derartiger Korpsgeist herrscht, der zur gegenseitigen Verantwortung und zum gegenseitigen Verpflichtetsein führt, wie man ihn etwa in allen lebensbündischen Vereinigungen antrifft. Auch der Wunsch nach Verhaltensweisen einer Gegenwelt kann zu einem Vereinsbeitritt führen. In Trachtenvereinen, deren Mitglieder vorwiegend in der Schwerindustrie arbeiten, dominiert bezeichnender Weise das Motiv „Freude an der bauerlichen Tracht“. Mitunter wird von einem Beitritt aber auch die Lösung persönlicher Konflikte erwartet – mit Hilfe eines Amtes erreicht man jene Anerkennung, die einem in Beruf und Familie versagt blieb. Eine substituierende Rolle der Vereine als Ersatzbindung anstelle einer kirchlichen konnte nicht ausdrücklich nachgewiesen werden. Von einem sozialen Zwang, in einen bestimmten Verein einzutreten, ist heute – abgesehen von einigen Berufsvereinen – nicht mehr die Rede. Somit kann man sagen, daß trotz der Vielseitig-

keit der Motive und ihrer gegenseitigen Überlagerung, das Bedürfnis nach Geselligkeit als primär für den Vereinsbeitritt anzunehmen ist. Das Sachanliegen dient vor allem zur zusätzlichen Abstützung dieses Bedürfnisses bzw. steht mit ihm in wechselnder Abhängigkeit.

Kern eines jeden Vereines bildet die Führungsclique, der vom Vereinsgesetz vorgeschriebene „Ausschuß“. Diese offiziellen Vertreter – in der Regel der Obmann (1. Präsident, Vorsitzender), dessen Stellvertreter (2. Präsident), ein Kassier und ein Schriftführer – bilden mit einer mehr oder weniger großen Gruppe von Amts- und Würdenträgern die Aktivität des Vereines, deren Angehörige mit speziellen Namen im Sinne eines hierarchischen Systems ausgestattet sind. Die Trachtenvereine bezeichnen ihre Amtsträger in abnehmbarer Folge der Machtstruktur mit Großbauer, Kleinbauer, Gmoaschreiber, Fahnenjunker, Hornjunker, Festbauer, Tanzmeister und Kindlvater. Dieser letztgenannte Rang entspricht übrigens der einzig erreichbaren Führungsposition für weibliche Mitglieder, der Dirndlmutter als Beraterin in Trachtenfragen. In korporierten Trachtenvereinen zeichnen sich diese Ränge in den Titeln Senior, Consenior, Fuchsmajor bzw. Sprecher, Fechtwart, Schriftwart und Kneipwart aus.

Darüber hinaus setzen sich die Funktionäre eines Vereines meist durch das Tragen einer besonders auffallenden Tracht oder durch zusätzliche Abzeichen von den übrigen Mitgliedern ab. Hier sei beispielsweise auf die Wiche der Studentenverbindungen oder die entsprechende Kennzeichnung der Kameradschaftsfunktionäre durch Armbinden, Orden, weißen Handschuhen usw. hingewiesen. Fast ausnahmslos zeichnen sich die Amtsträger eines Vereines gegenüber den übrigen Mitgliedern auch durch höheres Alter aus. Es scheint ein uneingestandenes Vorrecht des Alters zu sein, soziale Aktivitäten zu entwickeln. Dieses Vorrecht kann man auch als Zwang bezeichnen, der umso wirkungsvoller ist, je höher der Status ist. Aber auch für das „gewöhnliche“ Mitglied gibt es verbindliche Verhaltensnormen. So hat jeder seine Rolle zu spielen, die er nicht verändern kann ohne Gefahr zu laufen, seinen sozialen Rang zu verlieren. Die starre Rollenverteilung ist ein wesentlicher Faktor zur Aufrechterhaltung der Vereinsdisziplin und damit im weiteren Sinn zur Sicherung des Vereinsbestandes. War die demonstrierte Disziplin noch bis zum 2. Weltkrieg sehr wesentlich und erstrebenswert, so richtet sich heute die Vereinsdisziplin hauptsächlich auf das inoffizielle Vereinsgeschehen.

Ob ein Verein als Gemeinschaft zu bezeichnen ist, hängt von der Nähe der Mitglieder zueinander ab. Diese Nähe wird ihrerseits vom Faktor der Ähnlichkeit bestimmt – ein Faktor, der die Mitglieder von der Umwelt abhebt und den Zusammenhalt im Verein garantiert. Zu einem besonders hohen Ähnlichkeitsgrad kommt es bei einigen Ver-

einssparten durch die weltanschauliche Übereinstimmung der Mitglieder oder durch die gegenseitige Nennung „Bruder“, „Kamerad“, „Genosse“ oder anderer fiktiver Vereinsnamen.

Die Verbindlichkeit der Mitglieder zueinander braucht jedoch ihre sichtbaren Zeichen, ihre „Mittel“, die ein Gemeinschaftsbewußtsein erst verwirklichen. Mittel und Integrationsdichte bedingen einander. Die Bezeichnung „Mittel“ für etwas, was einen dauerhaften Zusammenschluß von Menschen um einen gemeinsamen Mittelpunkt erst auszeichnet, weist bereits auf die Abhängigkeit im Sinne von „Lebens-Mittel“⁵⁾. Diese Vereinsmittel umschließen nicht nur alle sachlichen und geistigen Inhalte, die der Verein zur Selbstdarstellung benötigt, sondern auch alle Handlungen und Formen der Geselligkeit, die Gewohnheiten und die Gebräuche, alle jene Attribute, die mit bestimmten Funktionen ausgestattet sind und die der Verein zu seinem Leben und zu seiner Darstellung benötigt. Sie umfassen aber auch jene Attribute, die der Verein zwar nicht unbedingt braucht, die sich aber seiner Geistigkeit untergeordnet haben und seinem Wesen entsprechen. Sie müssen nicht unbedingt den Charakter der Eigengesetzlichkeit tragen, vielfach sind sie übernommen und neuangepaßt. Dazu gehören allerdings auch die vergänglichen Formen und „Modeerscheinungen“, denn auch sie können sich schließlich zu Normen verdichten. Sobald diese Mittel zu reinen Zeremonien erstarren, die nicht mehr dem direkten Bedürfnis der Mitglieder entsprechen und dabei in ihrer Unangepaßtheit sinnvollen Gruppenhandlungen entgegenstehen, erstickt das Vereinleben und stirbt schließlich ab – was am Schicksal der Heimatvertriebenenvereine oder der korporierten Studentenverbindungen sichtbar wird.

Trotz der Vielfalt der Mittel, die die Vereine für ihre Geselligkeit gefunden haben, zeigen sich ganz bestimmte, immer wiederkehrende Merkmale. Nach ihrer Funktion kann man diese klar in solche teilen, die dem Zusammensein der Mitglieder direkt erwachsen, sozusagen aus „erster Hand“ sind und solche, die sich der Verein bewußt angeeignet und entsprechend umgeformt hat.

Zu diesen primären Vereinsmitteln zählt der Gruß, mit dem das Mitglied von der Außenwelt in die Welt seines Vereines tritt. Eine besondere Bedeutung erhält er dort, wo sich das Vereinsleben in einer abgeschlossenen und ausgeprägten Scheinwelt abspielt. Hier gilt er sozusagen als Erkennungssignal, das bei Nichtbeachtung mit einer Strafe belegt wird. Je lockerer die Bindung der Mitglieder untereinander ist,

⁵⁾ Um mit K o r e n zu sprechen: „Ohne Mittel kann eine Gemeinschaft nicht leben und sich nicht ausdrücken“.

Hans K o r e n, Volkskunde der Gegenwart. Graz-Wien-Altötting 1952. S. 48.

desto weniger Beachtung kommt dem Vereinsgruß zu, bis er schließlich in institutionalisierten Gruppen gänzlich fehlt. Die Mitglieder kennen hier einander kaum oder überhaupt nicht. Aber auch das Vereinsmahl gehört zu jenen unbewußt übernommenen Mitteln, die das Gemeinschaftsbewußtsein haben und die Gruppenkohäsion verdichten. Viele Vereine zeigen dabei tradierte Formen in der Wahl des gemeinsamen Mahles, die für jedes Mitglied gleichermaßen verbindlich sind, ohn daß diese Forderung ausdrücklich verbalisiert wird. Das Mahl kann schließlich selbst Anlaß zu Vereinsfesten werden, wie etwa die „Auszahlung“ bei den Sparvereinen oder das „Martinigansessen“ der Landsmannschaften und der Faschingsvereine oder das „Labskausmahl“ der ehemaligen Marineangehörigen.

Auch die Formen der Aufnahme eines neuen Mitgliedes entwickeln sich unreflektiert. Die Mittel, deren man sich dabei bedient, reichen vom bloßen Händeschlag und der Leistung der Unterschrift, über die verschiedenen Gelöbnisformeln bis hin zu ritualisierten Initiationsbräuchen, wie sie vor allem in Studentenvereinen, Ritterbünden und abgeschlossenen Exklusivvereinen gehandhabt werden.

Zu den primären Vereinsmitteln zählen aber auch jene Handlungen und Umgangsformen, die, zu einem Ritual verdichtet, zwar der Konkretisierung des Vereinszieles und seines Gedankengutes dienen, einer echten Notwendigkeit im Sinne von „Lebens-Mittel“ jedoch entbehren.

Zu jenen Vereinsmitteln aber, die von den Mitgliedern bewußt eingesetzt werden, weil sich dahinter eine – wenn auch unausgesprochene – Absicht verbirgt, gehören die externen Feste und Feiern, Vereinshandlungen, die sich vor der Öffentlichkeit abspielen.

Auch im Privatleben des Mitgliedes tritt der Verein in mannigfacher Art und Weise in Erscheinung, wobei das Ausmaß der Übernahme von Vereinsmitteln in den Privatbereich ein Indikator der Verbundenheit des Mitgliedes mit seinem Verein und der Erwartung, die es in diese Gemeinschaft legt, ist. Dabei spielt nicht einmal so sehr die tatsächlich erreichte soziale Integration, sondern eher die subjektiv erhoffte eine ausschlaggebende Rolle. So erwies es sich häufig, daß gerade die Wohnungen jener Mitglieder Bilder, gerahmte Urkunden und anderes aufweisen, die im Verein eine Randposition innehaben. Die Zeichen der Mitgliedschaft sind in der Regel an jenem Ort der Wohnung anzutreffen, der den sozialen Status repräsentiert – im „Wohnzimmer“.

Die Anteilnahme des Vereines am Privatleben seiner Mitglieder zeigt sich bei gutintegrierten Zusammenschlüssen auch in einer Art Fürsorge, die sich nicht nur in Krankenbesuchen äußert, sondern auch in der finanziellen Hilfestellung bei Notfällen.

Damit wird noch einmal deutlich, welche soziale Bedeutung dem Verein zukommt.

Eine Tatsache, die übrigens Kurt Tucholsky in seinem Gedicht „Das Mitglied“ treffend parodiert, wenn er es zu Wort kommen läßt:

In mein Verein bin ich eingetreten,
weil mich ein alter Freund darum gebeten,
ich war allein.

Jetzt bin ich Mitglied, Kamerad, Kollege –
das kleine Band, das ich ins Knopfloch lege,
ist der Verein.

Da draußen bin ich nur ein armes Luder.
Hier bin ich – und Mann und Bundesbruder
in vollen Reihn.

Hoch über uns da schweben die Statuten.
Die Abendstunden schwinden wie Minuten
in mein Verein.

Und will auch einst begraben sein
in mein Verein.

(gekürzt)

Chronik der Volkskunde

VEREIN UND ÖSTERREICHISCHES MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE 1978

Die Ordentliche Generalversammlung 1979 des Vereins für Volkskunde in Wien fand statutengemäß am Freitag, dem 23. März 1979, um 17 Uhr im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien I, Seilerstätte 26, statt. An der Generalversammlung und an dem daran anschließenden Vortrag haben Vereinsmitglieder aus Wien und aus den Bundesländern in überaus großer Zahl teilgenommen. Gemäß Ankündigung im Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde wurde folgende Tagesordnung abgehandelt: 1. Jahresberichte des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für 1978, 2. Kassenberichte des Vereins für 1978, 3. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern und 4. Allfälliges.

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde sowie der Arbeitsgemeinschaften des Vereins für das Jahr 1978

A. Verein für Volkskunde

a) Mitgliederbewegung

Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien hat

Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien hat mit Jahresende 1978 die Zahl 697 erreicht. Bei insgesamt 47 Neuanmeldungen und 40 Abgängen (14 Todesfälle, 17 Austritte, 9 Streichungen wegen mehr als dreijährigen Zahlungsrückstandes) bedeuten diese statistischen Zahlen einen reinen Zuwachs von 7 Mitgliedern gegenüber dem Vorjahr.

Der Vereinspräsident gedachte zu Beginn der Ordentlichen Generalversammlung der im Jahr 1978 verstorbenen Mitglieder, unter welchem um die österreichische Volkskunde hochverdiente Persönlichkeiten zu nennen waren, deren Leben und Werk in Nachrufen dieser Zeitschrift gewürdigt worden ist: Erich Blank, Wien (Mitglied seit 1966), Verleger Kuno Hoynig, Wien (1961), Prof. Dr. Georg Kotek, Wien (ehemaliges Ausschußmitglied des Vereins bereits in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg), Prof. Dr. Ing. Franz Kirnbauer, Mödling, Johann Marynowski, Preßbaum/NÖ (1967), Prof. Frederica Derra de Moroda, Salzburg (1956), Emil Mück, Marchegg/NÖ (1963), Elisabeth Pacik, Wien (1970), Ilse Richter, Wien (1971), Hofrat Adalbert Riedl, Eisenstadt/Bgld. (Korres-

pondierendes Mitglied seit 1960), Direktor Dr. Eugen Riedl, Wien (1972), Dr. Carl Rotter, Wien, Amtsrat i. R. Leo Schreiner, Seewalchen/OÖ (1955), Reg.-Rat Dr. Josef Tomschik, Wien (1954).

b) Vereinsveranstaltungen

Der Verein konnte in den zehn Monaten seiner Tätigkeit während des Jahres 1978 wiederum 14 öffentliche Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchführen. Der Besuch der 7 wissenschaftlichen Vorträge, der Sektionsveranstaltungen im Rahmen des 14. Österreichischen Historikertages in Wien mit 4 Vorträgen, des Musikethnologischen Kolloquiums, von 3 Studienfahrten und 2 Ausstellungseröffnungen war in jedem Fall sehr gut. Im einzelnen fanden folgende Veranstaltungen statt.

27. Jänner 1978: Vortrag Univ.-Assistent Dr. Peter Stürz (Innsbruck), „Der Wallfahrtsort Maria Weißenstein in Südtirol – Vergangenheit und Gegenwart“.

24. Februar 1978: Vortrag winkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Volksbrauch in der Karikatur“.

31. März 1978: Ordentliche Generalversammlung 1978 mit Vortrag von Präs. Dr. Brigitte Geiser (Bern), „Bildquellen als Hilfe zur Erforschung der schweizerischen Volksmusik“.

5. April 1978: Vorträge in der vom Verein für Volkskunde betreuten Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde, des 14. Österreichischen Historikertages 1978 in Wien (Rahmenthema: „Volkskunde der Stadt: Formen städtischen Gemeinschaftslebens“) von Dr. Reingard Witzmann (Wien), „Das Wiener Handwerk bis 1859. Zeugnisse seiner Organisation“, Dr. Franz Grieshofer (Wien), „Geschichte des Vereinswesens in Wien“, Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch (Graz), „Das Vereinswesen in Graz. Untersuchung städtischer Gruppenbildungen“, Dr. Helmut Eberhart (Graz), „Schulbräuche – Ein Überblick und ausgewählte Beispiele aus einer Untersuchung an den Volksschulen in Graz“.

26. April 1978: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Dr. Klaus Gottschall (Wien), „Volksfrömmigkeit im Josephinischen Wien“.

19. Mai 1978: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Prof. Dr. Béla Gunda (Debrecen), „Aufbau der karpatischen Volkskultur“.

26. Mai 1978: 38. Studienfahrt „St. Pölten und Schloß Gobelsburg“ zur Besichtigung des Stadtmuseums St. Pölten und Eröffnung der Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg, „Südtiroler Volkstrachten in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffl“, mit Einführung von Direktor Dr. Klaus Beitzl und Dr. Franz Grieshofer.

11. Juni 1978: 39. Studienfahrt „St. Lambrecht in der Steiermark“ zum Besuch der Steiermärkischen Landesausstellung „Gotik in der Steiermark“ im Stift St. Lambrecht.

26. September 1978: 40. Studienfahrt „Museum und Ausstellungen im Weinviertel“ mit Besuch des Stadtmuseums Poysdorf, des landwirtschaftlichen Museums Prinzenndorf und der Ausstellung „700 Jahre Schlacht bei Dürnkrut und Jedenspeigen“ im Schloß Jedenspeigen.

26. Oktober 1978: Eröffnung der Ausstellung „Jagd und Jäger in der Volkskunst“ des Österreichischen Museums für Volkskunde anlässlich des „Tages der offenen Tür“ der Bundesmuseen in Wien am österreichischen Nationalfeiertag 1978 mit Eröffnungsführung von Direktor Dr. Klaus Beitzl, Dr. Franz Grieshofer und Dr. Klaus Gottschall.

22. November 1978: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von o. Prof. Dr. Wolfgang Suppan (Graz), „Musikethnologische Forschungen auf den Färöer-Inseln“ und Kolloquium „Aktuelle musikethnologische Fragen“.

1. Dezember 1978: Vortrag von Dr. Klára Csilléry (Budapest), „Die ungarische Volkskunst im 18. Jahrhundert“.

c) Vereinspublikationen

Das vom Verein für Volkskunde in Wien unter der Schriftleitung von Klaus Beitzl und Leopold Schmidt herausgegebene Fachorgan der österreichischen Volkskunde, die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, konnte als XXXII. Band der Neuen Serie (81. Jahrgang der Gesamtreihe) im Berichtjahr wiederum in regelmäßiger Folge in vier Vierteljahresheften mit einem Gesamtumfang von 294 Seiten vorgelegt werden. Die Gesamtauflage betrug 1978 je Heft 1100 Exemplare. Die Zahl der Dauerbezieher konnte abermals gesteigert werden und beträgt nunmehr 846 (1977: 838). Voraussetzung für die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift ist eine im wesentlichen ausgeglichene Finanzierung, die neben der Aufbringung doch beträchtlicher Eigenmittel wiederum durch die Gewährung von Druckkostenbeiträgen seitens der öffentlichen Hand gewährleistet war. Für Subventionen im Jahr 1978 hat die Vereinsleitung dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, den Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg und dem Magistrat der Stadt Wien zu danken. Im Interesse einer auch weiterhin gesicherten Finanzierung der Zeitschrift sah sich die Vereinsleitung veranlaßt, den Bezugspreis der Zeitschrift mit Rücksicht auf die neuerdings erhöhten Herstellungskosten mit Wirkung vom 1. 1. 1979 zu erhöhen. Das Jahresabonnement kostet nunmehr für Mitglieder öS 180,—, für Nichtmitglieder S 270,—, jeweils zuzüglich Versandkosten.

Das Nachrichtenblatt des Vereines für Volkskunde, „Volkskunde in Österreich“, hingegen wird den Mitgliedern als regelmäßige Dienstleistung kostenlos zur Verfügung gestellt. Der Jahrgang 13, 1978, ist wiederum in 10 Folgen erschienen; die Auflage betrug unverändert 950 Stück.

Innerhalb der Reihe „Sonderschriften des Vereins für Volkskunde“ hat der Verein 1978 anlässlich der Vollendung des 65. Geburtstages des 2. Vizepräsidenten des Vereins für Volkskunde in Wien, Univ.-Prof. Direktor Dr. Franz C. Lipp, die ihm gewidmete Festschrift „Volkskultur. Mensch und Sachwelt“ (geleitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer) mit einem Gesamtumfang von 353 Seiten und zahlreichen Abbildungen veröffentlicht. Die Auflage betrug 800 Exemplare, wovon bereits 500 Exemplare vertrieben werden konnten.

d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft

Wegen organisatorischer Schwierigkeiten des Verlages der wissenschaftlichen Verbände Österreichs hat sich das Erscheinen des bereits in Umbruchkorrektur vorliegenden Bandes 8/9 (1973/74) der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ neuerlich verzögert. Unterdessen wurden die redaktionellen Vorarbeiten

für den nächsten Doppelband 10/11 (1975/76) weitgehend abgeschlossen. Die Mitglieder der Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft in den Bundesländern (Klaus Beitzl: Tirol und Vorarlberg, Margarete Bischof: Wien, Elfriede Grabner: Steiermark und Kärnten, Franz J. Grieshofer gemeinsam mit Dr. Maria Kundegrabner: Burgenland und Niederösterreich, Hans Griebmaier: Südtirol, Maria Kundegrabner gemeinsam mit Franz J. Grieshofer: Burgenland und Niederösterreich, Michael Martitschnig: Salzburg) wurden inzwischen aufgefordert, auch die bibliographischen Nachweise für den folgenden Doppelband 12/13 (1977/78) einzusenden. Die weiteren Folgen der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ werden ab Band 14 (1979) wieder als Einzelbände erscheinen.

Sämtliche Mitglieder der Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft wirken auch an der Erstellung des österreichischen Anteils der „Internationalen volkskundlichen Bibliographie“ (Schriftleitung: Rolf Wilh. Brednich) mit, deren Band 1975/76 demnächst erscheinen wird, während Band 1977/78 sich in Vorbereitung befindet.

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Das Jahr 1978 brachte wieder eine Reihe interessanter Vorträge, wobei diesmal auch Vortragende aus den Bundesländern zu Wort kamen. Den Auftakt machte Dr. Emil Schneeweis, Wien (Bildstöcke und Wegkreuze in Polen); es folgten dann Frau Inge Koller, Wien (Lochsteine in Oberösterreich); Dr. Dietmar Assmann, Linz (Religiöse Flurdenkmale in Oberösterreich); Frau Petronilla Kainzbauer, Enns (Bericht über die Regionaltagung der ARGE Denkmalforschung in Deidesheim an der Weinstraße) und schließlich Primar Dr. med. Franz Farthofer, Villach (Bildstocktypen in Kärnten und den Grenzgebieten). Die Besucherzahl bei den jeweiligen Vorträgen lag zwischen 10 und 17 Personen.

Als einen ersten Schritt zur erwünschten Unterschutzstellung von Bildstöcken kann man den Umstand bezeichnen, daß das Bundesdenkmalamt nun auf die Zentralkartei für österreichische Bildstöcke (bei Herrn Boesch in Floridsdorf) greift, die von den aktiven Mitgliedern der ARGE in mühevoller Arbeit aufgebaut wurde. Nach und nach sollen die derzeit ca. 7000 Karteikarten mit den dazugehörigen Fotos kopiert und die Daten zusätzlich in einem Computer gespeichert werden. Sinn dieser Maßnahme ist einmal, Unterlagen für künftige Restaurierungen zur Verfügung zu haben und zum anderen, diese Angaben bei einer eventuellen Unterschutzstellung der Kleindenkmale heranzuziehen.

Hier soll auch vermerkt werden, daß wir bei der Zentralkartei eine Reihe von Besuchern – z. T. aus dem Ausland (Polen, Ungarn, Deutschland) – begrüßen konnten, die einerseits unsere Beratung in Anspruch nahmen, andererseits auch ihre Arbeiten unseren Mitgliedern zu Verfügung stellten.

(Harald Boesch und Klaus Gottschall)

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

1. Ausstattung und Ausbau:

1.1. Personal: In der Nachfolge von wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, der nach Erreichung der Altersgrenze mit 31. 12. 1978 als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in den dauernden Ruhestand getreten ist, übernahm am 1. 1. 1979 Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl die Museumsdirektion. Cand. phil. Felix Schneeweis wurde am 1. 4. 1978 zunächst auf ein Jahr befristet

in den gehobenen Dienst aufgenommen. Die veränderten Personalverhältnisse führten zu folgender neuen Geschäftseinteilung: Dr. Franz J. Grieshofer für Hauptsammlung und Ausstellungswesen, Dr. Klaus Gottschall für Bibliothek, cand. phil. Felix Schneeweis für Graphiksammlung, Archiv und Dokumentation, Hans Gruber für Photothek.

1.2. Raumbeschaffung: Die langjährigen Bemühungen der Museumsdirektion zur Schaffung geeigneter und ausreichender Studiensammlungs- und Depoträume, die heutigen konservatorischen und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, konnten erfolgreich vorangetrieben werden. In Verhandlungen mit den Magistratsabteilungen 7, 52 und 42 der Stadt Wien wurde die Überlassung von nicht mehr genutzten Räumen im ehemaligen, dem Museumsgebäude unmittelbar benachbarten Luftschutzbunker Schönbornpark, 1080 Wien, vereinbart. Nach Durchführung der noch erforderlichen Instandsetzungsarbeiten mit einem Gesamtfächenausmaß von 165 m² zur Verfügung stehen. Überdies kann das Museum im Bereich der vom Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bzw. von der Stadtgemeinde Mattersburg überlassenen Räumlichkeiten im alten Mühlen- und Silotrakt der ehemaligen Bauer-Mühle (Schubertstraße 53, 7210 Mattersburg) nach Ausführung des 1. Bauleses von Umbau- und Adaptierungsarbeiten 5 Lagerräume mit einem Flächenausmaß von insgesamt 150 m² in Nutzung nehmen. Im Endausbau wird das Museum in der Außenstelle Mattersburg über Studiensammlungs-, Werkstätten- und Präsentationsräume mit einer Fläche von zusammen 900 m² verfügen.

1.3. Innenausbau: Im Museumshauptgebäude (Schönbornpalais) wurden im Erdgeschoß zwei Räume für Wechselausstellungen adaptiert. Für das Verwaltungs- und wissenschaftliche Archiv wurde ein eigener Raum mit entsprechenden Regalen und Ablagekassetten geschaffen. In diesem Zusammenhang hat sich die Auslagerung der vorrätigen Buch- und Katalogveröffentlichungen des Selbstverlags in einen Depotraum der Studiensammlung Mattersburg als notwendig erwiesen.

1.4. Einrichtung und Ausrüstung: Die beiden neuen Wechselausstellungsräume im Hauptgebäude wurden mit den erforderlichen technischen Einrichtungen (Galerieschienen, Stromschienen mit beweglichen Strahlampen) versehen. Für Verwaltung, Bibliothek und wissenschaftliche Dokumentation konnte das bislang gemietete Kopiergerät angekauft werden. Eine Serie von 60 Wechselrahmen sind von der hauseigenen Tischlerei hergestellt worden. Zur Ergänzung der Ausstellungsbehelfe für die Außenstelle Schloß Gobelsburg wurden gleichfalls in der Haus Tischlerei 8 Vitrinen gebaut.

1.5. Instandhaltung: Einer Spenglerei wurde die Ausführung eines dringend erforderlich gewesenen Rostschutzanstriches sämtlicher Dachverblechungen des Museumshauptgebäudes übertragen. Im Zuge der Renovierung der Direktions- und Sekretariatsräume wurde nach Beratung durch das Bundesdenkmalamt die barocke Stukkaturdecke des großen Sekretariatszimmers restauriert. Hauseigene Handwerker haben neben der Erneuerung der Malerei mehrerer Ausstellungsräume laufend Verbesserungs- und Sicherungsarbeiten besonders an den im Museums- garten im Freien stehenden Objekten ausgeführt.

1.6. Generalsanierung der Museumsfassade: Zur Vorbereitung der inzwischen dringend notwendig gewordenen Generalsanierung der Straßen-, Garten- und Hoffassade des denkmalgeschützten Museumshauptgebäudes (ehemaliges

Gartenpalais Schönborn) fanden Begehungen mit Vertretern des Bundesdenkmalamtes (Landeskonservator für Wien) und der Magistratsabteilung 7 der Stadt Wien (Altstadtsanierung) statt; bei verschiedenen Professionisten wurden Kostenvoranschläge eingeholt. Eine Teilfinanzierung aus Mitteln des Altstadterhaltungsfonds wurde beantragt.

2. Bestand und Zuwachs der Sammlungen und Dokumentation:

2.1. **Hauptsammlung:** Die Hauptsammlung wurde um 295 Gegenstände (276 Ankäufe, 19 Schenkungen) vermehrt und erreicht somit den Stand von 67.295 Inventarnummern. Unter den Ankäufen sind als wichtigste Neuerwerbungen 136 Aquarell-Temperabilder und Zeichnungen Südtiroler Volkstrachten von E. Moser-Piffl, 96 Ölgemälde und Zeichnungen aus dem Lungau von Rudolf Haybach, 30 historische Volksinstrumente aus dem Nachlaß von Prof. Dr. Georg Kotek, 1 biedermeierliches Trachtenporträt aus dem Bregenzerwald, 7 Ölskizzen und Zeichnungen aus dem Nachlaß des Malers Anton Velim und 1 Ölgemälde „Hochzeitstanz bei den burgenländischen Kroaten“ von R. R. Ballabene hervorzuheben. Als Widmung wurde dem Museum von der Stadt Wien die große Blechschnittfigur „Nessie“ (verfertigt von Studenten der Technischen Universität für den neuen Kunstteich vor der Wiener Karlskirche) überlassen.

2.2. **Bibliothek:** Der Bücherbestand beträgt 25.574 Inventarnummern. Ohne Berücksichtigung der großen Anzahl von Neueingängen bei den zahlreichen laufenden Zeitschriften, Buch- und Katalogserien beträgt der Zuwachs 784 Inventarnummern (190 Ankäufe, 479 Widmungen, insbesondere durch das Institut für Gegenwartsvolkskunde, 79 Tauschexemplare, 36 Rezensionsexemplare). Die Präsenzbibliothek wurde von 307 Benützern in Anspruch genommen, wovon mehr als ein Drittel Studenten und Schüler waren. Zunehmende Bedeutung erlangt die von verschiedenen Universitätsbibliotheken angeforderte Fernleihe von Büchern.

2.3. **Photothek:** Die Photothek weist einen Zuwachs von 1007 Positiven (Stand: 51.653 Inventarnummern), von 83 Schnittfilmmnegativen (Stand: 14.047), von 23 Streifenfilmmnegativen mit 615 Aufnahmen (Stand: 226 Streifen) und von 216 Diapositiven (Stand: 8731) auf. Insgesamt konnten somit 1921 neue volkskundliche Bildbelege inventarisiert werden.

Die Photothek hat 43 auswärtige Aufträge erledigt.

2.4. **Archiv:** Die umfangreichen Archivalien – Herkunftsakten zur Hauptsammlung Erhebungsmaterial von volkskundlichen Umfragen, Dokumentation von Forschungsprojekten, allgemeine Dokumentation zur historischen und Sachvolkskunde, wissenschaftliche Nachlässe usw. – wurden in dem neugeschaffenen Archivraum in thematischer Gruppierung aufgestellt.

2.5. **Institut für Gegenwartsvolkskunde:** Die Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde wird in enger Zusammenarbeit mit dem Museum vom Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Institutsleitung: Dr. Klaus Beitzl) bearbeitet. Die archivierten Bezeugungen von Erscheinungen der Gegenwartsvolkskunde in den gedruckten Massenmedien (Z-Archiv) erreichen den Stand von 38.000 Inventarnummern.

3. Restaurierung und Konservierung:

In Verbindung mit den Ausstellungen des Jahres 1978 („Südtiroler Volkstrachten“, „Jagd und Jäger in der Volkskunst“, „Pferdegeschirr und Sattelzeug aus

Stadt und Land“) wurden zahlreiche Gegenstände verschiedener Materialien restauriert, darunter 1 „Saltnr“-Tracht mit großem Feder- und Fellkopfaufsatz, 1 versilberter Hochzeitsgürtel, 1 Jagdwagenmodell. Weitere Restaurierungen: 1 bemaltes Bauernbett, 1 bemalter Schrank, 1 vergoldetes Holzrelief, 2 Ölgemälde und eine größere Anzahl von Tierkleinplastiken. Sämtliche neuerworbenen Aquarell-Temperabilder von Südtiroler Volkstrachten wurden unter Passepartout gelegt und für Ausstellungszwecke gerahmt.

Die im Museumsgarten und an der gartenseitigen Hausfront im Freien ausgestellten Eisenobjekte (Haus- und Handwerkszeichen, Grabkreuze) wurden zur Vermeidung weiterer Rostschäden abgenommen und bis zur Restaurierung auf dem Dachboden gelagert. Ebenso wurden die dem Wetter ausgesetzten Steinreliefs zur Restaurierung und Anfertigung von Kopien vorübergehend aus ihrer Vermauerung gelöst.

Für den Verkauf an Museumsbesucher konnten wiederum in großer Zahl Abgüsse von Lebzeltmodellen angefertigt werden. 30 Gußkopien einer kleinen Salzburger Barockmadonna sowie 20 Schaumstoffabgüsse eines Uhrständers in Doppeladlergestalt wurden überdies für Verkaufszwecke bemalt und patiniert.

Im Zuge der Errichtung einer Studiensammlung für Trachten und Textilien mußten mangels einer eigenen Textilrestaurierwerkstatt mehrere Trachtenstücke und eine vollständige Frauentracht zur Konservierung und Restaurierung durch eine freiberufliche Textilrestauratorin außer Haus gegeben werden.

4. Ausstellungen und Leihgaben:

4.1. Ausstellungen im Hauptgebäude: Anlässlich des „Tages der offenen Tür“ der Bundesmuseen wurde am 26. Oktober in den neueingerichteten Sonderausstellungsräumen die Ausstellung „Jagd und Jäger in der Volkskunst“ (mit einem vervielfältigten Katalog) eröffnet. Im provisorischen Ausstellungspavillon im Museumsgarten wurde ab 15. Juni die kleine Schau „Pferdegeschirr und Sattelzeug aus Stadt und Land“ zugänglich gemacht.

4.2. Außenstellen: Im Schloßmuseum Gobelsburg wurde am 26. Mai im Rahmen einer Rundfunkdirektsendung (ORF-Österreich Regional/Studio Niederösterreich) die Sonderausstellung „Südtiroler Volkstrachten in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffli“ eröffnet (bis 31. Oktober). Zur Ausstellung ist ein gedruckter Katalog mit 8 Farbtafeln und eine achteilige Farbpostkartenserie erschienen. Die Werbung erfolgte u. a. durch ein kleinformatiges Farbplakat in den Verkehrsmitteln der Wiener Stadtwerke/Verkehrsbetriebe. Zahl der Besucher: 5600.

Im Prämonstratenserstift Geras wurde anlässlich der dortigen Markterhebungsfeiern am 8. Juni die Ausstellung „Die Zünfte und ihre Zeichen“ eröffnet und bis Ende Oktober offengehalten. 3500 Besucher.

Die Tätigkeit der Außenstelle Märchenmuseum Schloß Raabs konnte infolge ungeklärter Betriebsbedingungen vorläufig nicht weiterentwickelt werden.

Als gemeinsame Veranstaltung des ÖMV mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, dessen ständige Schausammlungen auf Grund eines Leihvertrages wesentliche Bestände ost- und südosteuropäischer Volkskunst aus der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde enthalten, wurde am 1. Dezember die Ausstellung „Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum“

eröffnet (bis 5. Februar 1979). Für die Ausstellung stehen Restexemplare des Katalogs aus dem Jahre 1969 zur Verfügung.

4.3. Weitere auswärtige Ausstellungen: Die große Weihnachtsausstellung „Weihnachtskrippen und weihnachtliche Volkskunst aus Österreich“ (mit Führungsblatt) in der Außenstelle Schloß Matzen des Museums für Völkerkunde in Wien wurde am 6. Februar geschlossen, nachdem 3100 Besucher gezählt werden konnten.

Die Ausstellung „Volkskunst im Zeichen der Fische“ wurde mit Katalog und Plakat dem Museum Schloß Walchen bei Vöcklamarkt (Oberösterreich) für die Zeit vom 4. Juli bis 7. September zur Verfügung gestellt (950 Besucher).

Im Rahmen einer Spanischen Woche des Bundesgymnasiums Wien 6 (Rahlgasse) hat das Museum am 23. Oktober eine größere Auswahl von Gegenständen spanischer und baskischer Volkskunst für eine Schulausstellung ausgeliehen.

Für die Krippenschau in der vom Kulturamt der Stadt Wien jedes Jahr veranstalteten Weihnachtsausstellung in der Volkshalle des Wiener Rathauses konnte vom Museum die große Tiroler „Jaufenthaler-Barockkrippe“ sowie 3 weitere Kastenkrippen aufgestellt werden. 268.000 Besucher.

4.4. Leihgaben an auswärtige Ausstellungen: Der Ausstellungen „Jagd und Kunst“ der Landwirtschaftskammer anlässlich der Wiener Frühjahrsmesse 1978 sowie der Niederösterreichischen Landesausstellung „Jagd einst und jetzt“ in Schloß Marchegg (NÖ) wurden eine größere Anzahl von Gegenständen jagdlicher Volkskunst ausgeliehen. Leihgaben des Museums wurden auch in Anspruch genommen vom Museumsverein Mattersburg (Bgld.) für die dortige Sonderausstellung „Brauchtum der Osterzeit“. Weitere Leihgaben ergingen an folgende Ausstellungen: „Jedermann in Europa. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ in Salzburg (Max Reinhardt-Forschungs- und Gedenkstätte, Schloß Arenberg), „Vom Saumpfad zur Brennerautobahn“ (Technisches Museum für Industrie und Gewerbe, Wien), „Das Wiener Caféhaus“ (BAWAG-Zentrale, Wien), „Hl. Peregrinus-Ausstellung“ (Servitenkonvent, Wien), „Wiener Christkindlmarkt“ (Wiener Kunst- und Antiquitätenmesse), „Fasching in Wien“ (Historisches Museum der Stadt Wien).

5. Wissenschaftliche Tätigkeit:

5.1. Veröffentlichungen: Neuerscheinungen innerhalb der Veröffentlichungsreihen des Österreichischen Museums bzw. des Vereins für Volkskunde (mit Nachträgen aus 1977) sind:

a) Kataloge des ÖMV: „Südtiroler Volkstrachten in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffl“. Ausstellungskatalog Schloßmuseum Gobelburg. Bearbeitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer; – „Jagd und Jäger in der Volkskunst“. Vervielfältigter Ausstellungskatalog. Bearbeitet von Franz J. Grieshofer.

b) Raabser Märchen-Reihe: Band 2 „Judastraditionen“ von Peter Dinzelbacher; – Band 3 „Die Darstellung von Kinderspielzeug und Kinderspiel in der griechischen Kunst“ von Regine Schmidt.

c) „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. Geleitet von Klaus Beitzl und Leopold Schmidt. Band XXXII/81, 1978; – „Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde“. Schriftleitung Klaus Beitzl. Jg. 13, 1978.

d) „Österreichische volkskundliche Bibliographie“. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von Klaus Beitzl. Folge 9/10: Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1973 und 1974; – Österreichische volkskundliche Bibliographie. Supplementreihe, Personalbibliographien, Band 1: „Leopold Schmidt-Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977“. Bearbeitet von Klaus Beitzl gemeinsam mit Margarete Bischoff u. a. Wien 1977.

e) Sonderschriften des Vereins für Volkskunde, Band 3: „Volkskultur – Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag.“ Geleitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer.

Neben verschiedenen Beiträgen in Zeitschriften und Sammelwerken sind von Mitarbeitern des Museums folgende Buchveröffentlichungen erschienen: Klaus Beitzl, „Volks Glaube. Zeugnisse religiöser Volkskunst“. Salzburg, Residenz Verlag, 1978; – Franz J. Grieshofer, „Die Lederhose. Kleine Kulturgeschichte des alpenländischen Beinkleids.“ Wien–München–Zürich, Molden Edition, 1978.

5.2. Lehr- und Vortragstätigkeit: Dir. Dr. Klaus Beitzl hat im Rahmen eines Lehrauftrags am Institut für Volkskunde der Universität in den Studienjahren 1977/78 und 1978/79 über die Themen „Volkskunde von Vorarlberg“ (mit einwöchiger Exkursion) und „Einführung in die Volkskunde Frankreichs“ je eine zweistündige Vorlesung gehalten.

Für Studenten des Faches Volkskunde und des Instituts für österreichische Geschichtsforschung wurden insgesamt vier zweistündige volkskundlich-museologische Seminare am Museum durchgeführt.

Von den Museumsbeamten wurden vor der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Bern) und auf Kongressen und Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (München), der Arbeitsgruppe Volkskunde des Joh.-Gottfr.-Herder-Forschungsrates (Marburg/Lahn), der Görres-Gesellschaft (Bamberg), des Österreichischen Historikerverbandes (Wien) und der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde von Niederösterreich (Geras) wissenschaftliche Vorträge gehalten.

5.3. Arbeitsgemeinschaften und Führungen:

Im Rahmen des Museums werden von den wissenschaftlichen Beamten die volkskundlichen Arbeitsgemeinschaften für Bibliographie sowie für Flur- und Denkmalforschung laufend betreut.

Im Laufe des Jahres konnten schließlich in den Schausammlungen des Museumshauptgebäudes und in den Außenstellen insgesamt 47 Führungen durchgeführt werden.

2. Kassenbericht des Vereins für 1978

Das Berichtsjahr schließt mit einem Abgang von S 109.834,24. Der Grund dafür liegt darin, daß das Heft 4/1977 der Zeitschrift erst in diesem Jahr bezahlt und daß zwei Bücher gedruckt wurden. Mit deren Verkauf kann erst im kommenden Jahr gerechnet werden. Der Großteil der Kosten ist bereits durch Subventionen gedeckt. Die Zeitschrift hat im Berichtsjahr einen Abgang von S 25.644,34. Dieser Abgang wird im kommenden Jahr durch die Erhöhung des Abonnementpreises vermieden werden können. Auch der Vereinsbetrieb ist mit S 834,– passiv, was eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrages notwendig machte. (Franz Maresch)

3. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagenen Korrespondierenden Mitglieder einstimmig bestätigt: Frau Dr. Venetia J. Newall, M.A., D.Litt., F.R.G.S., F.R.S.A., Hon. Sec. Folklore Society, London; Frau Gisliind M. Ritz, Institut für Volkskunde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München; Univ.-Prof. Prefect Dr. Anna Birgitta Rooth, Ethnologiska Institutionen der Universität Uppsala, Schweden.

Für die Auszeichnung mit der vom Verein für Volkskunde gestifteten Michael-Haberlandt-Medaille im Jahr 1979 wurden vorgeschlagen: Honorarprofessor Dr. Karl Haiding, Leiter des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels i. R., Stainach (Steiermark), und Prof. Dr. Giuseppe Šebesta, Direktor des Museo Provinciale degli usi et costumi de la gente trentina, San Michele all'Adige (Trentino, Italien).

4. Allfälliges

Zu diesem Tagesordnungspunkt lag keine Wortmeldung vor.

* * *

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt Univ.-Prof. Dr. Helge Gerndt, Extraordinarius für Volkskunde an der Universität Regensburg, den Vortrag „So feiern die Bayern“. Eine Dokumentation zur Festkultur und Rezeption in der Öffentlichkeit.

Den traditionellen Ausklang fand die Generalversammlung in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst des Österreichischen Museums für Volkskunde bei einer kleinen Bewirtung durch den Verein.

Klaus Beitzl

Krainer Volkskunde und Slowenische Impressionisten

Die Österreichische Galerie hat im Oberen Belvedere zu den Wiener Festwochen 1979 (15. Mai bis 8. Juli 1979) eine ungemein interessante Ausstellung gezeigt. Vor 75 Jahren, also 1904 stellten die Maler aus dem damals noch zu Österreich-Ungarn gehörenden Krain als junger, aktiver Künstlerbund in Wien aus, und hatten großen Erfolg damit. Die Werke sind in die damals gegründete Slowenische Nationalgalerie in Laibach eingegangen, wo sie freilich für ein größeres kunsthistorisches Publikum nicht mehr so bekannt geblieben sind, wie sie es verdienten. So war es richtig, sie nach 75 Jahren noch einmal nach Wien zu holen, und darzutun, was „Slowenische Impressionisten und ihre Vorläufer“ einstmals bedeutet haben.

Die Ausstellung und ihr vorzüglicher Katalog sind selbstverständlich von Laibach aus gemacht worden. Die Kunsthistoriker von dort haben intensiv daran gearbeitet, Emilijan Cevc hat die ausführliche Einleitung „Slowenische Impressionisten und ihre Vorläufer“ geschrieben, und Anica Cevc hat den ausführlichen Katalog der ausgestellten Werke bearbeitet, wobei alle Gemälde dankenswerterweise auch abgebildet sind.¹⁾

¹⁾ Katalog der Ausstellung Slowenische Impressionisten und ihre Vorläufer aus der Nationalgalerie in Ljubljana (= 91. Wechselausstellung der Österreichischen Galerie), Wien 1979.

Es ist leider beinahe selbstverständlich, daß man mit dem Hinweis darauf, daß Kunsthistoriker Ausstellung und Katalog gemacht haben, sogleich auch den Gedanken verbinden muß, daß hier wie so oft die von den Malern dargestellten Gegenstände nicht so behandelt werden, wie man dies als volkskundlicher Betrachter wünschen würde. Wir sprechen nicht nur im Namen des Faches, sondern sicherlich auch im Namen sehr vieler Galeriebesucher, wenn wir zum Ausdruck bringen, daß die auf den Bildern dargestellten „Sachen“ durchaus auch der Berücksichtigung wert sind, ja, daß man die Bilder eigentlich gar nicht richtig würdigen kann, wenn man sie nicht auch vom dargestellten Gegenstand her erkennt. Ein Beispiel dafür: Die Ausstellung zeigt das malerisch durchaus bedeutende Bild von Ivan Grohar „Frühling“, im Jahr 1903 entstand (Nr. 3). Die Einführung betont (S. 42 f.), daß man den bemerkenswerten Weg Grohars als Maler durch die von Giovanni Segantini vermittelten Anregungen gut verfolgen könne: „Segantinis idealisierte Genrebilder aus dem bäuerlichen Leben mit ihrer tiefen Symbolik und ihrer pointillistischen Maltechnik wurden sein Ideal“. Man würde den Einfluß Segantinis auch ohne diesen Hinweis von dem Bild „Frühling“ leicht ablesen können, das im wesentlichen ein leicht gehügeltes Land darstellt, mit blumigen Wiesen, einem blühenden Bäumchen im Vordergrund und den Ausblick auf Baumgruppen an Feldrändern im Mittel- und Hintergrund. Aber ungefähr in der Mitte des obersten Bildviertels stehen dann zwei Gebilde von Menschenhand, und bei ihnen mag sich der vielleicht landschaftsunkundige Betrachter doch fragen, was diese ungefähr leiterartigen, schmalbedachten Holzgestelle hier sein sollen. Nicht jeder hat vor dem Ausstellungsbesuch in der Katalogeinleitung den Satz gelesen (S. 26): „Den Namen Impressionisten verlieh ihnen schon die erste einheimische Kritik – neben anderen, die sie sogar verhöhnen wollten, doch im wesentlichen der Wahrheit nahekamen wie z. B. der Spottname ‚Getreideharfenmaler‘.“ Das bezieht sich also genau auf diese Darstellung: Das Bild heißt wohl „Frühling“, für den Kundigen aber muß es doch „Kornharfen am Rain“ benannt werden. Die Maler haben da ein Thema angeschlagen, das ihnen optisch und darstellerisch ergiebig erschien. Daß dahinter ein beachtliches Kapitel der Sachvolkskunde steht, sogar mit einer interessanten Forschungsgeschichte und einer bis heute nicht ausgetragenen Problematik, das kann der Galeriebesucher bei so geringer Unterweisung nicht wissen, und es entgeht ihm dadurch ein wichtiger gegenständlicher Gewinn.

Davon aber später noch mehr. Zunächst nur ein Hinweis auf den gesamten Gehalt der Ausstellung in dieser Hinsicht. Die Maler, die vielfach in Laibach lebten, aber in Graz, in Wien, weiters in München und in Paris gelernt hatten, sie befanden sich in den letzten Jahrzehnten des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in einer Situation des Überganges. Sie kamen von einem späten Historismus, und nahmen ihre Motive, wie sie ihnen gerade wichtig erschienen. Georg (Jurij) Šubić, der Begründer des Pleinairismus in dieser Gruppe, hatte von den französischen Kollegen gelernt, daß man die Landleute und ihre Häuser in Nordfrankreich malen könne. So malte er 1883 den sein Gewehr reinigenden Jäger „Vor der Jagd“ (Nr. 53) im blauen Kittel der Leute der Normandie. Im Jahr vorher, 1882, hatte er ein halb zerfallendes bäuerliches Fachwerkgebäude als „Haus in der Normandie“ (Nr. 49) gemalt, Vor- und Nachläufer einer schier endlosen Reihe von Darstellungen französischer Bauernhäuser durch nichtfranzösische Maler. Zwischen durch hat er offenbar in Österreich gearbeitet, und unter anderem das Trachtenbild „Volks-trachten aus Krain: Slowenen“ 1891 für den Band Kärnten / Krain des

österreichisch-ungarischen Kronprinzenwerkes gemalt.²⁾ Die eine der Frauen trägt deutlich die Bundehaube mit der breiten goldbestickten Borte, und nun erinnert man sich, in der Ausstellung auch ein derartiges Trachtenbild gesehen zu haben: Um 1889 hat Ferdo Vesel das als „Freundinnen“ bezeichnete Bild gemalt (Nr. 58), auf dem die stehende Frau genau die gleiche Krainer Haube mit der breiten goldgestickten Borte trägt wie auf dem künstlerisch bedeutend unwichtigeren Trachtenbild von Georg Šubić. Aber für die weitere Trachtenkunde, auch für das Sammlungswesen, ist das Bild von Šubić maßgebend geworden, die schönen originalen Krainerhauben im Österreichischen Museum für Volkskunde konnten wir doch immer nur mit dem Bild im Kärnten/Krain-Band des Kronprinzenwerkes vergleichen.

Die etwa ein Jahrzehnt später entstandenen Bilder von Ivan Grohar sind dagegen zunächst für uns unbekannt geblieben. Künstlerisch stellen sie zweifellos einen Gipfelpunkt dieser Malerei zu Anfang unseres Jahrhunderts in Laibach dar, und haben den Spott der „Getreideharfenmalerei“ nicht verdient. Gewiß, Grohars „Frühling“ (Nr. 3) mit den beiden Kornharfen steht 1903 am Anfang. Aber die Ausstellung zeigt doch seine malerische Weiterentwicklung, auch anhand der ländlichen Motive. So ist sein „Sämann“ (Nr. 5) von 1907 zu sehen, und der Gerätekennner wird ohne weiteres feststellen können, daß der schreitende Mann aus einem strohgeflochtenen Säekorb aussät. Krain gehört zur südöstlichen Verbreitungslandschaft des Säekorb, mit den anderen Verbreitungen in der südöstlichen Steiermark verbunden.³⁾ Hinter dem Säemann ist übrigens wieder eine Kornharfe zu ahnen. Gerätemäßig gut zu erkennen ist der zweirädrige Karren, also der „Mann mit Karren“ (Nr. 9) von Grohar. Der Mann zieht mit starker Körperbewegung Abfallholz aus dem Wald. Die stärkste Bewegung mit einem Gerät weist die „Kartoffelernte“ (Nr. 8) von Grohar aus dem Jahre 1909 auf. Der Mann hat den langen, schmalen Korb mit dem Quergriff hoch aufgehoben und entleert ihn in den Sack, den die vor ihm knieende Frau offen darunterhält. Die gebückten Frauenfiguren mögen kunstgeschichtlich an Millet erinnern, man wird hier wie öfter französische Impressionen nicht ausschließen können. Aber das Werk Millets selbst gehört ja in jenes große Kapitel „Bäuerliche Arbeit und bildende Kunst“, das eigentlich nie ganz und richtig durchgearbeitet wurde, vielleicht sogar seiner eigentlichen Erschließung noch harrt.⁴⁾

Man wird durch die Ausstellung gehen und immer wieder Bilder finden, die man hier zuordnen könnte. Schon die „Venezianische Küche“ von Josef

²⁾ Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bd. Kärnten und Krain. Wien 1891. Tafel bei S. 376.

³⁾ Leopold Schmidt, Geschichtliche Grundlagen der Gerätekultur. Zu den Aufgaben der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgeräts, dargetan an den Säegeräten in Kärnten (Carinthia I, Bd. 147, Klagenfurt 1957, S. 773 ff.)

derselbe, La diffusione del cesto da semina lungo l'orlo meridionale alpino (Die Säekorb-Verbreitung am Alpensüdrand) (Ce fastu, Bd. XXXII, Udine 1956, S. 10 ff.)

derselbe, Der Säekorb im südlichen Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXVI, 1964, S. 152 ff.)

⁴⁾ Katalog der Ausstellung Jean-Francois Millet. Redaktion Robert L. Herbert. Paris, Grand Palais 1975.

Petkovšek (Nr. 31), um 1881 hat ja damit zu tun. Aber auch der beinahe schemenhaft auftauchende „Hirt“ (Nr. 10) von Ivan Grohar von 1910 gehört wohl hierher.

Nochmals zurück zu Grohars „Frühling“ von 1903. Wenn sich zu dem schönen Bild der beiden Krainer Haubenträgerinnen von Ferdo Vesel ein Gegenstück im Kärnten/Krain-Band des Kronprinzenwerkes gefunden hat, so könnte ähnliches doch auch bei den Kornharfen Grohars der Fall sein. Und tatsächlich, man findet in dem inhaltsreichen Band von 1891 eine Art Gegenstück, nämlich die sehr instruktive Zeichnung einer „Fruchtharfe“ bei Veldes in Oberkrain, aber nicht von einem slowenischen Impressionisten, sondern von dem für das Kronprinzenwerk vielfach tätigen Wiener Hugo Charlemont.⁵⁾ Und es findet sich auch nicht im volkskundlichen Abschnitt des Werkes, sondern illustriert eine Stelle in dem Kapitel „Volkswirtschaftliches Leben in Krain“, in welchem Gustav Pirc Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei darstellte. Pirc schreibt dazu recht ausführlich: „Da das geschnittene Getreide wegen der Nachfrucht gleich vom Felde geräumt wird, muß es außerhalb dessen getrocknet werden. Zu diesem Zwecke dient die sogenannte Fruchtharfe, ‚kozele‘ oder ‚stok‘ genannt. Die Fruchtharfen bestehen aus hölzernen, selten aus gemauerten, 5 bis 6 Meter hohen, in einer Reihe stehenden Säulen, durch welche Querlatten gezogen sind, die ca. 0,5 Meter hohe Stockwerke bilden. Das Ganze ist mit einem schmalen Dach bedeckt. Oft werden zwei solche Harfen parallel zueinander gestellt und durch Querbalken zu einer Doppelharfe verbunden. Die Harfen stehen entweder am Rande der Äcker oder sie befinden sich in dem zunächst dem Hofe gelegenen Obstgarten, bisweilen im Wirtschaftshofe selbst. Die Fruchtharfen dienen auch zum Trocknen des Klees und des Heues und sind im Spätherbste bei der Grummeternte vornehmlich aber bei der Fechsung des Haidens [Buchweizens] von großem Vorteile. Die Abteilungen zwischen je zwei Säulen einer Fruchtharfe werden Fenster genannt; in Oberkrain gibt es Harfen mit 20 und mehr solchen Fenstern. Gegen Unterkrain und gegen Innerkrain zu findet immer mehr die kurze Doppelharfe, welche mit einem gemeinschaftlichen Dach bedeckt ist, Verwendung. Der innere obere Teil derselben dient zugleich als Scheuer, während der untere Teil als Aufbewahrungsort für Geräte verwendet wird.“⁶⁾ Das war für 1891 also eine durchaus taugliche Beschreibung von der landwirtschaftstechnischen Seite her. Für Kärnten war schon dreißig Jahre vorher eine gute Beschreibung im volkskundlich-mundartkundlichen Sinn durch den großen Matthias Lexer erfolgt. Er schrieb nämlich unter „Harfe“ in seinem Kärntner Mundartwörterbuch 1862: „Allgemein kärnt., nur im Lesachtal dafür köse; ein Schutzgebäude auf dem Felde für die Getreidegarben; sie ist einfach oder doppelt: bei jener werden zwei oder vier starke Baumstämme in gerader Linie mit je einer Distanz von etwa zwei Klaftern aufgerichtet, durch die in denselben angebrachten Löchern Querstangen gesteckt, und das ganze oben überdacht; wird nun parallel eine zweite solche Harfe errichtet und beide oben mit einem Dach verbunden, so heißt es Doppelharpf.“⁷⁾ Diese merkwürdige

⁵⁾ Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bd. Kärnten und Krain. Abb. S. 479.

Zu Hugo Charlemont vgl. Ludwig Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Bd. II, Leipzig 1903, S. 262f.

⁶⁾ Gustav Pirc, Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, in: Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bd. Kärnten und Krain, S. 478f.

⁷⁾ Matthias Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862, Sp. 134.

Erscheinung ist an die hundert Jahre später doch auch österreichischen Malern aufgefallen. So konnte ich 1950 ein gutes Aquarell einer derartigen Kärntner Doppelharpe von dem Wiener Maler Günther Baszel für unser Museum erwerben.⁸⁾

Das war freilich lange nach der Zeit, in der sich die Haus- und Geräteforschung schon recht intensiv mit diesen Heu- oder Kornharpen befaßt hatte. Man darf nur nicht glauben, daß sich die Ergebnisse der Forschung in der volkstümlichen Darstellung auch ausgewirkt hätten. So konnte der Kunstschriftsteller Kristian Sotriffer 1973 in seinem schönen und gutgemeinten Buch über Slowenien etwa schreiben: „Vor allem in Krain, aber auch im Krkatal und im Dolenjsko begegnet man den mannigfachen Formen der zum Zweck des Trocknens von Heu, Getreide oder Mai aufgestellten Holzkonstruktionen in durch Stangen miteinander verbundenen Gestellen oder hauförmigen und dachgedeckten Bauten. Man findet sie – als Indiz für eine frühe slawische Besiedlung – auch noch im Pustertal in Osttirol, während sie etwa auf dem Toblacher Feld in Südtirol schon nahezu verschwunden sind, weil neue wirtschaftliche Bedingungen sie nicht mehr erforderlich machen. Die hier [im Farbfoto] gezeigten Konstruktionen dieser Art liegen abseits der Straße von Novo Mesto über das Gorjanci-Gebirge. Sie verleihen der slowenischen Landschaft spezifische Akzente bis hoch in die Gebirgstäler Oberkrains hinauf. Schon Valvasor spricht in seinem Kapitel über Lebensart, Religion und Sitten der Krainer von sogenannten ‚Harpfen‘ (Heu- oder Getreideharpen nennt man sie auch heute noch, und in Tirol nennt man die immer noch so wie Valvasor) als von einem ‚Gerüstweg, da man das Getreide, sobald es geschnitten, hineinlegt, damit es truckne; weil es auf dem Felde trucknen zu lassen... nicht die Zeit verstattet,‘ da dieses Land ‚zu Sommers-Zeiten von greulich- und entsetzlichen Blitzen beleuchtet, und mit grausamen Donnerschlägen manches Mal bewütet wird‘.“⁹⁾

Davon wäre nun der Hinweis auf „Die Ehre des Herzogtums Krain“ von Johann Weichard Freiherr von Valvasor recht nützlich. Umso schädlicher sind dagegen jene Ausführungen, welche die Verbreitung der Heuharfen mit einer „frühen slawischen Besiedlung“ zusammenbringen versuchen. Sotriffer begeht damit einen Rückfall in Frühformen der Haus- und Siedlungsforschung, wie er in dieser Form heute wirklich nicht mehr annehmbar oder auch nur verständlich ist. Er hätte sich immerhin anhand der älteren wie der neueren Literatur davon überzeugen können, daß eine solche Beziehung zwischen Sprachvolk und Geräteverbreitung nicht mehr angenommen wird. Nach seinem Hinweis auf „frühe slawische Besiedlung“ müßte man beispielsweise meinen, ein großer Teil von Schweden sei „früh slawisch besiedelt“ gewesen. Die Arbeiten der schwedischen Volkskunde, insbesondere von Sigmund Erixon, haben längst auf die dichte Verbreitung der „hässjor“ aufmerksam gemacht. Schon Ernst Moritz Arndt schrieb 1804: „Das Korn wird allgemein gehässjat, entweder sogleich auf dem Felde auf kleinen Hässjor von drei bis vier Ellen Höhe oder auf höheren, die um die Dörfer selbst stehen.“¹⁰⁾ Und Erik

⁸⁾ Katalog der Ausstellung Häuser und Menschen in Kärnten. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 1973, Nr. 1 (Inv. Nr. 47.798).

⁹⁾ Kristian Sotriffer, Slowenien. Geschichte, Kultur und Landschaft. Linz 1973. Farbtafel S. 99, dazu Text S. 97.

¹⁰⁾ Diese und die anderen bemerkenswerten Stellen über die Kornharpen in Schweden usw. bei Kurt Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. Anhand der Schriften Ernst Moritz Arndts. Hamburg 1925. S. 290 und 520 f.

Laid hat dann 1952 eine beispielhafte Monographie „Säden torkar“ daraus gestaltet, mit dem umfangreichen, reich illustrierten Kapitel über die „Storhässja“. Auch die in Kärnten und Krain gewiß auffälligen Doppelharfen haben sich dort wiedergefunden. Und Bildzeugnisse beispielsweise aus Tornedalen lassen sich schon um 1600 nachweisen.¹¹⁾

Dabei handelt es sich bei den schwedischen Kornharfen aber auch nur um eine Verbreitungslandschaft unter vielen anderen. Aufbauend auf den Forschungen von Karl Rhamm¹²⁾ wie von Gustav Bancalari¹³⁾ und manchen anderen hat Arthur Haberlandt in einer sehr weit ausgreifenden Untersuchung festgestellt, daß es sich um ein überaus merkwürdiges Gesamtverbreitungsgebiet dieser Trockengerüste handelt. Sie beginnen im Westen in der Schweiz, im Tessin, wo sie als „Kornhisten“ von Konrad Huber aufmerksam bearbeitet wurden, immerhin 1944.¹⁴⁾ Aber Arthur Haberlandt hat doch schon 1929 die Verbreitung nach dem Norden, nach Schweden wie bis ins nördliche Großrußland festgestellt, sowie die ganz auffällige Ostverbreitung bis nach Westchina hin festgehalten. Und er hat mit Recht festgestellt, daß sprachvolkliche Zusammenhänge an so verstreuten Punkten im weiten eurasiatischen Raum hier ebenso wenig Bedeutung haben können wie die praktischen, landwirtschaftstechnischen Gegebenheiten. Trocknung und Durchlüftung des Heues wie des Kornes oder auch des Klees kann und konnte allüberall auf die verschiedenste Art und Weise bewirkt werden, es waren die aufwendigen riesigen Holzgestelle, wie sie uns vor allem in dem merkwürdigen breiten Band am Alpensüdstrand entgegentreten, nicht notwendig. Arthur Haberlandt sprach in diesem Zusammenhang von einem „Verbreitungskreis der Harfen“, der wahrscheinlich als „Überrest einer weit ausgreifenden, freilich nicht überall im gleichen Zeitmaß verlaufenden Kulturentwicklung und -bewegung der Vor- und Frühgeschichte Eurasiens“ anzusehen sei.¹⁵⁾ Man wird heute vielleicht hinzufügen, daß an so manchen Stellen die besondere Dichte der Verbreitung dieser Trockengerüste mit der Wirtschaft, vielleicht mit besonderen Formen der Gutswirtschaft zusammenhängen dürfte. Und ob man „Vor- und Frühgeschichte Eurasiens“ heranziehen müsse, und nicht an die stellenweise sehr beachtlichen Intensivierung der Gutswirtschaft in der frühen Neuzeit denken müsse, bleibt dabei wohl auch noch offen. Es scheint sich doch, soviel ich sehe, kein mittelalterliches Wort- und Bildzeugnis bisher

¹¹⁾ Eerik Laid, *Säden torkar. Sädessuppsättningar i Sverige 1850–1900* (= *Etnologiska källskrifter*, Bd. V). Lund 1952, S. 190 ff.

¹²⁾ Karl Rhamm, *Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavisches Waldgebiet* (= *Ethnographische Beiträge zur germanisch-slavisches Altertumskunde* Bd. II/1). Braunschweig 1908, S. 905 f., 1083 f.

¹³⁾ Gustav Bancalari, *Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen* (= *Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins*, Bd. 24, Wien 1893, Fig. 60).

¹⁴⁾ Konrad Huber, *Über die Hist- und Speichertypen des Zentralalpengebietes* (= *Romanica Helvetica*, Bd. 19), Genf und Erlenbach-Zürich 1944.

¹⁵⁾ Arthur Haberlandt, *Neuere kulturgeographische Erkenntnisse in der Volkskunde* (= *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien*, Bd. 72, Wien 1929, S. 119 f.)

dafür gefunden zu haben, wogegen sich die Belege vom 17. Jahrhundert an zu häufen beginnen, wie bei so manchen anderen Geräten ja auch.

Wie dem auch sei, die Erfassung der Trockengerüste, der „Harpfen“ in Krainz durch die Maler zu einer Zeit, in der sich die Volkskunde gerade in Wien eines neuen Aufschwunges zu erfreuen begann, bleibt wichtig und bedeutungsvoll. Man kann also auch diesbezüglich an den schönen Bildern der „Slowenischen Impressionisten“ mehr ablesen, als man zunächst meinen möchte, und bleibt den Initiatoren und Veranstaltern dieser Ausstellung daher zu Dank verbunden.

Leopold Schmidt

Ausstellung und Katalog Lorenz Quaglio

Der außerhalb Bayerns kaum bekannte, vorzügliche Zeichner Lorenz Quaglio (1793–1869) ist im Vorjahr durch eine Ausstellung seiner auf das bäuerliche Leben und Wesen eingestellten Zeichnungen und Lithographien im Freilichtmuseum des Bezirkes Oberbayern auf der Glentleiten bei Murnau nachdrücklich herausgestellt worden. Leider ist die Ausstellung über die oberbayerischen Grenzen hinaus kaum bekanntgemacht worden, und der Katalog, ebenso wie die Ausstellung eine Leistung von Paul Ernst Rattelmüller, hat überhaupt nicht in den Buchhandel gefunden. Es sei deshalb hier nachdrücklich darauf hingewiesen: Katalog Lorenz Quaglio, der Schilderer oberbayerischer Bauern. 204 Seiten, mit 4 Farbtafeln und zahlreichen Abbildungen. So manche Trachtenzeichnungen beziehen sich auf Tirol, so z. B. 87, 89, 101 und 102. Ich verdanke die Zusendung des Kataloges der Freundlichkeit von Dr. Ottmar Schubert, Direktor des Freilichtmuseums auf der Glentleiten, der mir dazu verhalf, nachdem alle früheren Bemühungen, den schönen Band durch den Buchhandel zu erlangen, ergebnislos geblieben waren.

Leopold Schmidt

Vorarbeiten für eine „Volksbotanik des Burgenlandes“

Im 16. Jahrhundert hat einer der größten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, Carolus Clusius, im westpannonischen Raume (heute größtenteils Burgenland) den Grundstein für eine Wissenschaft gelegt, die damals überhaupt noch nicht existierte: es ist dies die **V o l k s b o t a n i k**. Gewiß war dies nicht die primäre Absicht des Clusius, doch soll dies sein Verdienst nicht schmälern. Als einem der drei Väter der modernen Botanik (Clusius, Dodónaeus, Lobelius) stand ihm noch nicht das Linné'sche System der binären Nomenklatur zur Verfügung und so war er gezwungen, in seine Diagnosen auch die Vulgarnamen unserer heimischen Pflanzen in deutscher, ungarischer, teils auch südslawischer Sprache einzubauen. Darüber hinaus machte er zahlreiche Angaben über die volksmedizinische Verwendung der Heilpflanzen, ja er zeichnete fallweise sogar Pflanzensagen auf. Kurz zusammengefaßt und biologisch gedeutet: Clusius hat die Dauerspore „Ethnobotanik“ ins Leben gerufen, die nun nach einem vierhundertjährigen Schlummer zu neuem Leben erweckt werden soll.

Auf diesem Sektor der burgenländischen Volkskunde ist seither so gut wie nichts geschehen und so wäre es an der Zeit, das z. T. noch vorhandene Volkswissen über Pflanzen (Vulgarnamen in deutscher, ungarischer und kroatischer Sprache, Pflanzensagen und -legenden, Pflanzenbrauchtum, Volksindikationen für Heilpflanzen usw.) dokumentarisch aufzuzeichnen und in weiterer Folge zu veröffentlichen.

Erst wollte ich über das bereits von mir zusammengetragene Wissensmaterial fallweise kleinere Studien veröffentlichen, bin aber dann zur Erkenntnis gelangt, daß höchste Eile geboten ist und zunächst eine umfassende Feldarbeit eingeleitet werden muß, bevor man an eine Aus- und Verwertung denken kann. Berufskolleginnen und -kollegen wissen wohl schon, daß ich mit Unterstützung des Landesschulrates in allen burgenländischen Haupt- und Untermittelschulklassen eine volksbotanische Sammelaktion für das laufende Schuljahr (1978/79) eingeleitet habe. Die Sammel-tätigkeit soll im Rahmen der Biologiestunden unter der Anleitung der zuständigen Lehrkräfte erfolgen. Der Erfolg wird vom Einsatz der Berufskollegen und von dem Fleiß der Schülerschaft abhängen, worüber noch nichts vorausgesagt werden kann.

Darüber hinaus denke ich an die Gründung einer botanischen Arbeitsgemeinschaft im Burgenland (bestehend aus Volkskundlern, Sprachkundigen in Latein und in den drei Landessprachen, Botanikern, Ärzten, Apothekern und sonstigen Fachexperten), deren Aufgabe es sein sollte, gemeinsam eine „*Burgenländische Ethnobotanik*“ zu erarbeiten.

Stephan Aumüller

Ethnographische Freilichtmuseen in Ungarn

Im ganzen Lande werden Sammlungen von alten Denkmälern der Volksarchitektur, ethnographische Freilichtmuseen genannt, eingerichtet. Bei Szentendre, nördlich von Budapest, sind die ersten Einheiten des die Volksarchitektur des ganzen Landes darstellenden großen Freilichtmuseums bereits aufgebaut worden, die im Laufe der Zeit noch durch weitere neue Einheiten erweitert werden. Gleichzeitig damit wurden bzw. werden Dorf-museen auch auf dem Lande errichtet in denen die

Charakteristika der Volksarchitektur und Volkskunst der jeweiligen Gegend aufbewahrt werden.

312 Denkmäler der Volksarchitektur

Bereits Mitte des vergangenen Jahrhunderts fingen die Experten an, sich für die Volksarchitektur zu interessieren und sich damit in mehrerer Hinsicht zu beschäftigen. Das erste großangelegte Dorfmuseum wurde 1896 in Budapest zum tausendsten Jahrestag der Ansiedlung der Ungarn im Karpathenbecken, zur Milleniumsfeier, im Rahmen einer riesigen Ausstellung errichtet. Die Forscher beschäftigten sich dann infolge des Weltkrieges und aus anderen Gründen vielmehr nur mit theoretischen Fragen. Als Jahr der Wende können wir 1965 betrachten, als nämlich auf Regierungsebene darüber entschieden wurde, daß in Szentendre ein ethnographisches Freilichtmuseum eingerichtet werden soll, das die Denkmäler der Volksarchitektur der zehn großen Landschaften des Landes sammelt und darstellt. Der erste Abschnitt wurde schon fertiggestellt. Hier stehen 43 Häuser, die aus Nordostungarn hierher versetzt wurden. Bis 1980 sollten noch zwei Komplexe aufgebaut werden, die jeweils eine westungarische Landschaft darstellen werden. Das zentrale ethnographische Freilichtmuseum von Szentendre wird insgesamt aus 312 Häusern bestehen. Davon stehen gegenwärtig noch 108 an ihrer ursprünglichen Stelle und warten auf ihre „Umsiedlung“. Die übrigen Häuser wurden schon nach Szentendre transportiert und sind teilweise auch wieder aufgebaut worden. Gegenwärtig wird im Museum an 15 Häusern gearbeitet.

Auf dem Lande wurden und werden an mehreren Stellen Dorfmuseen eingerichtet, die aus insgesamt mehr als 100 Häusern bestehen werden. Bei Zalaegerszeg in Westungarn befindet sich das Dorfmuseum Göcsej, das die charakteristischen Baudenkmäler einer kleinen westungarischen Landschaft, Göcsej, gesammelt hat. Nördlich von diesem Gebiet liegt das Komitat Vas, in dessen Zentrum Szombathely das Vaser Dorfmuseum errichtet wurde, in dem alte Dorfhäuser aus mehreren Gebieten des Komitats aufbewahrt werden. Im nördlichen Teil des Landes, in Nyíregyháza, stellt das Dorfmuseum Sóstó die einzelnen Landstriche des Komitats Szabolcs-Szatmár vor. Im südlichen Teil von Westungarn, in einem kleinen Dorf vom Komitat Somogy, in Szenne, wurde bzw. wird neben einer reformierten Kirche von Denkmalcharakter ein kleines Dorfmuseum aufgebaut, das die Schätze der Gegend Zselicség für die Besucher zugänglich macht. Im Nationalen Gedenkpark von Ópusztaszer in Mittelungarn, an der Stelle, wo die Ungarn überlieferungsgemäß Ende des 9. Jahrhunderts ihre erste Nationalversammlung abhielten, wird ebenfalls ein kleines Dorfmuseum eingerichtet, in dem Einzelgehöfte und andere Häuser der Großen Tiefebene aufgebaut werden.

Umfassende wissenschaftliche Arbeit

Ein schon aufgebautes Dorfmuseum bietet einen schönen Anblick, und die Besucher denken wohl nicht daran, welch komplizierte wissenschaftliche Arbeit selbst hinter dem Aufbau eines einzelnen Hauses steckt. Die Einrichtung eines Dorfmuseums bedarf vor allem einer gründlichen bauhistorischen Forschung und Aufdeckung. Dabei stellte sich heraus, daß in Ungarn bis zum heutigen Tag alle Grundbautypen und -technologien noch aufzufinden sind, die hier bereits zur Bronzezeit verwendet wurden. Die Experten müssen ferner die ursprüngliche Form, den Grundriß und die Bestimmung der Bauten sowie die Bautechnologien und

Kunstgriffe kennen. Es ist dazu unerlässlich, auch das wirtschaftliche Leben der jeweiligen Zeit und die engere Umwelt kennenzulernen. Die Wirtschaft und die Wirtschaftsstruktur geben schließlich die endgültige Erklärung von Bestimmung, Form und Bauweise der Häuser und von den in ihnen befindlichen Gebrauchsgegenständen.

Auf diese Weise stecken hinter den als ethnographische Freilichtmuseen bezeichneten Landes- und örtlichen Unternehmungen solche gesellschaftswissenschaftliche Grundforschungen, die die historischen Schichten der Lebensform und der Baukultur der ungarischen Dörfer und Marktflecken aus dem 18. und 19. Jh. auf der Grundlage der bis zum heutigen Tag erhaltengebliebenen Häusern und Gegenstände aufdecken.

Versetzung und Einrichtung

Das Dorfmuseum unterscheidet sich von den rekonstruierten alten Denkmälern der Volksarchitektur dadurch, daß das Museum die Häuser, nachdem es sie gekauft hat, fachgemäß auseinanderlegt, abtransportiert und im Dorfmuseum mit der ursprünglichen Technologie wieder aufbaut. Das ausgesuchte Haus wird nicht zerstört, man mißt es vom Fundament bis zur Deckenschalung ab, es werden darüber Schwarz-weiß-Aufnahmen, farbige Dias und Filme angefertigt, einige Teile des Hauses werden chemischen Analysen unterworfen und die dabei gefundenen Stellen von ursprünglichen Bauphasen, Ergänzungen und ausgewechselten Elementen werden ebenfalls registriert. All dies geschieht nur zum Kennenlernen des Hauses der verwendeten zeitgenössischen Baustoffe und -technologien.

Der Wiederaufbau eines alten Hauses kann nicht ohne Handwerker durchgeführt werden, die die alten Baumethoden und Kunstgriffe gutkennen. Das Dorfmuseum bietet also auch den Vorteil, daß man gezwungen ist, das alte Handwerk aufrechtzuerhalten. Die Dorfmuseen beschäftigen Ziegelschläger, Schindelmacher, Zimmerleute, Baumeister, Schilf- und Strohdachdecker sowie andere Meister teils als eigene Angestellte, teils als zeitweilige Arbeiter.

Diese Häuser werden zeitgetreu und vollständig eingerichtet, so daß eine Familie einziehen könnte und dort auf dem der damaligen Zeit entsprechenden Niveau reibungslos wirtschaften und leben könnte. Dazu ist aber – wie auch zur Auseinanderlegung, Versetzung und zum Wiederaufbau der Häuser – ebenfalls eine umfassende Forschungsarbeit notwendig. Vor allem werden alle Geräte und Gebrauchsgegenstände gesammelt, die an Ort und Stelle gefunden werden. Heutzutage findet man allerdings nicht mehr alle Gegenstände in ein und demselben Haus, so daß auch die Nachbarn aufgesucht werden müssen. Wenn es notwendig ist, so wird das ganze Dorf durchforscht, um alle zur Einrichtung des Hauses notwendigen Geräte und Gebrauchsgegenstände zu finden. Sorgfältig werden auch die mündlichen Überlieferungen, die sich auf die mit den Geräten und Gebrauchsgegenständen in Verbindung stehenden Bräuche beziehen, notiert. Auch in Archiven werden Forschungen geführt, da die einstigen Versteigerungslisten und Testamente sehr wertvolle Angaben zur Einrichtung dieser Häuser liefern.

Trotz aller sorgfältigen Forschung kann es vorkommen, daß dieser oder jener Gegenstand fehlt. In solchen Fällen wird die Kopie von dem entsprechenden Gegenstand, der sich in einem der ethnographischen Museen befindet, angefertigt und im Dorfmuseum ausgestellt. Diese Arbeit fordert allerdings geschickte Meisterhände,

die diese Gegenstände auch herstellen können. Im Dorfmuseum werden also nicht nur die Traditionen von alten Baumeistern, sondern auch die von Kleingewerblern, die die im alten Bauernleben verwendeten Gegenstände anfertigen, aufbewahrt.

Die Dorfmuseen sind im ganzen Lande über die Anfangsphase der Entwicklung hinaus, in der die Experten den Akzent auf die Schaffung der Grundlagen und die Ausarbeitung der Methoden setzten. Bei der jetzigen, schon gleichmäßigen Entwicklung haben die Museologen und anderen Experten mehr Zeit dafür, die enorme Menge von entdeckten wissenschaftlichen Materialien sowohl dem sich dafür interessierenden Publikum, als auch den engeren Fachkreisen vorzustellen und besser bekanntzumachen. In Szentendre wird beispielsweise ein immer größerer Akzent auch auf die Volksbildungsarbeit gesetzt. Gleichzeitig kann die umfassende Dokumentation, die beim Bau der Dorfmuseen zusammengestellt wird, auch von Architekten in erster Linie bei der Urbanisationsarbeit und bei der Projektierung von Einfamilien- und Wochenendhäusern verwendet werden.

Ferenc Ábrahám

P. Gottfried Engelhardt †

Am 25. Mai 1979 ist Dipl.-Ing. P. Gottfried Engelhardt, Benediktiner zu Seitenstetten in Niederösterreich, im hohen Alter gestorben. P. Engelhardt war ein Sammler und Liebhaber der alten Kleinkunst, einschließlich verschiedener Gebiete der Volkskunst, und als solcher in Nieder- und Oberösterreich wohlbekannt. Sein Interesse galt vor allem der religiösen Volkskunst, also vor allem der Kunst der Wachszieher und Lebzelter, aber auch allen verwandten Gebieten, nicht zuletzt dem Kleinen Andachtsbild. Zahlreiche Privatsammler, die ihm ihre Schätze erschlossen, kannten den kenntnisreichen Benediktiner, der den alten Kunstwerken mit inniger Zuneigung und Ergriffenheit, oder, wie er selbst sagte, mit „suchendem und staunendem Schauen“ gegenüberstand.

Von seiner Anteilnahme an diesen Gebieten legen mehrere Veröffentlichungen Zeugnis ab. Manche kleinere davon sind in der Hauszeitschrift seines Klosters, dem „Boten aus Seitenstetten“ erschienen. In den Linzer „Christlichen Kunstblättern“ veröffentlichte P. Engelhardt 1953 seine kenntnisreiche Abhandlung über die Werke der Wachszieher und Lebzelter, die dann 1957 auch als hübscher Sonderdruck unter dem Titel „Christliche Kunst und religiöses Brauchtum im Wachszieher- und Lebzelterladen“ (Amstetten 1957, 36 Seiten, 9 Tafeln) erschien. Ein seit Generationen berühmtes Thema, den „arbor vitae“ behandelte er schließlich in einem eigenen, gut ausgestatteten Buch „Das Lebensbaum-Motiv in der Kunst“. Steyr, Verlag Wilhelm Ennsthaler, 1974 (112 Seiten, 31 Abb. auf Tafeln). Seine vielseitig angeregten und anregenden Veröffentlichungen werden das Andenken P. Engelhardts lange noch lebendig erhalten.

Leopold Schmidt

Karl Fiala 80 Jahre

Kürzlich feierte der bekannte Volkskundler Schulrat Dr. Karl Fiala seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar wuchs im Flachgau auf, rückte als Student zu den Salzburger Freiwilligen Schützen ein, wurde verwundet und erwarb mehrere Kriegsaus-

zeichnungen. 1919 maturierte er an der Salzburger Lehrerbildungsanstalt. Er wirkte als angesehener Lehrer im Großarlal, als Hauptschullehrer in Salzburg und zuletzt als Hauptsschuldirektor in Großarl bis zu seiner Pensionierung 1961. Schon als jungen Lehrer interessierte ihn besonders die Anthropologie und Etymologie. Neben seinem Berufe studierte Fiala an der Universität Innsbruck Volkskunde. Schon in der Festschrift der anthropologischen Gesellschaft 1924 erregte Karl Fiala großes Aufsehen. Zahlreiche Fachaufsätze erschienen von ihm in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. Als Mitarbeiter der Kommission für bayrisch-österreichische Mundartforschung bis heute, dazu als Erforscher besonders des Großarltales erwarb Karl Fiala großes Ansehen. Seine Dissertation bei Prof. Kranzmayer „Mundartkundliches und Sachkundliches in der Bauernarbeit im Großarlal (Salzburg)“ umschloß einen großen Themenkreis der Mundart und der Sachvolkskunde des Großarltales. Zahlreiche Forschungen konnte Fiala veröffentlichen. Der volkskundliche Teil der von Dr. Martin herausgegebenen „Kunstdenkmale des Landkreises Bischofshofen“ (1940) wurde von ihm bearbeitet. Auch die einmalige Herausgabe der „Volkskunst in Salzburg“ ist ihm zu danken. Das Großarlal wurde durch Karl Fiala besiedlungskundlich wie historisch beleuchtet und untersucht. Fiala wurde schon 1960 Ehrenmitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, er promovierte 1965 zum Doktor der Philosophie, wurde Bürger der Stadt Salzburg und 1970 Ehrenbürger der Marktgemeinde Großarl. Nicht vergessen sind Dr. Karl Fialas Verdienste auf dem Gebiet der Namenserkklärungen vieler Orte und Ortschaften.

Michael Martischinig

Literatur der Volkskunde

VOLKSKULTUR. MENSCH UND SACHWELT. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag. Hrsg. vom Verein für Volkskunde. Geleitet von Klaus Beitzl und Franz j. Grieshofer. Wien, Selbstverlag des Vereines für Volkskunde, 1978. 353 S., 69 Abb. auf Tafeln. (= Sonder-schriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 3). S 390,– (für Mitglieder S 310,–).

Franz Lipp hat in Linz ein Volkskunde- und Volkskunstmuseum aufgebaut, das seinesgleichen an klarer Gestaltung und überzeugender Schönheit sucht, vor allem wegen seiner prachtvoll reichen Möbelsammlung. Franz Lipp hat sich aber auch einen internationalen Namen gemacht durch seine Haus- und Stubenforschungen, durch seine vorzüglichen Arbeiten über Möbel und Trachten und durch seinen unermüdlichen Einsatz für das Heimatwerk. So haben ihm denn seine beiden Kollegen Beitzl und Grieshofer eine wohl verdiente, schöne Festschrift widmen können, in welcher Leopold Schmidt für den zu Ehrenden warm empfundene Worte der Anerkennung und des Lobes als Einleitung schreibt. Der Band enthält 28 Aufsätze, die fast zur Gänze von österreichischen Kollegen geschrieben sind. Da es räumliche Gründe nicht erlauben, auf alle näher einzugehen, möge es mir gestattet sein, einige besonders hervorzuheben und die anderen leider nur summarisch zu nennen, wobei ich deutlich betonen möchte, daß diese Auswahl nur mit meinen persönlichen Vorlieben zu tun hat. Dietmar Assmann schreibt über Taufnamen-

gebung in Tirol, wie sie durch die Heiligenverehrung beeinflusst ist; die Auswahl der Heiligen ist zeitlich und landschaftlich verschieden. Der Wechsel der Taufnamen läßt zugleich einen interessanten Rückschluß auf die wechselnde Beliebtheit der Heiligen zu. Rudolf Fochler greift ein Thema auf, das in jüngster Zeit mehrfach behandelt wurde: „Von Jahrtagen und kleinen Festen. Eine Umschau im Volksleben traditioneller und neuerer Gemeinschaften“; er geht ein auf den Seitelpfeifertag, das Schützenmahl, den Sennerinnentag und die Jahrgängermähler. Károly Gál befaßt sich mit einem Thema, für das er sich besonders interessiert; er untersucht die mittelalterliche Fischereiwirtschaft auf dem Mondsee und stellt ihr, vergleichsweise, diejenige auf dem Plattensee gegenüber. Franz Grieshofer kann in seinen kritischen „Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens“ die Feststellung machen, daß es mit dem Zeitungsunsinn von „mythologischen Prämissen“ nicht weit her ist, weil Belege sich erst seit etwa 1850 finden, es sich also eindeutig um einen neuen Brauch handelt. Auch bei Karl Haiding hat man die Gewißheit, es mit einem kritischen, vorsichtigen Beobachter zu tun zu haben; er untersucht „Mittwinterbräuche im Gebiete der Eisenwurzen“. Damit liefert er einen willkommenen Beitrag zur vergleichenden Berchtenforschung mit gut herangeholten Belegen. Friedrich Knaipp behandelt mit seiner überlegenen Sachkenntnis das bisher kaum gewürdigte Thema der Hinterglas-Silhouetten; er untersucht die einschlägigen Fragen der Technik, des Zwecks und Anlasses, der Rahmung, der Erzeuger und des bekannten Bilderbestandes in Oberösterreich. Bei Leopold Kretzenbacher weiß man, daß bei seinen Arbeiten nicht nur viel selbst Gesehenes und selbst Erfragtes dabei ist, sondern daß darüber hinaus die innere Anteilnahme spürbar wird. Für ihn wird das Gnadenzeichen „Aus Schwarz wird Weiß“ zum Legendentopos; er stellt Beziehungen her zu dem ihn immer wieder packenden Thema der Apokatastasis und zu den Armen Seelen; hierfür bringt er Beispiele aus Sagen, Märchen und kirchlichen Liedern. Walter Kunze schildert die Entwicklung des Hauses und der Siedlung im Salzkammergut in ihrer Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Tätigkeit. Das 19. Jahrhundert bringt die Entwicklung von der Salinenwirtschaft zu Fremdenverkehrsorten. (Ein ähnliches Thema ist kürzlich von Max Pfister im „Schweizer Heimatbuch“ Davos überzeugend vorgeführt worden.) Viktor Herbert Pöttler beschreibt die neu errichtete alte Schule aus Prätis in seinem Freilichtmuseum. Das Haus war ursprünglich ein Flachs-dörrhaus, das dann zur Schule umfunktioniert wurde und später als Kleinwohnung diente. Zugleich schildert er in lebendiger Weise die Entwicklung des Schulwesens in der Steiermark, die Lehrer und die Schüler. Leopold Schmidt benützt zwei Alphabet-Schüsseln zu weitausgreifenden und hoch interessanten Interpretationen über die Verwendung und Bedeutung des Alphabets in Brauch und Glauben. Franz Stadler vergleicht in geradezu erstaunlicher Weise Arbeiterunterkünfte in ihrer Altartigkeit mit Alphütten in der Umgebung des ehemaligen Hallamtes Aussee. Hermann Steininger, der sich schon mehrfach mit Problemen der rechtlichen Volkskunde auseinandergesetzt hat, weist Delikt und Strafe nach am Beispiel des Kreuzstrafen und des Schandkreuzes.

Die weiteren Beiträge seien in Kürze genannt: E. und O. Bockhorn, Gerätebestand; Vergleich 1789–1977. E. Burgstaller, Mittwinterlicher Maskenbrauch des „Untersetzens“. K. Conrad, Kulturlandschaft mit ihren Merkmalen. G. Dimt, Streckhofgebiet mit Rauchstuben (schöne Pläne). T. Gebhard, Zimmermannsmalereien in Niederbayern und Oberösterreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. H. Grönn, Form und Funktion der Hausbank. G. Haid,

Wilderergeschichte aus Ischl mit drei zugehörigen Liedern, im Gefängnis von einem Beteiligten geschrieben. E. Hanreich, Bauernhausverzierung. K. Horak, Beschreibung von Brauchtänzen und Tänzen im geselligen Bereich, im Salzkammergut. H. Huemer, Gedanken zur Volkskunst. K. Ilg, Auswirkung der Missionierung der Germanen auf ihre Glaubensvorstellungen. A. Klaar, Hauslandschaften in Niederösterreich; die Gehöfteformen stehen in Beziehung zu den Siedlungsformen der Dörfer. F. Koschier, Kärntner Flachstickereien. R. Pittioni, Gasthaus-Archäologie; keramisches Fundgut vermag Aussagen zu vermitteln, die in den sozialen und den ökonomischen Bereich hineinführen. E. Schneeweis, Ikonographischer Spaziergang durch Oberösterreich mit interessanten, eindrucklichen Beobachtungen. R. Wolfram, Die Brauchtumsgestalt, welche mit dem Besen kehrt, im europäischen Vergleichsmaterial.

Robert Wildhaber

KLAUS BEITL, Volksglaube. Zeugnisse religiöser Volkskunst. Salzburg, Residenzverlag, geb., 160 S., 48 Farbtafeln, 2 Abb. im Text.

Farbbilder von hoher Photographenkunst, hier von Josef Drapa, eine vorzügliche Einführung in Geschichte und Probleme der Volksglaubensforschung zumal im süddeutsch-österreichischen Traditionsraume und ein Katalogteil, der – zwar ohne wissenschaftliche Einzelliteratur – allen fachlichen und museumssammlerischen Anforderungen zur Inventarisierung genügt, so wie die Einführung ebenfalls von K. Beitzl, dem derzeitigen Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde erstellt: das sind die Hauptmerkmale auch dieses Bandes. Er reiht sich bibliophil und wissenschaftlich gleichartig an seine Vorgänger: K. Beitzl, Votivbilder (1973), Liebesgaben (1974) Landmöbel (1976), an mehrere Bände von Leopold Schmidt (Hinterglas, Zunftzeichen, Volksmusik) und von Volker Kutschera (Spielzeug) u. a. Wiederum sind es bei Klaus Beitzl sorgfältig ausgesuchte Stücke aus dem schlicht und einfach „unermeßlich“ reichen Schatze an Gegenständen aus allen Bereichen der sogenannten „Volkskultur“ wie sie im Schönbornpalais in der Laudongasse gesammelt, inventarisiert, notfalls restauriert, wissenschaftlich bearbeitet und in Dauer- wie in Wechselausstellungen (mit jeweils pünktlich dazu erscheinenden Katalogen!) zur Schau geboten werden. Hier geht es um eine wohlgedachte Auswahl aus den Gegenständen des „Volksglaubens“, den die Religionswissenschaft als Träger jener Phänomene bestimmt, die „auf der religiösen Erfahrung, auf Furcht und Ehrfurcht vor Gott und dem Numinosen gegründet sind, die einzelnen Glaubenswahrheiten der gesetzten Religionen vereinfachen oder verabsolutieren und die das Transzendente sinnlich-dinglich und als Hilfe gegen die Existenzbedrohung des irdischen und ewigen Glückes zu erfassen suchen“ (S. 7).

„Volksglaube“, das ist auch ein zentrales Thema der bisherigen Lebensarbeit von Klaus Beitzl. Er kennt seine Erscheinungsformen, Funktionen, Erlebnisintensitäten aus seiner Vorarlberger Heimat, aus dem früh schon geführten Fachgespräch mit seinem Vater, dem gelehrten Volkskundler Richard Beitzl, aus eigenem Studium in Wien und weiten Kundfahrten, zumal auch in der westlichen Romania, am besten gewiß aus langjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit und musealer Darbietungskraft im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und in so vielen seiner Außenstellen. So konnte denn auch dieses lebenswerte und bei aller Knappheit des Dar-

geboten so gründlich „überzeugende“ Buch ein in sich Geschlossenes werden mit dem vollen Zusammenklang von Bild und erläuterndem Wort von den Südtiroler „Saltnerpratzen“, also den Verbotshänden, über Hausschilder zum Heiligenschutz, zum weststeirischen Tischkreuz mit der Hl.-Geist-Taube, zu „Trudenmessern“ und Fraisenhäuberl, Marien-Fuß, zu eisernen Opfertieren, hölzernen und wächsernen Votivgaben, zu Krippenfiguren, Hinterglasbildern, Totenbrettern, bemalten Totenschädeln und zur ergreifend schlicht-eindrucksvollen Holzplastik der Armen Seelen im Fegefeuer.

Leopold Kretzenbacher

SEPP TIEFENBACHER, *Leben und Arbeit im Walde*. Gutenstein in Gedichten und Bildern. Herausgegeben von Hiltrud Ast (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 11). Wien 1978, Verlag A. Schendl. 112 Seiten mit 66 Abb., 1 Schallplatte. S 240,—.

Die von Helene Grönn einst inaugurierte Schriftenreihe „Niederösterreichische Volkskunde“ bringt immer wieder Überraschungen. Sie ist nicht systematisch aufgebaut, erscheint auch nicht bei einem einzigen Verleger, und die Autoren müssen sich offenbar bemühen, die von ihnen erstellten und zum Teil doch sehr originellen Bände selbst an den Mann zu bringen.

Soweit es sich um Arbeiten aus der „Waldmark“, aus dem Gutensteiner Tal und seiner Umgebung handelt, braucht man sich nicht zu sorgen. Frau Hiltrud Ast betreut, was sie einmal in die Hand genommen hat, von der Gutensteiner Wallfahrt über ihr Waldbauernmuseum bis zu den Köhlern und Kalkbrennern. Und selbstverständlich vor allem immer wieder zu den ganz dem Wald, dem Holz verschriebenen Waldbauern selbst, die, wie das vorliegende Buch zeigt, auch einen guten Mundartdichter, den früheren Holzknecht und jetzigen Gastwirt Sepp Tiefenbacher, besitzen.

Das Buch stellt eine ganze Monographie des Waldbauernlebens da hinten in Steinapiesting dar. Eine vorzügliche Auswahl von meist schon recht alten Lichtbildern wird von den gegenstandsgleichen Gedichten Tiefenbrunners begleitet. Das geht so von den Sternsängern bis wieder zu Weihnachten hin, über die viele Holzarbeit im Wald, Kohlbauern, Jäger, Pecher, dazu die Leuten beim Maibaumaufstellen wie bei der Fronleichnamsprozession, am Feuerwehronntag und am Wetzsteinkirtag. Aber auch Hochzeit und Tod sind gelegentlich im alten Lichtbild festgehalten und demnach auch im Gedicht umschrieben worden, und die Sommerfrischler nicht weniger als die ersten Kriegsheimkehrer. Die alten Bilder zeigen, wie Hiltrud Ast richtig schreibt, „daß sich die Menschen damals meist bei ihrer Arbeit aufgerichtet und der Kamera zugewendet haben. Gerade dies aber befreit die Bilder von der rationalistisch-naturalistischen Auffassung heutiger Dokumentenfotos.“ Es ist schon etwas dran, wenn man sich erst einmal mit dieser Interpretation der bis zu hundert Jahre alten Aufnahmen angefreundet hat.

Die Bilder werden nicht nur durch die Mundartgedichte Sepp Tiefenbachers kommentiert, sondern auch durch die Bemerkungen in einem etwas ausführlicheren Bilderverzeichnis. Die Mundartaussprüche ihrerseits hat die berufene Kennerin, Maria Hornung überprüft und die „Bedeutung seltener Ausdrücke“ erläutert. Beide Kommentarversuche sind etwas knapp, da hätte man sich wohl etwas mehr ge-

wünscht. Aber immerhin, die Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde Gutensteins“ können mit dem aparten Band sehr zufrieden sein.

Leopold Schmidt

HILTI GUND SCHREIBER, Schmuckelemente der Volkskunst. Volkstümliche Malerei auf Holz. Kleister- und Kasein-Technik. Unter Mitarbeit von Konsulent Schulrat Rudolf Moser. 68 Seiten, mit 43 Abb. zum Teil in Farben. Ried im Innkreis (1979), Oberösterreichischer Landesverlag. S 120,–.

Es ist an sich nicht Aufgabe dieser Zeitschrift, auf Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Heimatpflege hinzuweisen. Aber Frau Dr. Schreiber, die ungemein erfahrene Restauratorin und Möbelmalerin, hat hier nicht nur ein sehr gediegenes Fachbüchlein vorgelegt, das auch den Möbelrestauratoren unserer Museen zugute kommen wird, sondern zur Bebilderung Aufnahmen von Rudolf Moser beigegeben, die für jeden Kenner und Sammler des bemalten Möbels in Oberösterreich von Bedeutung sind. Max Kislinger hat die knappe Vorwürdigung beigelegt, die verständnisvoll-künstlerisch vom „Geheimnis der Unsterblichkeit der Volkskunst“ spricht. Für die Sammler und Verfasser bedeutet jedenfalls diese barocke Möbel-Volkskunst ein wichtiges Stück des Gesamtgebietes, und dementsprechend stellen sie es vom Anfang, von den schablonierten Truhen des 17. Jahrhunderts, bis zu den spätesten „Vogelkasten“ aus der Zeit um 1840 in ausgewählten Proben dar. Die bekannten Motive, vor allem florale, aber auch wenige figurale, erschließen die Blütezeit der Möbelmalerei in Oberösterreich beispielhaft.

Leopold Schmidt

KARL JULIUS SCHRÖER – KARL EUGEN FÜRST, Das Oberuferer Christgeburtspiel. Original-Aufzeichnung einer Inszenierung aus dem Jahre 1926. Mit Beiträgen über das „Paradeisspiel, Schuster- und Schneider-spiel, Beurlaubungslied, den Teufel-Spruch, die Rätselfragen und die Comedia 1693“. München 1977, 170 S., zahlr. Nobenbeispiele, Szenenphotos, Skizzen.
DIESELBEN, Das Oberuferer Paradeisspiel. Original-Aufzeichnung einer Inszenierung aus dem Jahre 1926. 35 S., Liedweise, Bildskizzen.
Für beide Hefte: Auslieferung, München 40, Uni-Druck, Amalienstraße.

Die Oberuferer Spiele erweisen sich als erstaunlich langlebiges Phänomen der Volksschauspieltradition und der Forschung über sie. Waren sie einst Teil des geistigen Fluchtgepäckes der in der Gegenreformation aus Salzburg oder aus den innerösterreichischen Landen vertriebenen Protestanten-Bekenner, die in der heutigen Slowakei, nahe bei Preßburg, in fremdnationaler und fremdkonfessioneller Umgebung sich niederließen, so wurden sie nach dem Zweiten Weltkriege wieder aus dem ländlich-dörflichen Brauchtumsspiel-Umkreis gerissen, in den deutschen Westen mitgenommen. Da aber war man sich in der Forschung schon seit K. J. Schröer (1825–1900) des Besonderen dieses Spielerbes bewußt. Man mag das bei Leopold Schmidt in verschiedenen Einzelstudien, zuletzt im Handbuch „Das deutsche Volksschauspiel“, Berlin 1962, nachlesen (Register s.v. Oberufer).

Vielerlei Elemente müssen beachtet werden: Der Text mit der nicht geringen Anzahl von Verschiedenheiten in den einzelnen Aufzeichnungen; der Darstellungsstil des „Stubenspiels“, den die ausgewanderten Oberuferer auch noch in den sechziger Jahren beim Fußfassen in der BRD weitertrugen. Es kam zu Aufführungen in Karlsruhe, nicht aber zu einer geschlossenen Neuansiedlung als möglichem Boden zum Bewahren und Weiterwachsen. Längst schon hatten die Anthroposophen im Gefolge mythisierender und symbolisierender Gedanken eines Rudolf Steiner diese Spiele aufgenommen. Sie führen sie alljährlich im Advent und zu Weihnachten überall in ihren Gemeinschaften auf. Dabei aber nehmen sie das ihnen liturgienahere Erscheinende, vermeintlich „Archaische“, in der Mehrzahl jedoch eher als Re-Primitiviertes Anzusehende als immanent vorhandene und unverändert überlieferte Symbolik, die „bewußt“ gemacht wird. Auf einer anderen Linie bewegt sich die von Dr. Reinhold Netolitzky geleitete „Morgenstern“-Bühne. Sie führte die Oberuferer Spiele seit Jahrzehnten vorwiegend in Kirchen als eine Art volkstümlich gewordenen Liturgie-Mysteriendrama auf. So z. B. durch mehrere Jahre um 1960–65 zu Cismar in Ost-Holstein. Neuerdings gaben das Paradeisspiel, von der „Morgenstern“-Bühne sichtlich angeregt, Patres und Schüler des Benediktiner-Gymnasiums zu Rohr in Niederbayern (18. und 19. November 1978, Leitung P. Gregor Zippel OSB; Mitwirkung des Ackermann-Chores Rosenheim, Helmut Michalek), mit Orgelmusik-Einleitung usw. Auch hier wollte man „Das Paradeisspiel in seiner alten Gestalt“ geben. Im Begleitzettel heißt es schon „Der uralte Stil des Paradeisspiels“. Man findet den Stil „überzeitlich“ und „unabhängig von der Frage der ‚Modernität‘“. Aber man vergißt bei dieser vermeintlichen „Rückführung“ dorthin, woher diese Spiele „im Mittelalter“, wie man es öfter hört, gekommen seien, daß es sich dabei ja nicht nur um eine Raumverlagerung, sondern um eine Funktion und Wesen der uns genauer erst seit dem 17. Jh. bekannten Spiele, ihrer Texte, Liedweisen, ihres Darstellungsstiles Veränderndes handelt. Gleichwohl ist dies selbstverständlich alles „erlaubt“ und möglich, soferne der Streit unter den heutigen, längst nicht mehr unreflektiert ein Brauchtum übenden Spielern nicht das sogenannte „Echtheits-Argument“ ausspielt, das vermeintliche „Recht“ der einzig wahren Spieltradition beansprucht wird. Es gibt eben in der Gattung „Volksschauspiel“ so gut wie keine „Urtexte“ und es gibt keine allein „echte“ Spielweise. Der ständige Wandel an Motivation, Brauchfunktion, Verbindlichkeitsgrad der Teilnahme wie Text- und Spieltreue der Darstellenden sind das Gesetz. Umso erfreulicher, wenn man sich bemühen will, hier eine lange Wissenschaftstradition fortzusetzen, indem man zu Rohr ein „Dr. Hans Klein-Archiv zur Erforschung der Oberuferer Spiele“ am 18. November 1978 eröffnete, dabei den indessen verstorbenen Hans Klein ehrt, der „Das Oberuferer Paradeisspiel in ursprünglicher Gestalt“ zu Kassel 1928 vorgelegt hatte. Aber was berechtigt auch hier zum Etikett „ursprünglich“? Im Juli 1978 hatte Studiendirektor i. R. Karl Eugen Fürst meinen Studenten am Institut für Deutsche und Vergleichende Volkskunde an der Universität München einen höchst eindrucksvollen Vortrag mit Lichtbildern, mit Text- und Liedrezitationen aus dem Gedächtnis gehalten, genau in der engen Anlehnung an das, was er, dem Schröer-Text folgend, mit gestochener klarer Handschrift im Lichtdruck in den oben genannten beiden Heftchen vereint hat als sein Wissen um das von ihm seit 1926 Miterlebte. Damals war ja sein Vater schon Freund und Mithelfer des Spielleiters („Lehrmeisters“) Michael Wendelin zu Oberufer 1926. Immerhin hatte ja auch Vater Karl Fürst bereits 1910 dem Ungarischen Nationalmuseum

wichtige Abschriften von den in Oberufer selber erstaunlich lang „geheim“ gehaltenen Texten geliefert. Umso wertvoller diese Texte, ihre Liedweisen, die Bilddokumentationen und die Szenenskizzen aus der Erinnerung, verbunden mit Hinweisen über das Nachspiel, die Rätselfragen usw., wie sie sehr wohl zum Gesamt dieses so erstaunlichen Kulturerbes gehören. Man kann beide Hefte bestens für Forschung und Lehre empfehlen.

Leopold Kretzenbacher

ALOIS KAMMERMEIER, Taubenhäuser – Taubenschläge. 160 Seiten, 18 vierfarbige und 105 schwarzweiße Abbildungen. Rosenheim 1978, Rosenheimer Verlagshaus. DM 42,—.

Als wir 1969 die Bilder für unsere damalige Gobelsburger Ausstellung „Österreichs Volk, gesehen mit den Augen der Maler unserer Zeit“ zusammenstellten, ergab es sich, ein bißchen zu unserer eigenen Überraschung, daß einige Maler, darunter Gustav Schütt, Johann Thier, und andere nicht nur bauerliche Häuser und Höfe, sondern dabei oder darin auch Taubenschläge mitdargestellt hatten. Es war keine bewußte Dokumentation, aber ein kleiner Anfang dazu.

Nun zeigt es sich, daß der Drang, die alten Taubenschläge zu dokumentieren, auch andere Betrachter erfaßt hat. Alois Kammermeier hat sich offenbar jahrelang sehr bemüht, auf seinen Reisen die alten Taubenniststätten aufzunehmen, und ist praktisch in Kleinasien wie in Ägypten, in Frankreich wie in Niederbayern fündig geworden. Das reiche Aufnahmемaterial hat zu einer Auswertung geführt, die nun in der ausführlichen Einleitung Kammermeiers vorliegt. Da wird die Geschichte der Taube, der Taubenzucht, der Brieftaube, kurz eben aller Erscheinungen, die hierher gehören, nach guten Quellen erzählt, und eine große Anzahl älterer graphischer Darstellungen von niederländischen und deutschen Stechern vervollständigen das Bild. In Ungarn sind die sehr verschiedenen Taubenkobelformen dem Verfasser im Freilichtmuseum von Szentendre vorgeführt worden, und können nun hier in Zeichnungen aufscheinen. Aber auch einige Musterbeispiele aus Niederösterreich, Burgenland, Steiermark usw. hat Kammermeier aufgenommen. Der Hauptbestand freilich hat sich ihm in Niederbayern und in der Oberpfalz ergeben, sowie einige bescheidene, aber charakteristische in Oberfranken. An einigen Stellen erscheint da die Bilddokumentation so dicht, daß man sie den entsprechenden Fachvertretern gern deutlich zur Kenntnis bringen möchte: Soviel ergibt sich, wenn einer aufmerksamer Freund eines Sachgebietes zur Kamera und zum Zeichenstift greift.

Inzwischen ist die Bilddokumentation in Österreich auch nicht müßig gewesen. Man nimmt mit Vergnügen zur Kenntnis, daß der vielseitig interessierte Photograph Otto S w o b o d a in dem soeben erschienenen 2. Band seines Werkes „Alte Holzbaukunst in Österreich“ (Salzburg 1978, Otto Müller Verlag, mit nicht weniger als 258 Bildern) sich auch dieser hölzernen Taubenschläge hier angenommen hat. Auf den Seiten 134 bis 139 sind charakteristische Stücke aus Ober- und Niederösterreich festgehalten, davon in Farben das reichgegliederte hölzerne Taubenhaus in Großmeiseldorf, NÖ, das in einem stattlichen, von Tretten-Lauben umgebenen Weinviertler Hof steht. Unsere Photothek verwahrt Aufnahmen solcher Stücke in derartigen Höfen schon aus der Jahrhundertwende. Einen Hinweis verdienen sicherlich auch die Torturm-Taubenhäuser in Glanegg bei Salzburg und in Ragnitz in Steier-

mark: Da könnte eine übergreifende Erforschung der volkstümlichen Architektur noch manches nachholen.

Das bemerkenswerte, gut ausgestattete Buch von Alois Kammermeier sollte der erfreuliche Anlaß zu solchen weiteren Erhebungen und Darstellungen sein.

Leopold Schmidt

TORSTEN GEBHARD, HELMUT SPERBER, *Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland*. 2., neubearbeitete und erweiterte Auflage. 192 Seiten, mit 250 Strichzeichnungen. München-Bern-Wien 1978, BLV Verlagsgesellschaft.

Vor zehn Jahren ist die erste Auflage dieses schönen und nützlichen Buches erschienen, wir konnten damals (ÖZV XXIII/72, 1969, S. 257f.) darauf hinweisen. Zehn Jahre später hat Torsten Gebhard seinem Schüler Sperber, der bei ihm über Pflugergeräte dissertiert hat, herangezogen, und das Buch mit ihm gemeinsam in erweiterter Form wieder herausgebracht. Die Texte sind etwas ausführlicher geworden, wodurch die Beschreibungen mitunter etwas anschaulicher sind. So haben die Verfasser bei der Beschreibung der Webstühle die Schilderung Goethes (Wilhelm Meisters Wanderjahre, 3. Buch, 5. Kap.) abgedruckt, ein vorzüglicher Einfall, denn Goethe hat das von ihm in der Schweiz festgehaltene Hausweben mit einer Genauigkeit geschildert, die schlechterdings unübertrefflich erscheint. Wenn man die vielen Gerätezeichnungen und dazugehörigen Beschreibungen durchmustert, wird man wieder feststellen können, daß sich die Verfasser wie bei der ersten Auflage nicht auf Bayern, ja nicht einmal auf Süddeutschland beschränkt haben, sondern vor allem Österreich, aber auch die Schweiz und mitunter auch andere Nachbarländer mit einbezogen haben. Offenbar haben bedeutende Geräte-Arbeiten wie die Veröffentlichungen von Edit Fél und Tamás Hofer über das Dorf Átany sie stark beeindruckt. Den österreichischen Museen und Veröffentlichungen konnten sie so manche Anregung entnehmen. Selbst verhältnismäßig ganz neue Veröffentlichungen wie die von Hiltraud Ast über das Brunnröhrenbohren (in Berchtesgaden hat man „Larosen“ dazu gesagt) in unserer Zeitschrift (ÖZV 80/1977, S. 24 ff.) finden sich bereits dankbar verwendet. Überhaupt merkt man bei einem kurzen Durchmustern der ausführlichen Literaturangaben, die im wesentlichen ab 1958 aufgenommen wurden, daß bei uns auf diesem Gebiet ganz schön viel gearbeitet wurde, und gewisse Dinge, wie die Bildbezeugung und die historische Vertiefung recht weitgehend von hier aus vorangetrieben wurden.

Einige kleinere Anfragen bleiben vielleicht: Die Bezeichnung „Sachs“ für den Häufelflug mit der symmetrischen Schar S. 24, Abb. 2 und S. 29 findet sich nicht erläutert; Schmeller hat das Wort für diese Sache nicht gekannt. Aber vielleicht hat Helmut Sperber in seiner noch unveröffentlichten Pflugarbeit darüber gehandelt. Und der „Ringstock“ S. 74, Abb. 93, ist jedenfalls kein Ringstock, sondern ein Hirtenstock mit natürlicher Krümme; die dazu zitierte Ringstock-Literatur bezieht sich also nicht darauf. Das mag wie manches andere darauf zurückgehen, daß in Bayern viele altertümliche Geräte schon früh ausgestorben sind, oder doch zu spät beachtet wurden, und daß sich manche Gebiete einfach noch nicht erschlossen haben. Die Einbeziehung von kleinen und kleinsten Sammlungen, sogar von Privatsammlungen, hat zu der durchaus wünschenswerten weiteren Erschließung sicherlich schon bei-

getragen. In dieser Hinsicht wird wohl auch noch mehr geschehen müssen. Die Neuauflage des bewährten Buches wird dazu sicherlich ein guter Wegweiser sein.

Leopold Schmidt

ALFRED HÖCK, Die Brüder Grimm als Studenten in Marburg. 34 Seiten, 2 Abb. Marburg an der Lahn, N. G. Elwert, 1978.

Im Jahr der 10. Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm, 1963, erschien der stattliche Band „Brüder Grimm Gedenken 1963“, der so manchen Beitrag enthielt, der sicherlich einer allgemeineren Aufmerksamkeit wert gewesen wäre. Gleichwohl hat eine größere Öffentlichkeit, wie das nun einmal bei Sammelbänden der Fall ist, davon nicht allzuviel Kenntnis genommen.

Da erscheint es nur recht und billig, daß Alfred Höck, der rührige Vertreter der hessischen Volkskunde in Marburg, seinen Beitrag nach fünfzehn Jahren noch einmal separat abdrucken läßt. Die Broschüre wird sich in Marburg und nicht nur dort sicherlich einer größeren Anteilnahme erfreuen als dies beim bloßen Vorhandensein des Beitrages in dem an sich so verdienstvollen und schön gestalteten Sammelband der Fall gewesen sein mag. Es werden wohl auch manche Studenten die Broschüre erwerben. Wenn sie auf Seite 29 den Satz lesen „Jacob hat nie ein Examen gemacht“, so werden sie ihn hoffentlich nicht als eine Aufforderung zur Nachahmung auffassen: Es wird nicht jeder ein Jacob Grimm, der kein Examen macht.

Leopold Schmidt

LAMBERT GRASMANN, Kröninger Hafnerei (= Niederbayern – Land und Leute, Band 1), 16°, 152 Seiten mit 32 Tafeln, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1978.

Als Betreuer des Vilsbiburger Heimatmuseums ist der bekannte Verfasser wie kaum jemand anderer dazu berufen, über den Kröning und seine jahrhundertealte Hafnerei zu berichten. Er tut dies mit jener inneren Anteilnahme, die dem mit seinem Arbeitsgebiet bis ins Letzte vertrauten Fachmann eigen ist. Ausgehend von der Landschaft Kröning spannt er die Geschichte der Hafnerei ein in die Zeit von 1428 (1. Hafner-Ordnung) bis zu deren Ende nach dem 1. Weltkrieg (1928), spricht über die Handwerksorganisation ebenso wie über die sozialen Verhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem aber auch über die Hafnerarbeit in allen ihren Aspekten. Aufschlußreich hiebei ist für den allgemein interessierten Keramikforscher – jedoch auch im Vergleich mit dem nahe gelegenen Passauer Bereich – alles, was über Vorkommen und Art des Rohstoffes, seine Zurichtung für eine erfolgreiche Verwendung, über Glasieren und Brennen gesagt wird. Der hohe Ton des Krönings ist blau bis violett und erhält durch den klingend harten, d. h. oxydierend geführten Brand eine vorwiegend gelbliche Farbe, soweit man dies an den Erzeugnissen des 19. und 20. Jahrhunderts feststellen kann. Über eine systematische Magerung des Tones wird nichts berichtet, sie ist auch an den Originalen nicht festzustellen. Geologisch dürfte es sich bei den abgebauten Tonvorkommen im Kröning um spätglaziale Ablagerungen handeln, doch sind bis jetzt weder Geländeuntersuchungen noch auch solche chemischer bzw. mineralogisch-petrographischer Art durchgeführt worden. Nach dem Hinweis von L. Grasmann denkt man aber an Ablagerungen im letztglaz-

zialen Moränenbereich der Isarzone. Wichtig sind auch die vom Verfasser überlieferten Angaben zur Herstellungstechnik der Gefäße sowie des Glasierens, wobei der doppelte Brand (je einmal vor und nach der Glasur) bemerkenswert ist. Wahrscheinlich hat auch dadurch die Kröninger Ware ihre so beachtenswerte Festigkeit erhalten. Fast 50 Seiten des Buches sind der Aufzählung und Beschreibung des Kröninger Geschirrbestandes gewidmet. Dessen Formen sind durch eine lang geübte Usance standardisiert, daher kaum Veränderungen unterworfen und für einen bestimmten Abnehmerkreis angefertigt worden. Daraus ergibt sich auch die Bezeichnung der einzelnen Gefäßarten. Eine solche Terminologie ist zwar lebensnah, aber regionalgebunden und daher nicht allgemein verständlich. Demgegenüber schiene daher ein Versuch, eine mehr allgemeine, auf die formale Erscheinungsweise bezugnehmende Bezeichnung zu versuchen, erwägenswert. I. Bauer hat dies in seinem Katalog bereits anzudeuten versucht. Eine auf der Basis der Formbestimmung aufgebaute Bezeichnung wäre auch wegen des Vergleiches mit älterer Ware wünschenswert. Denn es ist doch die Frage, ob die im 19. und 20. Jahrhundert verwendete Gefäßbezeichnung auch im 18., 17. und 16. Jahrhundert schon üblich gewesen ist, bzw. wie weit der rezente Gefäßbestand historisch geworden ist. In diesem Zusammenhang darf auch eine Bitte ausgesprochen werden; u. zw. nach einer systematischen Zusammenstellung aller bekannten Kröninger Gefäßformen in Zeichnungen mit genauen Profilingaben. Für jeden, der im Verbreitungsgebiet der Kröninger Ware mit ihr in Verbindung kommt – besonders durch Fundmaterial – wäre eine solche Zusammenstellung eine wertvolle Hilfe. Unsere Zeitschrift wäre für eine Veröffentlichung dieser Zusammenstellung sicherlich der geeignete Ort, wenn an die weite Verbreitung dieser Ware innerhalb der westlichen Bundesländer gedacht wird. Aber ebenso wertvoll wäre dann noch eine zweite Zusammenstellung, u. zw. der Kröninger Schwarzhafnerei in typologischer und technologischer Hinsicht, da damit auch eine Basis für ein zweifelsfreies Absetzen und Unterscheiden von der Passauer Ware gegeben wäre. – Die 32 Tafeln geben einen guten Überblick über die jüngste Kröninger Ware, die chronologisch nach rückwärts zu verfolgen eine schöne Aufgabe für die weitere Forschung wäre. Auf die in Vilsbiburg diesbezüglich erarbeiteten Aufschlüsse wird man mit Recht gespannt sein dürfen.

Richard Pittioni

NINA GOCKERELL, Kirchen mit alttestamentarischen Patrozinien in Venedig. (Centro Tedesco di studi veneziani, Heft 11). Venedig (Eigenverlag des Centro Tedesco, Venezia, San Polo 2765/A). Brosch., 89 S., 12 Abb.

„Materialien zu Geschichte und Ikonographie der Kirchen S. Giobbe, S. Geremia, S. Moisè, S. Samuele, S. Simeone und S. Zaccaria“ nennt die Verfasserin, Custos am Bayerischen Nationalmuseum in München, ihren ebenso kunstgeschichtlichen wie volkswundlich-kulturhistorischen Forschungsbericht zu dem nirgends in der abendländischen Christenheit so dicht wie zu Venedig auftretenden Problem eines „Kultes“ (Kirchengründungen, Altarpatrozinien und zeitweise dominante Verehrung) für alttestamentliche Propheten, die unmittelbar dort „Heilige“, werden konnten, deren Kirchen einem „San(-to)“ Zaccaria, Geremia usw. geweiht wurden und diesen Namen aus Venedigs Frühzeit heute noch tragen. Wohl erteilen dieses Prädikat den Sehern und Kündern an der Schwelle Christi auch Augustinus,

behalten es die frühen Martyrologien des Hieronymus, Florus, Adon, Usuardus. Wohl gibt es derlei Einzelphänomene alttestamentlicher Kirchen oder Oratorien auch zu Byzanz und zu Ravenna. Das bedeutet aber nicht gleichzeitig Aufnahme in den „Kult“. Es gibt keine „Messen“ zu Ehren dieser „Heiligen“ des Alten Testaments, das älteste Missale von Stowe (8. oder 9. Jahrhundert) ausgenommen. So konnten sich bereits der Pariser Theologe Jean Beleth (†1582) in seinem „Rationale Divinorum Officiorum“ und manche andere Theologen und Kanonisten wie Liturgiker nach ihm nur wundern über diese Sonderstellung Venedigs. Und dennoch verlieren sich die Anfänge fast aller dieser Kirchen mit Patrozinien alttestamentlicher „Heiliger“ (nur Hiob/Job/San Giobbe ausgenommen) völlig im Dunkel venezianischer Geschichte, so intensiv die Verfasserin als Stipendiatin am „Deutschen Studienzentrum in Venedig“ Archive, Bibliotheken und Kunstsammlungen durchforscht, reiche Materialien zu Einzelfragen, auch zu dem Auf- und Abschwellen des Hochkultes für jene Propheten beigebracht hat, die gleichwohl nie in besonderen Nöten anrufen, „nie in die volksfromme Verehrung mit einbezogen“ wurden (S. 75). Nicht einmal bezüglich der Gründerfamilien lassen sich (ansonsten hartnäckig tradierte) Legenden der „Historie“ verifizieren bei den z. T. aufgelösten Doppelpatrozinien oder dem Patrozinienwechsel. Die Verfasserin verfolgt die eklatanten Ausstrahlungen Venedigs, etwa hinsichtlich des Propheten-„Hl. Simeon“ bis Zadar/Zara in Dalmatien (vgl. die Abb. 7 und 8 für Venedig Marco Romano 1317 und Zadar/Zara Francesco da Milano 1380). Sie bringt bisher verborgen, ja so gut wie unzugänglich gebliebene Archivalien und Lokalliteratur bei, erwähnt das früher schon dafür gebrauchte Argument, daß es die Venezianer auch hier auf grundlegend „Andersartiges, Besonderes“ für ihre Serenissima angelegt hätten. Doch ist auch ihr vorsichtig vorgetragenes Vermuten anzumerken, „die Venezianer hätten danach durch die Errichtung der Kirchen zu Ehren von Propheten und Patriarchen des Alten Testaments ihre Beziehungen zu den in der Stadt lebenden Juden, deren sie als handelskundiger Geschäftspartner bedurften, zumindest nach außen hin als völlig störungsfrei, ja sogar besonders freundschaftlich bekunden wollen“ (S. 74). Da diese Meinung ein früheres Argument, jenes der Wahl von Kirchenpatronen aus dem Alten Testamente schon aus oft bekundeter Opposition gegen den früheren Patriarchensitz zu Malamocco nicht nur nicht ausschließt, es eher noch verstärkt, wird man hier über diesen wichtigen Forschungsbericht hinaus noch Anknüpfungen suchen dürfen.

Leopold Kretzenbacher

KURDISCHE MÄRCHEN. Gesammelt von Luise-Charlotte Wentzel.

Nachwort von Otto Spies (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.) 287 Seiten.

Düsseldorf-Köln 1978, Eugen Diederichs Verlag, DM 26,—.

In der ruhmreichen Reihe der „Märchen der Weltliteratur“ ist ein Band mit Volkserzählungen „aus dem wilden Kurdistan“ erschienen, der besondere Aufmerksamkeit erwecken sollte. Die Kurden, ein iranisches Volk, das nie einen Staat besessen hat, heute sogar auf fünf nichtkurdische Staaten verteilt ist, hat ganz offenbar viel an Volkserzählgut erhalten, von dem freilich nicht sehr viel von europäischen Orientalisten geborgen werden konnte. In deutscher Sprache sind deren Sammlungen überhaupt nie erschienen.

Frau Luise-Charlotte Wentzel hat sich nun, ohne Kurdistan selbst kennenlernen zu können, mit Schicksal und Wesenheit der Kurden intensiv beschäftigt, hat kurdische Studenten und Gelehrte in Deutschland aufgesucht, und sich vor allem darum bemüht, aus den in Westeuropa veröffentlichten Sammlungen übersetzen zu können. Das nahezu unbekannt gebliebene, zweibändige Werk von Roger Lescot, *Textes kurdes* (Paris 1940/Beyruth 1942) ist ihre beste Quelle geworden, daneben hat sie die *Kurdish Dialect Studies* von D. N. MacKenzie (London 1962) benutzen können. Auf diese Art und Weise ist ein Band voll gut erzählter Geschichten entstanden, die man so beiläufig als Märchen bezeichnen kann. Es sind, wie im Orient vielfach, eigentlich Geschichten ganz verschiedener Art und Herkunft. Bemerkenswert hoch ist der Hundertsatz an Erzählungen, die man am ehesten als Fortsetzungen von Heldensagen bezeichnen wird können. Was da beispielsweise von Slemani Zindi (Nr. 4) erzählt wird, das ist doch weitergeformte Heldensage. Sogar typische Motive wie etwa das des Schwertes auf dem Brautlager (vgl. Hermann Schneider, *Die germanische Heldensage*, Bd. I, Berlin-Leipzig 1928, S. 176) findet sich mehrfach. Aber auch Motive, die sonst eher im indischen Erzählgut auftreten wie das der „Vertauschten Köpfe“ sind hier in der Geschichte von „Sultan Mahmud und dem Schwarzen Reiter“ (Nr. 8) zu finden.

Im Nachwort hat Otto Spies einen Überblick über Geschichte, Religion und Literatur der Kurden gegeben. Die Übersetzerin hat genaue Literaturangaben beige-steuert, und Kurt Ranke hat dankenswerterweise ein kurzes Typen- und Motivregister verfaßt. Gewiß wird man sich die Geschichten über diese sparsamen Nachweise hinaus gern selbst kommentieren, und dabei den ganzen Reichtum der kurdischen Volkserzählungen erst so ganz zur Kenntnis nehmen.

Leopold Schmidt

DAS GROSSE BUCH DER HEILIGEN, Geschichte und Legende im Jahreslauf, zusammengestellt und herausgegeben von Erna und Hans Melchers, in der Bearbeitung von Carlo Melchers, Südwest Verlag München, 1978, 840 S., Abb., Textillustrationen.

(Völlig neu bearbeitete Ausgabe des Titels: „Das Jahr der Heiligen“, 1965)

Ein derartig umfangreiches Werk mit mehr als 365 Heiligenbiographien kann nicht so ohne weiteres durchgelesen werden; man muß es praxiserproben, um einigermaßen die Qualitäten dieses Werkes würdigen zu können. So hat denn auch der Rezensent dieses Buch über einen geraumen Zeitraum in Verwendung gehabt und es entsprechend geprüft.

Zunächst einmal ist es einleuchtend, daß nicht alle Heiligen bzw. solche, die das Volk als Heilige verehrt, angeführt worden sind. Dies würde wohl den Umfang des Werkes erheblich sprengen. In der dargebrachten Form wird allerdings das Werk den Intentionen: schnelle Information über den Namenspatron, eine Auswahl von Namen für Kinder anzubieten, um mit dem Namen dem Kind auch zugleich ein Vorbild an die Hand bzw. auf den Lebensweg zu geben, aber auch „eine Ahnung von der Größe und Vielfalt einer ‚christlichen‘ Geschichtsschau zu geben“ sowie vermittelt der Legende die besondere Stellung des Heiligen bildlich schaubar zu machen, in sehr hohem Maß gerecht.

Interessant und doch zugleich ein wenig ungewohnt ist die Abfolge der Heiligen im Falle, daß mehrere ihr Namensfest am gleichen Tage begehen. Hier nun hat man – offensichtlich nach der Gewichtigkeit des jeweiligen Heiligen – sein Namensfest auf einen anderen Tag, aber möglichst im gleichen Monat, verlegt. Wer da nun gewohnt ist, den Heiligen nach Datum aufzusuchen, wird ihn u. U. nicht sofort finden. So gilt das in ganz besonderem Maße etwa für den hl. Leopold, der doch nun gerade für den österreichischen Bereich eine ganz besondere Bedeutung hat. Man findet ihn nicht unter dem 15. 11., dafür aber unter 14. 11. mit dem Zusatzvermerk: (Fest: 15. November). Auch der hl. Erhard erscheint mir nicht genügend gewürdigt. Er scheint am 9. Januar auf, sein eigentlicher Festtag ist aber m. W. am 8. Januar. Ein Hinweis hierauf fehlt allerdings.

Dieses hier angewandte Verfahren ist nun nicht nach dem Sinne des Rezensenten, allerdings ist diese Methode durchaus üblich, und jeder möge hierüber nach seinem Dafürhalten urteilen.

Der Volkskundler nimmt hingegen dankbar zur Kenntnis, daß jene Heilige, die durch die Beschlüsse des Zweiten vatikanischen Konzils auf andere Festtage „verlegt“ wurden, diese „Translation“ vielfach nicht mitgemacht haben, soweit es die Aufstellung im genannten Buch anbelangt.

Dies ist dann der Fall, wenn es sich um einen bedeutenden Heiligen handelt, mit dessen Festtag auch entsprechendes Brauchtum verbunden war oder ist. Dies gilt ganz besonders für den Heiligen Thomas, der nunmehr offiziell am 3. Juli (!) gefeiert wird. Andere „transferierte“ Heilige sind z. B. der hl. Eusebius (vom 16. 12. auf den 2. 8.), der hl. Johannes vom Kreuz (vom 24. 11. auf den 14. 12.) und auch die hl. Brigitta (Birgitta) von Schweden, die ein ebensolches Schicksal erlitt (vom 8. 10. auf den 23. 7. verlegt). Die Ansicht des Konzils, gerade die mit Terminen etwas überladenen Wintermonate ein wenig zu „purifizieren“, mag ja nun sehr aufklärerisch sein, der Volkskundler aber denkt mit Schrecken an die Brauchhandlungen etwa zur Thomasnacht, die ja nun auf einmal im Juli stattfinden müßten. Hier ist das genannte Werk nun nicht so aufklärerisch gewesen, man hat die alten, traditionellen Termine – lediglich versehen mit entsprechendem Hinweis – beibehalten.

Sehr angenehm und übersichtlich ist die Gegenüberstellung der Vita und der Legende – letztere drucktechnisch hervorgehoben durch Kursivschrift –, die sofort einen Überblick gibt über die (bekannten) Lebensdaten und jene Eigenschaften des Heiligen, durch die er seine besondere Stellung erlangt hat.

Sehr nützlich auch die Angabe ihrer Attribute bei vielen Heiligen, waren doch gerade sie in früheren Zeiten die wesentlichen Erkennungsmerkmale eines jeden Heiligen und sind sie heutigen Zeitgenossen doch nicht mehr oder zumindest nicht mehr in dem Umfang wie früher geläufig.

Ein alphabetisches Register, sowie die Angabe der benutzten und zitierten Literatur vervollständigen das Buch.

Klaus Gottschall

HELMUT FISCHER, Erzählgut der Gegenwart. Mündliche Texte aus dem Siegraum (= Werken und Wohnen. Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Bd. 11). Großformat, 410 Seiten, mit 100 Abb. im

Text. Köln 1978, Rheinland-Verlag GMBH (in Kommission bei Rudolf Habelt Verlag, Bonn).

Das Erzählgut des niederrheinischen Bereiches, also auch des rechtsrheinischen Siegraumes, ist nicht schlecht gesammelt. Dennoch war es sicherlich erfolgversprechend, hier wieder einmal unvoreingenommen an die dörflichen Menschen heranzutreten, und im Gespräch, immer den Finger am Aufnahmegerät, herauszuhören, was von den alltäglichen Geschichten eigentlich Sagen- oder Schwankcharakter haben mochte. Helmut Fischer hat sich mehrere Jahre damit beschäftigt, seine Gewährsleute gut kennengelernt, von denen er auch manche im Bild zeigen kann. Seine grundsätzliche Einstellung wie alles, was er an Erfahrung dabei machte, kommt in seiner Einleitung gut zur Geltung, die auch eine übersichtliche Karte des Erhebungsraumes überm Rhein, also genau im Osten von Bonn, bietet. Da sind die Erhebungen Otto Schells (1897/1905), J. Dietz' (1929/1939), Heinrich Dittmairs (1936/1939) und eben Fischers (1974/1977) genau gekennzeichnet, man erkennt den doch beachtlichen Zuwachs. Was da in etwa einhundert Erzählstunden von 132 Erzählern aufgenommen werden konnte, ist im Textteil so unverändert wie nur möglich veröffentlicht. Die größtenteils ganz kurzen Geschichten, 1414 Nummern, sind fast durchwegs in der nicht leicht verständlichen Mundart abgedruckt, und zwar nach Sachgruppen angeordnet, also von den „Untergegangenen Siedlungen“ bis zu den „Wundern an Wallfahrtsorten“, den „Freveln und ihrer Bestrafung“, bis zum „Ewigen Juden“. Manches klingt sehr alltäglich, kaum durch ein Motiv überhöht, nur Erinnerung an wirkliche und geglaubte Vorkommnisse. Manches ist durchaus echtes Sagenut, selbstverständlich von ganz verschiedenem Alter und verschiedener Herkunft. Fischer hat in einem eigenen umfangreichen Kapitel „Erläuterungen“ die Geschichten einzeln kommentiert, mit Heranziehung aller Literatur, bis ins einzelne gehend und die lokale Kalender- und so weiter-Veröffentlichung dabei nicht vernachlässigend. Ein ausführliches Literaturverzeichnis läßt die große Bemühung, die man wohl noch dem Einfluß von Matthias Zender zuschreiben muß, deutlich erkennen. Eine besondere Bereicherung bietet das Kapitel „Erzähler“, das knapp auf die biographischen Daten eingeht, und die wenigen oder vielen Nummern des Textes anführt, die vom jeweiligen Gewährsmann stammen. Die Beobachtungen haben etwas von der punktartigen Genauigkeit mancher Rundfunkreportagen an sich. Die ganz knappen, sachlichen charakterisierenden Feststellungen sind in dieser Form wohl bisher noch nicht versucht worden. Eine neue Art von sympathischer Sachlichkeit.

Der Band eröffnet offenbar eine neue Abteilung der schönen Serie „Werken und Wohnen“, die ja bisher auf die Sachvolkskunde eingestellt war. G. Simons vom Amt für rheinische Landeskunde gibt im Vorwort die Begründung dafür.

Leopold Schmidt

HANS TRÜMPY, *Die fasti des Baptista mantuanus von 1616 als volkskundliche Quelle*. Textauswahl, Übersetzung und Kommentar (= Bibliotheca humanistica et reformatrica, Vol. XXVI). 111 Seiten. Nieuw-kopp/Niederlande 1979, Verlag B. de Graaf. Hfl. 48,-.

Auf der Suche nach legitimen Vorfahren der Volkskunde wird man immer wieder zu Vertretern des Humanismus kommen. Der Mantuaner Karmelitergeneral

Baptista Spagnoli Mantuanus (1447–1516) gehört gewiß auch dazu. Schon Jacob Burckhardt hat ihn als Quelle benützt. Der Text seiner den Fasten des Ovid nachgebildeten „Fasti“ stand dagegen bisher nicht greifbar zur Verfügung, noch weniger gab es eine Übersetzung und eine auf das volkskundlich erfaßbare Kulturgut eingestellte Kommentierung. All das hat nun Hans Trümper in Basel in bewährter Bemühtheit geschaffen, wobei ihm Kenner der italienischen Volkskultur und der Romanistik hilfreich beistanden. Das dem Jahreslauf folgende Festverzeichnis, das kleine Anmerkungen zu Bräuchen und Spielen, Volksmeinungen und Legenden bringt, wird so sorgfältig wie nur möglich kommentiert. Freilich ist der Ertrag bei einem Humanisten, der alles am Maß der antiken Autoren mißt, eher gering, und nicht mit den ungefähr gleichzeitigen Zeugnissen der bildenden Kunst zu vergleichen. Die Monatsbilder im Palazzo Schifanoja in Ferrara beispielsweise enthalten doch bei weitem mehr an „Wirklichkeit“, als all die kaum andeutenden Stellen bei Baptista Mantuanus. Aber es bleibt selbstverständlich verdienstvoll, die irgendwie einschlägigen Stellen kenntnisreich hervorgehoben und kommentiert zu haben, mit einer breiten Heranziehung der Literatur, die besonders mit Hochachtung erfüllt.

Leopold Schmidt

ERNST SCHLEE, Die Volkskunst in Deutschland. Ausstrahlung, Vorlagen, Quellen. Großformat, 320 Seiten mit 400 einfarbigen und 39 vierfarbigen Abbildungen. München 1978, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 120,—.

Vor ziemlich genau 75 Jahren erschien in Wien der Band „Deutsche Bauernkunst“ von dem Hamburger Otto Schwindrazheim; selbst die 2. Auflage ist 1939/40 wieder in Wien erschienen, ohne daß das Buch sich in besonderem Ausmaß um die in Österreich vorhandene Volkskunst gekümmert haben würde. Ungefähr in jeder weiteren Generation ist dann wieder ein Überblick über jenes große Gebiet erschienen, das man manchmal als „Bauernkunst“, dann wieder als „Volkskunst“ bezeichnete, ohne daß jemals schlüssige Definitionen dafür möglich gewesen wären. 1928 gab es den inhaltsreichen Band von Konrad Hahm, der sich weitgehend auf das Material des Berliner Museums stützte und viel an ostdeutscher Volkskunst miteinbezog. Zehn Jahre später, 1938, erschien dann das wuchtige Werk von Hans Karlinger, als Ergänzungsband zu Propyläen-Kunstgeschichte, und wie diese im ganzen vorzüglich ausgestattet. Kein Volkskunstwerk hat jemals wieder die bibliophile Qualität des Werkes von Karlinger erreicht.

Dabei war es dem Kunsthistoriker Karlinger sicherlich nicht nur um die schönen Aufnahmen der ausgesucht qualitätvollen Stücke zu tun. Hatte er doch schon in jungen Jahren an der von Edwin Redslob begründeten Serie „Deutsche Volkskunst“ mitgearbeitet, die unserem Fach so eine Art von Quellenkunde zur bildenden Volkskunst ersetzen muß. Es waren drei eng miteinander verbundene Münchner, welche mittaten: Hans Karlinger für Altbayern, Karl Gröber für Schwaben und Josef M. Ritz für Franken. In der gleichen Serie erschien dann viel später, nämlich 1939, der Band über Schleswig-Holstein von Ernst Schlee. Damit ist eine wenigstens lose Verbindung mit dem nun vorliegenden mächtigen Band hergestellt, der in gewissem Sinn eine Summe der bisherigen deutschen Volkskunsthforschung zu ziehen bemüht ist.

Bei einem großen Kenner des Gebietes, der jahrzehntelang das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum geleitet hat, steht von vornherein fest, daß es sich um ein gutes Buch handelt, um einen anschaulichen Text, der durch überaus reiche Bildbeigaben vorteilhaft ergänzt wird. Daß bei Schlee das nord- und nordwestdeutsche Volkskunstgebiet mitunter stärker betont erscheint als das übrige, ist begreiflich. Daß Österreich, die Schweiz und das Elsaß ausgeschlossen sind, ist heutige Politik.

Schlee versucht zunächst die „Arten“ der Volkskunst zu umschreiben, worauf auch seine folgende Übersicht über die Volkskunstdliteratur in Deutschland eingeht. Die Museen sind begreiflicherweise gut berücksichtigt. Dann geht es an die Arbeit: Wo findet sich eigentlich diese Volkskunst? Nun, zunächst als „Schmuck des Hauses“, wobei, wenn man das immer berücksichtigen würde, viele Landschaften recht schlecht wegkommen würden. Daher auch der bald eingeschlagene Weg ins „Innere der Häuser“. Da werden die Stuben und die Möbel ausführlich beschrieben, vielbehandelte Themen wie Zusammenhänge von Möbelgestalt und Möbelmalerei, Unterschiedlichkeit von Schrank und Truhe kommen zur Geltung. An die Stühle und das Kleinmöbel schließt das noch kleinere „Hölzerne Gerät“ an, die aufmerksame Sammlerarbeit von Gertrud Benker war da offenbar nicht ohne Einfluß. Ein Blick zu den bemalten Spanschachteln hinüber zeigt, wie man diese im Hauswerk, in der Heimarbeit bemalten Kleinbehälter doch in so einer allgemeinen Übersicht nur schwer unterbringt. Viel schwieriger freilich ist dann der Weg zu den „Bemalten Gläsern“, wo immer wieder das schöne, reichhaltige Werk von Franz Lipp anregend gewirkt haben muß. Es folgen die „Metalle“, über welche die Volkskunstdarstellungen meist wenig auszusagen wissen, dann endlich die Keramik, die sammlungsgeschichtlich doch ein Hauptgebiet darstellt. Die Fülle läßt sich hier offenbar nur schwer bewältigen, das schlichte Gebrauchsgeschirr, etwa die Schwarzhafnerware, tritt dem dekorierten Prunkgeschirr gegenüber in den Hintergrund.

Das große Kapitel der Textilien ist aufschlußreich für manche Einzelfragen, führt aber nicht etwa zu den Trachten hinüber, die ausgeschlossen bleiben. Der „Trachtenschmuck“ dagegen ist wieder ausführlich behandelt, schließlich ist in den letzten Jahren die Literatur darüber angewachsen, und das stattliche Werk von Gislinde Ritz ist soeben erschienen. Ein verdienstvolles, stoffreiches Kapitel ist der „Religiösen Volkskunst“ gewidmet, was bei der Fülle der bayerischen Veröffentlichungen gerade darüber nicht wunder nimmt. Unter „Allerlei Volkskunst“ finden sich schließlich Schützenscheiben neben Nußknackern, Schattenrisse neben Marionetten, kurz, man kann sich hier zumindest noch einen kurzen Überblick über die vielen sonst nur knapp angeschnittenen Gebiete machen. Im Schlußabschnitt über „Volkskunst als Kunst“ betont Schlee noch einmal, daß er „die Volkskunst als eine historisch eingegrenzte Erscheinung“ betrachte. Das steht im Gegensatz zu vielen anderen Betrachtern, die im Gegenteil „Volkskunst“ auf den verschiedensten zeitlichen Ebenen zu finden geglaubt haben, und die ihr innewohnenden Tendenzen als ungeschichtlich, als zeitlos verstanden wissen wollten. Das sagte schließlich auch Hans Karlinger, dem ein gedankenvoller Schlußsatz des Buches gilt.

Anmerkungen und ein ausführlicher Katalog zu den Abbildungen sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließen den Band, der sicherlich eine besondere Stellung in der Geschichte der Volkskunsthforschung einnehmen wird.

Leopold Schmidt

MILOVAN GAVAZZI, *Vrela i sudbine narodnih tradicija* (Quellen und Schicksale von Volksüberlieferungen). Kroz prozore, remena i ljude (Über Räume, Zeiten und Menschen). Etnološke studije i prilozi iz inozemnih izdanja (Volkskundliche Studien und Beiträge aus ausländischen Ausgaben). Biblioteka znanstvenih redova – Bibl. wissensch. Arbeiten im Verlag „Liber“, Zagreb/Agram, 1978. 292 S., zahlreiche Abb., Karten, Skizzen, Umzeichnungen.

Milovan Gavazzi, geb. 1895, wirkt mit erstaunlicher Kraft als Forscher im Bereich einer slawischen, einer gemeinbalkanischen und einer vergleichend-gesamt-europäischen Ethnologia/Volkskunde, als Lehrer und Betreuer von Doktoranden an der Universität Zagreb/Agram. Sein Lebenswerk ist in reicher Fülle, aber weit verstreut über ganz Europa in vielen Sprachen erschienen. (Vgl. die Bibliographien im Etnološki pregled 6–7, Belgrad 1965, 125–136 und in der Ethnologia slavica VII, Bratislava/Preßburg 1977, 20–29). Es ist hoch an der Zeit, wenigstens die wichtigsten Studien gesammelt herauszugeben. Wir hätten es gerne in deutscher Sprache, in der auch die meisten neben vielen kroatischen, serbischen, polnischen, italienischen, französischen und englischen abgefaßt und gedruckt sind, gesehen. Das aber kommt wohl noch. Vorerst mußte sich Gavazzi bequemen, seine in anderen Sprachen vorgelegten Forschungen ins Kroatische zu übersetzen, daß die eigenen Studenten mehrerer Generationen, von denen heute alle gut englische, viele französische und russische, nur wenige noch deutsche wissenschaftliche Studien zu lesen imstande sind, die Ergebnisse auch selber verwerten können. Das erscheint uns als ein Abfall gegenüber früheren Wissenschaftsgenerationen der Südostvölker. Aber es ist notwendig und also begrüßenswert für die Kroaten im besonderen, die Südslawen allgemein.

Vier Gruppen von Aufsätzen sind thematisch getrennt. I: Jene über das ur- und gemeinslawische Kulturerbe der Zeit vor der Individualisierung der Einzelstämme zu ethnischen Einheiten und deren Mitnahme materieller Güter, sozialer Einrichtungen und Sprachprägungen für bestimmte Begriffe. II: Die Kultur im besonderen der Südslawen zwischen ihrer Beheimatung seit dem 5./6. Jh. n. Chr. in SO-Europa und die Weiterentwicklung ihres Erbes in Nachbarschaft und Symbiose mit recht verschiedenartigen Abstraten und Substraten meist hirtendäuerlicher Lebensweise in Transhumanz und Wohnsiedlungen, in Trachtenelementen, Großfamilienverfassung u. ä. III: Die Kulturzonen des in stürmischen Jahrhunderten relativ gefestigten Ethnienbereiches SO-Europas, der innerbalkanische Austausch mit Magyaren, Deutschen, Aromunen, Rumänen, Neugriechen, Albanern, Türken usw. IV: Kulturströmungen des frühgeschichtlichen, des mittelalterlichen und den neuzeitlichen Gesamteuropa von den Megalith-Phänomenen bis zur Altentötung noch innerhalb der Gegenwartsära mit der erstaunlichen Fülle des jetzt erst vor unseren Augen sich grundlegend wandelnden archaischen Erbes im Gemein-Europäischen zwischen Ägäis, Nordmeer und Ural.

Sind diese insgesamt 27 Einzelstudien auch aus der Primärintention auf die leichtere Benützbarkeit durch südslawische Leser auch ohne weltsprachliche Zusammenfassungen nur kroatisch vorgelegt, so enthalten sie dennoch den gesamten wissenschaftlichen Apparat mit den Originalzitaten, aus denen uns Gavazzi's Breitenschau und Tiefenlotung in seinen Eigenforschungen zusammen mit weitreichender Literaturkenntnis entgegentritt. Ein (allerdings wiederum lediglich kroatisches) Register zu Personennamen, Sachen und Begriffen ist beigegeben

(251–286). Dankbar wird man für die vielen Umzeichnungen und Skizzen nach Gegenständen, Trachten, Gebildbroten u. ä. sein, die im allgemeinen klarer und einprägsamer wirken als die mitunter bei der Neuklischierung zu flach gewordenen Autotypen, die freilich ihrerseits wichtige Dokumentaraufnahmen archaischer Kulturelemente vorwiegend Südosteuropas im slawischen Bereich wiedergeben.

Leopold Kretzenbacher

Anzeigen/Einlauf 1974–1978:

Problemkreis **Volkskunde**

Erstellt von Klaus Gottschall

Ivan Balassa et alii, Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen, Ungarische Ethnographische Gesellschaft, Budapest 1975, 260 S., Abb. 25.248 N

Iso Baumer, Erkenntnis in der Volkskunde, Die Bedeutung von Giambattista Vico für die Theorie- und Methodendiskussion, SA aus: ÖZV, Bd. XXXI/80 (1977), H. 1, S. 1–23. 24.411 SA

Derselbe, Der Wissenschaftscharakter der Volkskunde insbesondere der religiösen Volkskunde. SA aus: ÖZV, Bd. XXVII/76, Wien 1973, Heft 1, S. 9–30. 23.027 SA

Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe, Grundzüge der Volkskunde, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978, 281 S., Reg. (= Grundzüge, Bd. 34). 25.442 N

Klaus Beitzl, Der gegenwärtige Stand der Volkskunst in Österreich. Referat anlässlich der Arbeitstagung 1976 der Fachgruppe Volkskunde des Joh.-Gottfried-Herder-Forschungsrates in Marburg/Lahn, Juni 1976, 20 S., Fotokopie. 24.539 SA

Louis Carlen, Josef Guntern (Hrsg.), Rechtsgeschichte und Volkskunde, Dr. Josef Bielander zum 65. Geburtstag, Schriften des Stockalper Archivs in Brig, Brig 1968, 144 S., Abb., Dok. 25.357 N

Felix Czeike, Aufgaben und Probleme der Stadtgeschichtsforschung, SA aus: Beilage zu: Wiener Geschichtsblätter, 27. Jg. (1972), Nr. 4, 10 S. 23.267 SA

Dona Ethnologica, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag, Hrsg. von Helge Gerndt und Georg R. Schroubek. R. Oldenbourg, München 1973, 391 S., 17 Abb. auf Tafeln, zahlreiche Abb., Karten, Noten. (= Südosteuropäische Arbeiten 71). 22.569 N

Walter Dostal, Theorie des öko-kulturellen Interaktionssystems, SA aus: Anthropos – Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachkunde, Bd. 69 (1974), Fribourg, S. 409–444, 3 Abb. 23.690 SA

James R. Dow, Foklore from the Frontier Index Wyoming Territory 1867–68, Iowa State University, o. J., 13 S., Hektographie. 23.277 SA

Festschrift für Franz Koschier, Beiträge zur Volkskunde, Naturkunde und Kulturgeschichte. Verlag des Landesmuseums für Kärnten, Klagenfurt 1974, 259 S., Abb. (= Kärntner Museumsschriften, Nr. 57). 23.505 N

- Helge Gerndt, Zu einigen Grundproblemen der Kulturanalyse, SA aus: *Ethnologia Europaea*, Vol. IX/1, 1976, S. 80–100. 24.429 SA
- Roland Girtler, Wissenschaftstheorie und ihre Möglichkeiten in der Urgeschichte. SA aus: *Festschrift für Richard Pittioni zum 70. Geburtstag*, Franz Deuticke, Wien/Ferdinand Berger, Horn, 1976, S. 23–41, Fotokopie. 23.907 SA
- Ina-Maria Greverus, Kultur und Alltagswelt, Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie, Verlag C. H. Beck, München 1978, 316 S. 25.534 N
- Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunde, ex: Mein Österreich, mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates, redigiert von Sigmund Schneider bzw. Benno Imendörffer, Verlag für Vaterländische Kultur, Wien 1914, S. 122–151, Abb., Bd. 1. 24.806 N
- Anna Hohenwart-Gerlachstein, The International Congress of Anthropological and Ethnological Sciences, Chicago 1973, SA aus: *RE – Review of Ethnology*, Vol. 4/5, Wien 1974, S. 33 ff. 23.252 SA
- Jahrbuch für Volkskunde*, Neue Folge, im Auftrag der Görres-Gesellschaft, Hrsg.: Wolfgang Brückner, Bd. 1, 1978. Redaktion Wolfgang Brückner und Hans Dünninger, Inst. f. deutsche Philologie der Universität Würzburg. 25.492 Z
- Gerhard Kaufmann (Red.), Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973. Im Auftrag der Gesellschaft für Volkskunde. Otto Schwartz & Co., Göttingen 1975, 282 S., 21 Abb. 23.443 N
- Konrad Köstlin, Kai Detlew Sievers, Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur rechtlichen Volkskunde. *Festschrift für Karl-Sigismund Kramer*. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1976, 218 S., 1 Abb. 24.285 N
- Victor Kraft, Die Grundformen der wissenschaftlichen Methoden. 2., neu bearbeitete Auflage. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1973 (Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 284. Band, 5. Abhandlung). 124 S. 22.689 N
- Karl-S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde. Otto Schwartz & Co., Göttingen 1974, 172 S., 11 Abb. 24.284 N
- Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft; mit Beiträgen von H. Bausinger, U. Jeggle, G. Korff, U. Ammon, K. F. Geiger, M. Scharfe, SA aus: *Attempo*, Heft 49/50, 1974, 42 S., 8 Abb. 23.502 SA
- Gyula Ortutay et alii, (Hrsg.), Magyar Néprajzi Lexikon, Akadémiai Kiadó, Budapest 1977 ff., Bd. I, 752 S., Abb. 25.239 Wb.
- Gerhard Lutz, Johann Ernst Fabri und die Anfänge der Volksforschung im ausgehenden 18. Jahrhundert. SA aus: *Zeitschrift für Volkskunde* I/1973. Kohlhammer, Stuttgart 1973, S. 19–42. 22.676 SA
- Jean Poirier (Hrsg.), *Ethnologie générale*, in: *Encyclopédie de la Pleiade*, Bd. 24, Editions Gallimard, Bruges 1968, 1907 S., Zeichnungen. 25.194 Wb.
- Herbert Schempf, Rechtliche Volkskunde und moderne Gesetzgebung, SA aus: *Forschungen zur Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde*, hrsg. v. Louis Carlen, Bd. 1, 1978, Schulthess, Zürich 1978, S. 89–106. 25.652 SA

Slawtscho S a g o r o f f (†), Wissenschaft und Statistik. Das statistische Denken in den empirischen Wissenschaften. Veröffentlichungen für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften Nr. 1. Verlag der österr. Akademie der Wissenschaften, Wien 1973, 146 S., (Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 282. Band, 5. Abhandlung) 22.690 N

Leopold Schmidt, Volkskundliche Dokumentation im Museum und durch den wissenschaftlichen Film. SA aus: Wissenschaftlicher Film in Forschung und Lehre. 1962–1972. Festschrift. Bundesstaatliche Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie, Wien, o. J., S. 103–107. 22.681 SA

Derselbe, Probleme der Gegenwartsvolkskunde (Vortrag in der Gesamtsitzung der Akademie am 25. Oktober 1973). Sonderdruck aus dem Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 110. Jahrgang 1973, Nr. 19, S. 262–282. In: Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Wien, Österreichische Akademie der Wissenschaften. 22.619/1 N

Kai Detlev Sievers, Historische Volkskunde und Sozialgeschichte. Versuch einer vergleichenden Standortbestimmung. SA aus: Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag. Oldenbourg-Verlag, München 1973, S. 80–88. 22.630 SA

Sven G. Sjöberg, Volkskunde in Südtirol, Voraussetzungen und Leistungen, SA aus: ARV. Tidskrift för Nordisk Folkminne forskning. Journal of Scandinavian Folklore. 34, Uppsala 1978, S. 98–141. 25.660 SA

Rolf Thalmann, Zeitungen als volkskundliche Quellen. SA aus: Schweizer Volkskunde. 62. Jg., Basel 1972, H. 4, S. 65–67. 23.546 SA

Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, hg. von Wolfgang Brückner und Lenz-Kriss-Rettenbeck. Würzburg.

Bd. 1: Brückner/Deneke, Volkskunde im Museum. 1976, 330 S.

Bd. 2: Bauer/Gockerell, Museumsdidaktik und Dokumentationspraxis, 1976, 294 S.

Bd. 3: Gerndt/Schroubek, Vergleichende Volkskunde, Bibliographie Leopold Kretzenbacher, 1977, 70 S. 24.178 N

Christo Vakarelski, Problèmes ethnographiques communs dans les Balkans. SA aus: Actes du premier congrès internat. des études balkaniques et Sud-est-Européennes, Sofia 1971, S. 413–416. 23.136 SA

Derselbe, Das historische Wesen der Ethnographie und eine vordringliche Aufgabe der slawischen Ethnographen. SA aus: Ethnologia Slavica, Bd. III, Bratislava 1971, S. 69–77. 23.137 SA

Günter Wiegelmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurt, Volkskunde, Eine Einführung, Erich Schmidt Verlag, Berlin 1977, 265 S., 11 Abb. (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 12). 24.780 N

Robert Wildhaber, Keltische Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, SA aus: Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag. Oldenbourg-Verlag, München 1973, S. 11–28. 22.629 SA

Matthias Zender, Gestalt und Wandel, Aufsätze zur rheinisch-westfälischen Volkskunde und Kulturraumforschung. Hg. v. H. L. Cox und G. Wiegmann, Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1977, 471 S., Karten (= Veröffentl. des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn).

24.528 N

DIE VOLKSKUNDLICHEN VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DER BIBLIOGRAPHIE VON HEINRICH VON ZIMBURG

zusammengestellt von Michael Martischnig

7. *) Badgastein, 500 Jahre Weltkurort.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 2, Badgastein 1936, Nr. 1, 1–2)
9. Ein altes Gasteiner Votivbild.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 2, Badgastein 1936, Nr. 9, 1–3)
10. Ein halbes Jahrtausend Kurort Badgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 2, Badgastein 1936, Nr. 15, 2–3)
11. Gasteiner Badebräuche einst und jetzt.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 2, Badgastein 1936, Nr. 18, 1–3)
16. Ein 300 Jahre altes Dokument über die Heilkraft der Badgasteiner Thermen.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 3, Badgastein 1937, Nr. 2, 9–10; Nr. 3, 15–20; Nr. 4, 23–26; Nr. 5, 31–32)
19. Pfleger Kürsingers Ritt nach dem Wildbad Gastein vor 100 Jahren.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 3, Badgastein 1937, Nr. 39, 319–320; Nr. 40, 325)
21. Über die Gasteiner Volkstrachten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 4, Badgastein 1938, Nr. 13, 87–88; Nr. 14, 97–99; Nr. 15, 107–110; Nr. 16, 119–121)
22. Eine Ankogelfahrt vor 112 Jahren.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 4, Badgastein 1938, Nr. 22, 177–178)
28. Gastein in der ältesten Literatur.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 5, Badgastein 1939, Nr. 15, 115–117)
30. Über die Entstehung des Namens Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 5, Badgastein 1939, Nr. 25, 225–227)

*) Die fortlaufende Numerierung entspricht dem Gesamtverzeichnis der Publikation Zimburgs, das von Michael Martischnig erstellt und im neugegründeten „Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv der Volkskunde“ im Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ sowie im Salzburger Landesarchiv hinterlegt wurde und dort einsehbar ist. Der landeskundliche, größere Teil der Bibliographie wird in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 119, Salzburg 1979, im Anschluß an den Nekrolog abgedruckt werden.

35. Die Sage von der Entdeckung der heißen Quellen in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 12, 79–80)
38. Böckstein. Ein geschichtlicher Rückblick.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 18, 135–136; Nr. 19, 147–149)
39. Vom Perchtenlaufen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 21, 167–169; Nr. 22, 175–178; Nr. 23, 187–189; Nr. 24, 195–198)
40. Ein Triptychon mit der Darstellung der Geschichte Gasteins.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 32, 281–282; Nr. 33, 289–290)
41. Die Geschichte Gasteins in einem Wandgemälde von Wilhelm Kaufmann.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 38, 325–327; Nr. 39, 333–334)
42. Die Nikolauskirche in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 6, Badgastein 1940, Nr. 40, 341–343)
48. – und Klein Heinrich
„Gasteinerische Chronica“ 1540. Eine Quelle zur Geschichte des Salzburger Bauernkrieges 1525/26.
(Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 81, Salzburg 1941, 1–40)
51. Der Perchtenlauf in der Gastein.
Wien, Braumüller 1947, VII + 48 S., 60 Abb.
52. Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tales.
Wien, Braumüller, 1948, 384 S., 66 Abb.
53. „Die Graserin von Gastein“ – kein echter Neidhart.
(Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 88, Salzburg 1948, 79–80)
59. Das Bad Gasteiner Heimatmuseum.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 8, Badgastein 1948, Nr. 20, 125–126; Nr. 21, 133–135)
62. Das Naturdunstabad in Bad Gastein und seine Entstehungsgeschichte. 1. Teil: Die bäuerlichen Schwitzbäder. 2. Teil: Die Entstehung des Naturdunstabades. 3. Teil: Das Naturdunstabad in Bad Gastein in seiner heutigen Gestalt.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 8, Badgastein 1948, Nr. 26, 187–188; Nr. 27, 195–196; Nr. 207–208)
65. Vom Perchtenlaufen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 8, Badgastein 1948, Nr. 32, 251–253)
67. Die älteste Geschichte Bad Gasteins.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 8, Badgastein 1948, Nr. 37, 301–302; Nr. 38, 309–312; Nr. 39, 317–319; Nr. 40, 327–328)
72. Ein alter Gasteiner Perchtenläufer gestorben (Peter Weinig).
(Badgasteiner Badebl., Jg. 9, Badgastein 1949, Nr. 2, 8)

73. Die Sage von der Entdeckung der heißen Quellen in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 9, Badgastein 1949, Nr. 4, 19–20)
79. Die Geschichte Gasteins.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 9, Badgastein 1949, Nr. 21, 135–137)
85. Das älteste Bild von Hofgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 9, Badgastein 1949, Nr. 36, 305–306; Nr. 37, 315–316)
95. Ein historischer Rundgang durch Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 10, Badgastein 1950, Nr. 17, 111–113; Nr. 18, 121–124; Nr. 19, 131–134)
99. Gründungsfest der Böcksteiner Bergknappenkapelle.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 10, Badgastein 1950, Nr. 26, 213)
102. 50 Jahre „Der Kaiserhof“.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 10, Badgastein 1950, Nr. 31, 267–268)
111. Haus-, Weg- und Flurnamen in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 11, Badgastein 1951, Nr. 9, 45–46; Nr. 10, 53–55)
113. 550 Jahre Grabenwirt in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 11, Badgastein 1951, Nr. 12, 69–70; Nr. 13, 79–80)
114. Der Samerverkehr in Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 11, Badgastein 1951, Nr. 19, 135–138)
115. Gastein in Bildern aus vier Jahrhunderten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 11, Badgastein 1951, Nr. 21, 159–163; Nr. 22, 171–175; Nr. 23, 185–189; Nr. 24, 199–204; Nr. 25, 217–223)
125. Haus-, Weg- und Flurnamen in Bad Gastein. Fortsetzung von Jg. 11, 1951, Nr. 9 und 10.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 12, Badgastein 1952, Nr. 4, 15–16)
146. Der Korntauern.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 13, Badgastein 1953, Nr. 19, 179–181)
147. Von den Zäunen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 13, Badgastein 1953, Nr. 21, 203–206)
149. 350 Jahre Wirte Straubinger in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 13, Badgastein 1953, Nr. 32, 359–362)
151. Über die Gasteiner Volkstrachten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 13, Badgastein 1953, Nr. 35, 403–404; Nr. 36, 413–415; Nr. 37, 429–434; Nr. 38, 443–445)
167. Die Kurgäste Bad Gasteins in den letzten 500 Jahren.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 14, Badgastein 1954, Nr. 27, 293–295; Nr. 28, 305–308; Nr. 29, 325–329; Nr. 30, 339–343; Nr. 31, 357–364). (Auch als Separatdruck erschienen mit 62 S.)

175. Gasteins Badeärzte in früherer Zeit (bis 1918).
(Badgasteiner Badebl., Jg. 15, Badgastein 1955, Nr. 12, 120–123; Nr. 13, 133–136; Nr. 14, 145–149)
- 175 a. Die letzte Fahrt der Pferdepost nach Bad Gastein vor 50 Jahren.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 15, Badgastein 1955, Nr. 37, 463–468)
198. Erhältet die heimische Bauweise.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 16, Badgastein 1956, Nr. 18, 195–199)
203. Von Heustadeln, Hieflern und Schwedenreitern in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 16, Badgastein 1956, Nr. 35, 430–443)
204. Gastein in Bildern auf fünf Jahrhunderten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 16, Badgastein 1956, Nr. 36, 453–458; Nr. 37, 471–475; Nr. 38, 485–491; Nr. 39, 509–515; Nr. 40, 527–534) (Auch als Separatdruck erschienen mit 76 S., 60 Abb.)
207. Über Orts-, Weg- und Flurnamen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 17, Badgastein 1957, Nr. 8, 85–87)
222. Über die Gasteiner Volkstrachten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 18, Badgastein 1958, Nr. 16, 179–180; Nr. 17, 189–191; Nr. 19, 213–215)
230. Korntauern.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 18, Badgastein 1958, Nr. 36, 443–445)
232. Vom Sammelverkehr in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 18, Badgastein 1958, Nr. 40, 495–498)
244. Von den Almen im Gasteinertale.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 19, Badgastein 1959, Nr. 36, 433–436; Nr. 37, 449–453)
246. Erzherzog Johann und die Gasteiner Berge.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 19, Badgastein 1959, Nr. 42, 515–519)
247. Von den Zäunen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 19, Badgastein 1959, Nr. 43, 529–533)
250. Erzherzog Johann und Gastein.
(Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 100, Salzburg 1960, 361–388)
258. Die Familie Weitmoser.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 19, 93–97)
259. Ein historischer Spaziergang durch Bockstein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 12, 121–125; Nr. 13, 133–138)
262. Von Heustadeln, Hieflern und Schwedenreitern in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 16, 173–177)
265. Die Denkmale, Gedenktafeln und Erinnerungszeichen in Bad Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 24, 275–278; Nr. 25, 287–290)

276. Das Gasteiner Bauernhaus.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 35, 429–432; Nr. 36, 445–449)
279. Vom Perchtenlauf in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 20, Badgastein 1960, Nr. 39, 493–495)
298. Über die Gasteiner Volkstrachten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 21, Badgastein 1961, Nr. 40, 519–523; Nr. 41, 535–540; Nr. 42, 547–549). (Auch als Separatdruck erschienen mit 34 S., 19 Abb.)
313. Die Kurgäste Badgasteins.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 22, Badgastein 1962, Nr. 24, 287–290; Nr. 25, 299–303; Nr. 26, 315–318; Nr. 27, 327–331; Nr. 28, 343–348, Nr. 29, 357–365; Nr. 30, 377–382; Nr. 31, 395–399). (Auch als Separatdruck erschienen mit 111 S., 116 Abb.)
328. Gedächtniskapellen, Wegkreuze und Marterln in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 23, Badgastein 1963, Nr. 5, 39–411 Nr. 6, 51–54)
347. Das Sankt Ruprecht Gotteshaus zu Dorfgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 23, Badgastein 1963, Nr. 37, 495–497)
348. Vom Samerverkehr in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 23, Badgastein 1963, Nr. 42, 569–572)
359. 475 Jahre Badehospiz Badgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 24, Badgastein 1964, Nr. 8, 77–80; Nr. 9, 89–91; Nr. 10, 99–102; Nr. 11, 115–117). (Auch als Separatdruck erschienen mit 28 S., 16 Abb.)
365. Badbruck.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 24, Badgastein 1964, Nr. 25, 313–314; Nr. 26, 325–328)
367. Von Heustadeln, Hieflern und Schwedenreitern.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 24, Badgastein 1964, Nr. 29, 375–378; Nr. 30, 389–392)
368. Von den alten Holzzäunen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 24, Badgastein 1964, Nr. 33, 437–442)
377. Über die Glocken der Bocksteiner Kirche.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 25, Badgastein 1965, Nr. 17, 207–208)
379. Matthäus Loder – ein Maler des Biedermeier in Badgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 25, Badgastein 1965, Nr. 18, 219–222; Nr. 19, 235–238; Nr. 20, 249–252; Nr. 21, 267–270)
381. Der silberne Krug von Badgastein – Badgasteins Wappenfigur seit 1327.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 25, Badgastein 1965, Nr. 23, 299–302; Nr. 24, 311–317)
396. Einheitliche Schreibweise des Namens Bockartsee.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 26, Badgastein 1966, Nr. 14, 166)

408. Vom Essen und von den Preisen.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 26, Badgastein 1966, Nr. 27, 359–362)
410. Den alten Gasteiner Bergführern zum Gedenken.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 26, Badgastein 1966, Nr. 31, 423–427)
412. Zur Schreibweise Bockartsee.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 26, Badgastein 1966, Nr. 34, 485)
424. Die ältesten bildlichen Darstellungen aus der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 27, Badgastein 1967, Nr. 17, 185–187; Nr. 18, 199–204; Nr. 19, 213–218)
428. Als im Gasteinertale noch die Mühlen klapperten.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 27, Badgastein 1967, Nr. 23, 271–273)
- 428a. Die Weitmoser.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 27, Badgastein 1967, Nr. 26, 321–323; Nr. 27, 331–335; Nr. 28, 351–355; Nr. 29, 365–368). (Auch als Separatdruck erschienen mit 41 S., 19 Abb.)
438. Das Bad in der Gastein im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 28, Badgastein 1968, Nr. 8, 79–81; Nr. 9, 89–91; Nr. 10, 103–105; Nr. 11, 115–117)
439. Die drei Waller. Eine alte Gasteiner Sage.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 28, Badgastein 1968, Nr. 14, 153–155; Nr. 15, 165–167)
442. Vom Samerverkehr in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 28, Badgastein 1968, Nr. 26, 335–337; Nr. 27, 349–352)
443. Von den alten Holzzäunen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 28, Badgastein 1968, Nr. 28, 369–371; Nr. 29, 385–389). (Auch als Separatdruck erschienen mit 22 S.)
447. Von Heustadeln, Hieflern und Schwedenreitern.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 28, Badgastein 1968, Nr. 30, 403–407; Nr. 31, 421–423)
462. Von den Kurgästen Badgasteins aus früherer Zeit (Die Graserin in der Gastein).
(Badgasteiner Badebl., Jg. 29, Badgastein 1969, Nr. 23, 328)
471. Perchtenlauf in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 29, Badgastein 1969, Nr. 33, 514–515)
483. Gedanken zu den Gasteiner Orts- und Flurnamen. 1. Teil: Woher stammt der Name Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 30, Badgastein 1970, Nr. 10, 127–129)
2. Teil: Bockhart.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 30, Badgastein 1970, Nr. 22, 303–304)
494. Eine alte Badedarstellung von Badgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 30, Badgastein 1970, Nr. 23, 321–323)

496. Vom Perchtenlaufen in der Gastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 30, Badgastein 1970, Nr. 27, 393–397; Nr. 28, 409–412). (Auch als Separatdruck erschienen.)
498. Vom Heimatmuseum Badgastein.
(Badgasteiner Badebl., Jg. 30, Badgastein 1970, Nr. 29, 429–432; Nr. 30, 445–448). (Auch als Separatdruck erschienen mit 24 S.)
508. gemeinsam mit Gruber Fritz und Greinwald Hermann:
Führer durch das Gasteiner Museum.
Badgastein, Selbstverlag der Freunde des Gasteiner Museums, 1977, 36 S.,
Abb.

„Lieben den Adel und erkennen für Ihren Herrn einen Erwählten“

Zum Stereotyp des Polen auf einer
Österreichischen Völkertafel des frühen
18. Jahrhunderts.
(Mit 1 Abbildung)
von Alois Eder

I.

In einem Interview mit dem Dichter Wolfgang Georg Fischer, dem Autor der auch ins Polnische übersetzten Romane „Wohnungen“ und „Möblierte Zimmer“, anlässlich dessen Warschau-Besuchs im Vorjahr, kommentiert er eine während einer Lesung gefallene Äußerung, mit Polen verbinde er immer die Vorstellung einer Kavallerieattacke auf die deutschen Panzer von 1939:

Wenn Sie diese Wochenschaustelle erwähnen, da kommt... noch hinzu, daß ich... sehr stark visuell denke, in Bildern, daher ein Bild wie diese polnischen Reiter gegen deutsche Panzer, ob das jetzt historisch genau stimmt oder nicht, für mich sozusagen eine visuelle Kristallisierungsmöglichkeit ist, einer ganzen Epoche oder eines Jahres.¹⁾

Obwohl sich Fischer sicher dagegen verwahren würde, könnte man hier hinzufügen: oder eines Volkes, denn was ihm damit vorschwebt, kennzeichnet den literarischen Stereotyp des Polen in der ausländischen Literatur, wie ihn zuletzt noch Franz Werfel in seinem Stück „Jakobowsky und der Oberst“ ausgebaut hat:

...mit nacktem Säbel mitten hinein in die Maschinengewehre²⁾, erinnert sich dort der Kavallerieoberst Stjerbiński. Er ist als Repräsen-

1) Das Interview soll im Märzheft 1978 der „Odra“ erscheinen.

2) Franz Werfel, Sämtliche Werke, Dramen II, Frankfurt/M., 1959, S. 306, sowie auch 269 u. ö.

tant des polnischen Volkes sehr einseitig mit Attributen wie vornehmer Ritterlichkeit, romantischer Liebe und dem völligen Mangel an Fähigkeiten, sich in der motorisierten Kriegszivilisation zurechtzufinden, ausgezeichnet und sammelt mehr die populären und durchaus nicht immer negativen Vorurteile der Nachbarvölker über den typischen Polen auf, als daß er ein unverstelltes Bild der polnischen Wirklichkeit der Kriegsjahre vermittelte. Dabei wäre es interessant zu untersuchen, in wieweit in diesen Belangen der Autostereotyp der Mehrheit der Polen mit dem Heterostereotyp übereinstimmt, also Werfels Auffassung in Bekanntschaften mit Polen nur ein Feedback erfahren konnte. Was hier aber vor allem interessiert, ist die seltsame historische Verspätung solcher Stereotype, und ihre lange Geltungsdauer. In Fischers „Wohnungen“ begegnet der Satz aus der Erinnerung eines Kindes:

Der Balkon mit Aussicht auf den Kahlenberg, der Polenkönig Sobieski stieg 1683 mit dem Entsatzheer vom Kahlenberg ab, er verjagte die Türken, die hundsfüßigen Muselmanen, er rettete Wien vor dem Halbmond, er bewahrte es für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und für das christliche Abendland.³⁾

Das ritterliche Stereotyp des Polen bleibt also, hier speziell für Österreich und Wien, vornehmlich durch Vermittlung des Geschichtsunterrichts der Schulen, konstant.

Marian Szyrocki, der sich in einem historischen Abriß mit dem Bild des Polen in fremden, meist westeuropäischen Literaturen beschäftigt, erkennt denn auch ein derartiges konstantes Grundmuster, das sich der Parteien Gunst und Haß zum Trotz weitgehend in Gebrauch findet:

Der Stereotyp des Polen, der sich in der fremden Literatur noch in der Zeit vor der Teilung Polens herausisolierte, bezieht sich trotz aller Unterschiedlichkeit vor allem auf den Adeligen. Der Pole ist stolz und tapfer, ungestüm, er liebt die Freiheit, zeichnet sich durch Gastfreundschaft aus.

Dieses Bild ändert sich je nach der politischen oder weltanschaulichen Einstellung Polen gegenüber. Freunde sprechen vom „edlen Polen“, vom Helden – die Feinde vom dünnhäutigen Polen, der seinen Besitz verschwendet und den Frauen nachstellt.⁴⁾

Diese Vorstellung aus der Zeit der ungebrochenen sarmatischen Kultur finden wir also bei Werfel und Fischer noch vollständig aufrecht, bei Werfel allerdings ergänzt um die Figur des polnischen Juden Jako-

3) Wolfgang Georg Fischer, *Wohnungen*, München 1972, S. 115.

4) Marian Szyrocki, *Das Bild des Polen in den fremden Literaturen*, Inaugurationsrede zum Beginn des akademischen Jahrs 1976/77, *Germanica Wratislaviensia* 32 (im Druck).

bowsky; von einem polnischen arbeitsamen Bauern, oder gar Arbeiter auch noch im zwanzigsten Jahrhundert keine Spur, und selbst die Korrektur durch das Bild des polnischen Zwangsarbeiters und KZ-Häftlings wird sich noch schwer tun, dereinst die gleiche Popularität zu gewinnen, wie das eben geschilderte Syndrom, das Szyrocki bis auf den polnischen Historiographen Jan Dlugosz, also bis aufs 15. Jahrhundert zurückführt.

Zudem kommen gerade in der Entwicklung der polnisch-österreichischen Kulturkontakte für die österreichische Seite die wichtigsten Störfaktoren in Anschlag. Was das Charakterbild des Polen in der Geschichte schwanken ließ, wechselndes chauvinistisches Interesse der Nachbarvölker in der Ära seit der Teilung etwa, oder ideologisches Ressentiment gegenüber der Aufgeschlossenheit der polnischen Emigration für alle modernen Strömungen, traf für Österreich im geringsten Maße zu. Schon von Maria Theresia ist überliefert⁵⁾, daß sie die erste polnische Teilung bedauerte und sich die österreichische Teilnahme daran erst lange von ihrem ehrgeizigen Sohn und dem Realpolitiker Kaunitz abringen ließ. Weder die nationale Begeisterung der 1848 als Frackpolen charakterisierten Reichstagsfraktion aus galizischem Adel und Intelligenz, noch die unerschütterliche Kaisertreue der polnischen Bauern dieser Gebiete, die sich Josef II. durch seine Reformen gewann, konnten Anlaß gegen, dieses Grundmuster zu korrigieren. Da weiters vom heutigen Standpunkt der 2. Republik aus Österreich mit vollem Einverständnis aller Beteiligten in die kulturelle Nachfolge der Donaumonarchie eingetreten ist, – auch die österreichische Sozialdemokratie hatte ja in der Londoner Emigration der historischen Kontinuität zuliebe auf den lange angestrebten Anschluß an den deutschen Nationalstaat verzichtet –, kann man die liberal-deutschnationale Epoche, ohnehin kaum ein Jahrhundert, als Episode betrachten, deren nationale Emotionen kaum dauerhafte Spuren in der polnisch-österreichischen literarischen Nachbarschaft hinterlassen haben, schon gar nicht natürlich bei Werfel oder Fischer. Umso notwendiger aber ist es, den historischen Umweg nicht zu scheuen und an jener Wurzel des heute noch wirksamen Stereotyps nachzuforschen, was denn dieses kontinuierliche Bild des Polen in Österreich bestimmt.

II.

Der Begriff des Stereotyps ist in der Gruppenpsychologie, Soziopsychologie und Sprachphilosophie, nicht zuletzt durch Bemühungen

5) vgl. Friedrich Heer, Das Glück der Maria Theresia, Wien 1968.

der Polen Alfred Korzybski und Adam Schaff⁶⁾, näher definiert als eine emotionale und irrationale Bedeutungskomponente von Wörtern und Begriffen, die durch Sozialisation eingeprägt und weitergegeben werden. Zu Untersuchungsgegenständen hat man verständlicherweise häufig Bezeichnungen für Angehörige verachteter und verfolgter Minderheiten, wie *Nigger* oder *Jude* gewählt, als Radikalkur die Aufhebung ungerechtfertigter Verallgemeinerungen durch Indexziffern für Individuen (*Pole₁*, *Pole₂* etc.), als Methode zur Aufzeichnung das sogenannte semantische Differential, das durch Zuordnung einer genormten Liste polarer Begriffe das assoziative Feld eines Stereotyps als semantisches Profil darzustellen erlaubt. Es bleibt über alle individuelle Zufälligkeiten hinweg konstant und beschreibt die emotionellen Konnotationen bestimmter Begriffe für ganze Bevölkerungsgruppen umso genauer, je mehr bei der Befragung der Versuchspersonen neutrale Reizworte Verwendung finden; die zur stereotypen Charakterisierung gebräuchlichen Attribute wie etwa *faul*, *schmutzig* etc., angesichts derer sich der Befragte auch zur Verschleierung und Zurückhaltung bemüht fühlen könnte, müßten in einem zweiten Verfahren ein ähnliches Profil ergeben wie etwa die Bezeichnungen *Nigger*, *Jude* oder in unserem Fall *Pole*, um die Hypothesen zu bestätigen. Eine solche synchrone, empirische und auf die Messung von Emotionen aufgestellte Vorgangsweise steht uns bei unserem Vorhaben nicht zu Gebot. Auf den einzig gangbaren historisch-hermeneutischen Weg verwiesen⁷⁾, müssen wir normalerweise auf jede systematische Überprüfung durch Assoziationen verzichten und die in Quellen auffindbaren Vorstellungskomplexe zusammentragen. Freilich bleiben wir damit nicht bloß auf das Chaos der Überlieferung, auf die Anarchie individueller Äußerungen angewiesen. Was die Sozialpsychologie in ihrer synchronistischen Ausrichtung übersieht und nicht in den Blickpunkt bekommt, ist, daß sich die historisch herausbildenden stereotypen Konnotationen Niederschlag historischer Erfahrungen sind, wenn auch zuweilen verzerrter. Als solche unterliegen sie kultureller Überarbeitung, ja sind geradezu deren Ergebnis, und damit nicht bloß Störfaktor kultureller und literarischer Nachbarschaft, sondern geradezu und für

6) vgl. Adam Schaff, Einführung in die Semantik, Frankfurt/M. 1969, S. 88 ff. ders., Die Sprache und das menschliche Handeln. In: Essays über die Philosophie der Sprache, Frankfurt/M. 1968, S. 95–116, insbesondere S. 105 f., sowie im allgemeinen: Peter R. Hofstätter, Gruppendynamik, Hamburg 1957, S. 63 f. und 98.

7) vgl. dazu auch Alois Eder, Pragmatik und Geschichte, in Vorbereitung für die erste Nummer der Zeitschrift „Kommunikacija i Tekst“, die in Wrocław erscheinen soll.

bestimmte Epochen deren eigentliches Thema und Problem insofern die Kristallisation, wie sich Wolfgang Georg Fischer ausdrückt, die Reindarstellung einer Vorstellung oder eines Zustandes Aufgabe der Literatur ist, sogar noch heute.

Aus diesem Grund hat der österreichische Anglist Stanzel einen Akademievortrag dem Thema gewidmet:

Wieweit unsere Vorstellungen vom Charakter fremder Völker unter anderem auch Aspekte einschließen, die sich vor allem mit Hilfe literaturwissenschaftlicher Fragestellungen und Methoden genauer bestimmen lassen.⁸⁾

Seine Antwort lautet:

Warum von alters her die Kreter als Lügner, die Thebaner als dumm, die Athener als weise, und in späterer Zeit die Spanier als stolz, die Holländer als phlegmatisch, die Schotten als geizig galten und noch gelten, kann auch als literarisches Problem gesehen werden; vielleicht ist sie sogar im Bereich der Literaturwissenschaften am ehesten zu beantworten.

Dies deshalb, weil dort die gängigen Sozialtechniken samt ihren Regeln von alters her aufgezeichnet wurden. Stanzel weist nach, daß seit Aristoteles und Horaz zur Charakterisierung der Personen neben Alter, Geschlecht und Stand die Nationalität erfordert war, eine Tendenz, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als Regelpoetik und beginnendes Nationalbewußtsein einander darin stärkten, einen ersten Höhepunkt erreichte:

Diejenige Kritikerschule des 17. und 18. Jahrhunderts, die Shakespeare vorwarf, er habe mit dem Charakter Jagos, des ränkeschmiedenden, rachsüchtigen, hinter Othellos Rücken auf gemeinste Weise intrigierenden Soldaten gegen Wahrscheinlichkeit und literarisches Dekorum verstoßen, dieselbe Kritikerschule warnte auch die Dramatiker, nur keinen Deutschen auf die Bühne zu bringen, der nicht ein grobschlächtiger Kerl, keinen Spanier, der nicht anmaßend und stolz, und keinen Franzosen, der nicht höflich sei.⁹⁾

Um zu dieser Wahrscheinlichkeit der Nationalcharaktere beizutragen, enthielten die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts aufgelegten Dichterhandbücher, meist Epitheta-Listen in Lexikonform unter anspruchsvollen Titeln wie „*Gr ad u s a d P a r n a s s u m*“ auch Kataloge von Nationaleigenschaften, aus denen Stanzel die der Engländer und Spanier zum Vergleich heraushebt:

8) Franz K. Stanzel, Der literarische Aspekt unserer Vorstellungen vom Charakter fremder Völker, In: Anzeiger der österreichischen Akademie der Wissenschaften 111 (1974), 63–82. S. 64.

9) Stanzel, a.a.O., S 66 f.

Stout, couragious, valiant, true-hearted, hardy, bold, audacious, adventurous, warlick, apish, imitating

kann man die Engländer benennen,

Houghty, portly, slow-pac'd, proud, arrogant, sober, wealthy, abstemious, warlick, tawny, lofty

die Spanier.¹⁰⁾ Wir sehen, daß in Joshua Pooles „English Par-nassus“ von 1657 die eigenen Landsleute nicht nur gut weggekommen, vielmehr wird für Lob und Tadel, für Satire wie Lobschrift in gleicher Weise Sprachmaterial aufbereitet, das sich zudem noch mit dem den Spaniern gewidmeten partiell überschneidet. Dennoch gruppieren sich die Eigenschaften zu ganz verschiedenen Bildern; so heißt das eine Assoziationsbündel in etwa „kräftig – tapfer – ehrlich“, – letzteres wohl unerlässlich in jedem Autostereotyp, so daß die Bezeichnung *teutsch* im 17. Jahrhundert sogar deutlich die Bedeutung „aufrichtig, offenherzig“ gewinnen konnte, vgl. in etwa Sprachgebrauch von Grimmelshausen Roman *Simplicissimus Teutsch*: Das andere Assoziationsbündel gruppiert sich um die Attribute *geziert – stolz – nüchtern*, wobei hier in verstärktem Maße die Möglichkeit angeboten wird, durch Extreme wie *arrogant* zur Karrikatur fortzuschreiten.

Stanzel resümiert:

Aus solchen Nationaleigenschaftskatalogen läßt sich auf die Existenz eines weit verbreiteten Nationalklischeearsenals am Beginn der Neuzeit schließen. Die verblüffende Übereinstimmung, die in der Charakterisierung des Vertreters eines bestimmten Volkes nicht nur innerhalb einer Literatur, sondern auch zwischen verschiedenen europäischen Literaturen sichtbar wird, kann als Hinweis dafür genommen werden, daß diese nationalen „Versatzstücke“ hauptsächlich aus ein und derselben literarischen Requisitenkammer, nicht aber, wie allgemein angenommen, wurde, vorwiegend aus der tatsächlichen Erfahrung der Völker miteinander stammen. Die tatsächliche Erfahrung der europäischen Völker miteinander hätte zu einer viel stärkeren Differenzierung der Urteile und Bilder führen müssen.¹¹⁾

Hier schießt Stanzel etwas übers Ziel hinaus, denn natürlich wirken, nach seinen eigenen Worten die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen zwei Völkern auf den jeweiligen Heterostereotyp ein. Die seltsame Konstanz der Stereotypkataloge für das frühe Europa ergibt sich vielmehr aus der alteuropäischen Kommunikationsorganisation selbst. Es

10) Stanzel, a.a.o., S. 67.

11) Stanzel, a.a.O., S. 68.

ist keineswegs der Fall, daß keine neuen Informationen in sie eingehen, die auf unmittelbarer Erfahrung beruhen, nur ist für sie als Form der Eingabe die lateinische Sprache vorgeschrieben; und das von Michel Foucault charakterisierte vorklassische System des Zeichenrepertoires, das als typische Form der Äußerung des Zitieren von Autoritäten und den Kommentar zu sanktionierten Texten vorsieht¹²⁾, war dann nicht mehr so leicht neu zu programmieren, wenn einmal etwas zu seinem festen Bestand gehörte. Solche Texte, die für eine kulturelle Schematisierung der Nationalitätsunterschiede sorgen, gehen aber weit über die Epitheta der Wörterbücher hinaus und verankern auch im Volksbewußtsein mehr als bloß leere Attribute. Das zeigt sehr deutlich die Quelle, die ich hier interpretieren will, und die neben dem Vorteil, über Polen mit derselben Ausführlichkeit wie über die bei Stanzel als Beispiele gewählten westeuropäischen Länder zu reden, auch den einer beinahe übertriebenen, tabellarischen Systematik bietet. Sie erspart also eine Rekonstruktion der Bezugssysteme, in die zunächst die chaotisch angebotenen Epitheta eines Lexikons zu ordnen wären, ehe die Aussagen über den Stellenwert jedes einzelnen erlaubten. Es handelt sich um ein im Wiener Volkskundemuseum hängendes Tafelbild mit dem Titel

Kurze Beschreibung der In Europa Befintlichen Völkern Und Ihren Aigenschaften

das dem Sprachstand nach in die Zeit der Oberdeutsch-Katholischen Sprachregelung fällt, demnach in die Zeit vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, und dessen Provenienz damit übereinstimmend mit Steiermark, frühes 18. Jahrhundert, angegeben ist.¹³⁾

III.

Es handelt sich um eine tabellarische Übersicht der Nationaleigenschaften von zehn Europäischen Nationen, Spanier, Frantzoz, Wälisch /Italiener/, Teutscher, Engerländer, Schwöth /Schwede/, Boläck /Pole/, Unger, Muska-with /Russe/ und Tirk oder Griech, die in der obersten Bild-

12) vgl. dessen Ausführungen in: Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M. 1971.

13) Leider bringt das von Stanzel herangezogene lateinische Kompendium, Joannis Ravisii Textoris Nivernensis, Poetae Celeberrimi Epithetorum Opus Perfectissimum, nunc primum per Jo. Jac. Grasserum ... recognitus, Basileae 1617 das Stichwort „Pole“ überhaupt nicht (S. 653), unter dem Stichwort „Sarmatae“ nur antike und keine neulateinischen Belegstellen (S. 719). Zur Provenienz der Tafel im einzelnen Abschnitt 6 dieser Arbeit.

leiste in ihren Nationaltrachten nebeneinander abgemalt sind. In den jeweils darunter eingetragenen Spalten einer exakt vorgezeichneten Tabelle sind außer dem Namen der jeweiligen Nation ihre Eigenschaften unter 17 Kategorien aufgelistet, die am linken Bildrand hervorgehoben sind: Sitten, Natur und Eigenschaft; „Verstand“, „Anzeugung deren Eigenschaften“, „Wissenschaft“, „Tracht der Klaidung“, „Untugent“, „Lieben“, „Krankheiten“, „Ihr Land“, „KrigsTugente“, „Erkennen für Ihren Herrn“, „Haben Überfluß/an/“, „die Zeit vertreiben“, „Vergleichung Mit denen Thiren“ und „Ihr Leben Ende“.

Bei der internen Struktur der genannten Kategorien endet die Systematik, die ansonsten zu erwecken versucht wird. Unter Stichworten, die eine ganze Abhandlung erfordern würden, wie etwa „Sitten“, erscheint nur jeweils ein Attribut; nur beim Türken der Vergleich „Wie das Abrilweder“. An die Stelle der Eigenschaftskategorie tritt zuweilen unvermittelt ein durch die Eintragung in der jeweiligen Spalte zu einem Satz zu ergänzendes Verb: „Die Deutschen lieben: den Trunck“. Mit der „Vergleichung mit Thiren“ spielt das barocke allegorische Universum mit seinen emblematischen Verweisbeziehungen herein, wie sie in eigenen, zum Gebrauch der bildenden Künstler herausgegebenen Hand- und Reißbüchern kodifiziert wurden. Die letzte Zeile gibt mit der Erinnerung an den Tod der Tafel einen besinnlichen Abschluß, der sie in den erbaulichen Konnex der oberdeutschen Barockkultur einbindet.

Nicht nur des Schriftbilds, auch der inkonsequenten süddeutschen Graphematik wegen ist die Tabelle gar nicht so leicht zu entziffern. Neben „Hochmüthig“ stehen „Firsichtig“, „Aufriererisch“, „Miesamb“ /= umständlich, mühsam/ usw.; „bodogra“ ist noch leicht als „Podagra“ zu erkennen, der „Bäteräch“ als Patriarch schon weniger, der „Löbe“, ein Löwe, „Löder“, „Bölz“, „Böth“, „Elöfant“ etc. sind als Leder, Pelz, Bett, Elefant etc. zu lesen, „fich Weid“ ist die Vieh-Weide, „krob“ grob und „Ärtz-Kruben“ sind Erzgruben. „Oben auß“ bedeutet arrogant. Von den Krankheiten muß man neben „Freisen“ /= Krampfständen/ und „Keichn“ /= Keuchen, also Lungenbeschwerden/ vielleicht noch die der Franzosen erklären, die hier kurz und bündig als e i g e n e notiert ist, es ist dies die Lustseuche, in Deutschland damals der Provenienz nach F r a n z o s e n tituliert. Aber das führt schon mitten in die Interpretation der Stereotype. Die Informationen der 17 Zeilen überschneiden einander zum Teil und sind dadurch teilweise redundant, zum Beispiel, was die „Tracht der Klaidung“ betrifft, die ja durch den Bildstreifen schon besser als die kurze verbale Charakterisierung vertreten ist. In dieser Art der Abbildung der Nationaltracht schließt die

Völkertafel an die Tradition geographischer Zusatzinformation an, die durch die barocke Prunk-Kartographie gegeben war. Die Europakarten, die Johannes Janssonius 1621 und Willem Janson Blaeuw um 1630 in Amsterdam herausgegeben wurden, zeigen jeweils als rechte und linke Randleiste je fünf Paare in Nationaltracht¹⁴), freilich in anderer Auswahl, nämlich jeweils von oben nach unten: „Angli, Galli, Belgi, Castiliani und Venetiani sowie Germani, Hungari, Bohemi, Poloni und Graeci, letztere beide Male wie auf der Völkertafel in muselmanischer Tracht, was eine gewisse Abhängigkeit anzeigen könnte. Freilich spart die Völkertafel die weiblichen Partner ein und beschränkt sich im Bild auf den männlichen Repräsentanten. Dem verlagerten Schwerpunkt zufolge rückt der Deutsche aus der bei den niederländischen Karten eindeutig dem Osten zugeordneten Rangstufe auf unserer Völkertafel nach dem Westen. Die Niederländer selbst bleiben ausgespart, weil sie vom deutschen Nationalstandpunkt aus eingemeindet werden können, desgleichen die Böhmen. An deren Stelle treten der Schwede, der sich erst zur Zeit des Erscheinens der Amsterdamer Karten in die mitteleuropäische Politik zu mischen begann, und der Moskowiter, der erst wieder durch Peter den Großen im europäischen Bewußtsein präsent wird.

Die letzteren Beispiele zeigen, wie sehr die geographischen Interessen durch den Geschichtsverlauf determiniert sind. Die globaleren Angaben über „Ihr Land“ – etwa für die Italiener „Ergötzlich und Wohlüstig /= wollüstig/“ – und die spezielleren über Landesprodukte, die im Überfluß vorhanden sind – hier spiegelt etwa der Überfluß an „fich Weid“ bei den Engländern das dort durch den Adel betriebene Bauernlegen und die aus der Sozialgeschichte bekannten Einhegungen – zeigen, daß die in der jüngsten Geschichte tätigen Länder die aktuellsten Informationen liefern. Ein Land wie Italien, das damals eben trotz kultureller Hochblüte in politische Lethargie versank, – 1630 war dagegen die aktive Rolle Venedigs noch so stark, daß die Venezianer ganz Italien repräsentieren konnten –, muß sich daher auch in Realien-spalten mit bloßen Stereotypen abspeisen lassen. Noch Goethe nennt es ja bereits ehe er es in Augenschein genommen hat, „das Land, wo die Zitronen blühn“.

Die historischen Ereignisse sorgen dafür, daß das Bild des Franzosen, Schweden, Ungarn und Russen durch die Aktualität und nicht bloß durch literarisch geprägte stereotype Züge angereichert wird. Daß

14) Georges Grosjean/Rudolf Kinauer, *Kartenkunst und Kartentechnik vom Altertum bis zum Barock*, Bern 1975, S. 96 und 102 f.

etwa bei der Charakterisierung des Franzosen das Merkmal „Krieg“ dreimal und „Betrug“, rechnet man den Vergleich mit dem Fuchs hinzu, ebenfalls dreimal aufscheint, muß sie geradezu zum Erzfeind aufwerten, was die Raubkriege Ludwigs XIV. ja auch tatsächlich in der deutschen Mentalität zuwege gebracht haben. Das wird erst durch einen Vergleich so recht deutlich. Der Türke, mit Sitten wie das Abrilweder, also unberechenbar, ist zwar als ein junger Teufel und falscher Politicus sowie noch verrätherischer als der Moscowiter negativ charakterisiert, und er endet sein einer falschen „Katze“ ähnelndes Leben denn auch in betrug, dem Franzosen ist dagegen seine Untugend „der Betrug“ zugleich ein Zeitvertreib, da er aber nicht „faul“ ist wie der Türke, macht ihn seine Liebe zum Krieg gemeinsam mit seiner arglistigen Kriegstugend um vieles gefährlicher. Das entspricht der Situation des beginnenden 18. Jahrhunderts, in der die Türkische Aggression gegen Mitteleuropa schon abgebogen und die Gegenoffensive erfolgreich im Gang war, während im Spanischen Erbfolgekrieg Frankreich weiterhin unbesiegt blieb.¹⁵⁾ Der Dreißigjährige und der diesen im Gedächtnis auffrischende Nordische Krieg haben den Schweden den Ruhm der Grausamkeit und Unverzagtheit eingebracht, für den steirischen Autor und die katholische Propaganda in Süddeutschland sind ihre politischen Ziele aber offensichtlich so entlegen, daß man sich ihrer bereits mit merklich positiven Akzent als „Eifrig im /Nota bene: protestantischen/ Glauben“ zu erinnern vermag. Die Ungarn und Russen verdanken ihre Epitheta „Untrey“, „boßhaft“, „Verrätherisch“, „Graussamb“ und „Blutbegierig“ offensichtlich den bei Entwurf der Tafel jüngst zurückliegenden inneren Unruhen in diesen Gebieten. Die ungarische Malkontenten-Bewegung, die sogenannten Kuruzzen-Aufstände waren der Bevölkerung an der Ostgrenze des deutschen Reiches als insofern besonders bedrohlich in frischer Erinnerung, als sie den Erfolg des vereinten christlichen Heerbanns gegen die Türken entscheidend in Frage stellen konnten. Schon die Türkenbelagerung Wiens 1683 schrieb man ihnen zu.¹⁶⁾ Der Eindruck der Verrätherei mußte aus dieser Perspektive umso stärker sein, als ja die Ungarn vielmehr für die Befreiung, die für sie freilich mit der Unterwerfung unter die Gegenreformation Hand in Hand ging, dankbar hätten sein sollen. Darum heißt es mit einiger

15) In gewisser Weise war hier infolge ihres Bündnisses gegen Habsburg ein Volk durch das andere ersetzbar. Vgl. dazu das Titelpupfer von Grimelshausens Schrift „Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status“, die den nach französischem Beispiel in Deutschland Platz greifenden Absolutismus als tyrannische und heidnische Regierungsform mit einem Turban darstellt.

16) Vgl. dazu Balthasar Kleinschroth, *Flucht und Zuflucht, Graz-Köln* 1956.

Anzüglichkeit: „Erkennen für Ihren Herrn: einen Unbeliebten“, was genau den Ausdruck „Malkontenten“ aufnimmt. Daß die Moskowiter „einen Freimitigen“ zum Herrn haben, hat offensichtlich die mit Peter dem Großen sympathisierenden europäischen öffentlichen Meinung die sozial-konservativen Strelitzen-Aufstände als ein Zeichen für die besondere Schwierigkeit und „Miesamb-keit“ des russischen Volkes zu werten bewogen, das den Prügel, in der liberalen Stereotypologie des 19. Jahrhunderts die „Knote“, geradezu „liebt“, und braucht um regierbar zu sein.

Über noch illustrative Verallgemeinerungen wie jene der bei den einzelnen Nationen vorherrschenden Wissenschaft führt der Weg zur Karikatur. Hier könnte in der bei den Engländern vorherrschenden „Weltweisheit“ sich die beginnende Aufklärung und der englische Vorsprung in den Naturwissenschaft abzeichnen, ebenso wie die deutsche Spitzenposition in den weltlichen Rechten in der unübersichtlichen Situation von Römischem neben Volksrecht in den einzelnen Territorien basiert. Daß übrigens den Engländern neben der aus den Zeiten Elisabeths ererbten führenden Stellung als Seemacht politische Wankelmütigkeit nachgesagt wird, ist ein ebenfalls noch recht aktueller Reflex auf die Puritanische und die drauf folgende glorreiche Revolution gegen die Stuarts; – daß die Schwindsucht dort die Volkskrankheit sei, bestätigt auch der Stereotypenkatalog noch des 19. Jahrhunderts nicht ganz mit Unrecht. Weshalb die Schweden sosehr den freien Künsten zugewandt sein sollen, entzieht sich meiner Kenntnis, aber daß den Ungarn infolge ihrer Amtssprache gute Lateinkenntnisse, den Russen wegen ihrer Orthodoxie gute Griechischkenntnisse nachgerühmt werden, ist verständlich. Der Übergang zur Satire macht vor dem eigenen Volk nicht im mindesten halt, der deutsche Autostereotyp sagt dem eigenen Volk beinahe soviel Untugenden nach, wie den Fremden, Erzfeinde ausgenommen. Mag die Freizügigkeit der englischen niederen Literatur und der Sumpf der ersten europäischen Großstadt, London, der später in Hogarth seinen Schilderer findet, zur Herausstellung der „Wollust“ als englisches Lieblingslaster mit beitragen – die Franzosen holen sich die nach ihnen benannte Seuche offensichtlich mehr aus Pflicht denn aus Neigung, – so ist der den Deutschen nachgesagte „Trunk“ ein Topos der Nationalsatire schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Ägidius Albertinus in den Interpolationen zu seiner Übertragung des „Guzman de Alfarache“ und Johann Barclay im zweiten Teil seines lateinischen „Euphormio“, wo das unmäßige Leben am Hof Rudolf II. in Prag gezeißelt wird¹⁷⁾, also Auto- und Heterostereotyp stimmen

17) Ruphormionis Lisinini sive Joannis Barclay Satyricon, hier benutzt die Ausgabe Leyden 1637.

darin überein, die redundante dreimalige Nennung auf der Völkertafel zeigt, wie ernst das Anliegen zu Beginn des 18. Jahrhunderts immer noch ist. Hier spielt freilich auch ein Perspektivenverschiebung eine Rolle, es ist vielleicht so, daß der Deutsche, am Rand von Weinbaugebieten und damit im unmittelbaren Distributionsgebiet lebend, also relativ reichlich versorgt, dennoch weniger vertrug als die Südländer, aber mehr trank als die Nordländer, für die schon der lange Transportweg den Wein zur Kostbarkeit machte. Ein weiterer Topos, den sich auf der Völkertafel sogar die Engländer mit den Deutschen teilen, ist jener der Imitationssucht, vor allem was Sitten und Kleidung betrifft. Vom Engländer wird nur gesagt, er kleide sich auf französische Art, vom Deutschen dagegen mit dem vollen moralischen und ökonomischen Pathos einer merkantilistisch angehauchten Modesatire, er mache alles nach. Dieselbe kritische Note des Autostereotyps findet sich übrigens in Szymon Starowolskis „Polonia“ desselben Zeitraums. Als dritte Untugend macht seinen Autostereotyp die Verschwendung aus, die freilich auch ihre lebenswürdigen Seiten haben kann. „Offenherzigkeit“, Mutter-, With- und unüberwindliche Kriegstugend machen aber offenbar das meiste wett, so daß der Autor der Tafel der Heraldik nach den ehrenvollsten Tiervergleich, den mit dem „Löwen“, für die eigene Nation reserviert. Rhetorik und Arglist kennzeichnen demgegenüber auch in der volkstümlichen Satire etwa Grimmelshausens, aber noch Lessings in seinem Chevalier de la Marliniere, die Franzosen, desgleichen Eifersucht und Geiz (Geissichtigkeit) die Italiener, etwa *Et non solum ad convictum atque familiaritatem quorumlibet faciles, verum etiam ad mores et imitatione eorum, cum quibus vivunt, externorum praesertim, flexibiles.*¹⁸⁾ Sie ist also eher ein für kulturell rezeptive Länder allgemein verwendbarer selbstkritischer Topos in Schnabels Skandalroman „Der im Irrgarten der Liebe herumirrende Kavalier“ des beginnenden 18. Jahrhunderts.

Warum ausgerechnet die Engländer Weiblich, die Franzosen Kindisch und die Spanier Männlich genannt zu werden verdienen, bleibt dunkel, wohl aber dürfte darin, wie im Elefanten-Vergleich ein Ehrenvorrang der zwei Jahrhunderte habsburgisch regierten Großmacht fortbestehen, auf deren Krone zur Entstehungszeit der Tafel ihr Erbe Karl VI. noch nicht verzichtet hatte.

Wenn wir uns nach dieser in vielem zur Oberflächlichkeit verurteilten Tour d'horizon nach den Strukturmerkmalen des solchermaßen

18) Simonis Starowolski Polonia. Nunc denua recognita et aucta ... Wolfenbüttel 1656, S. 71.

konstituierten Feldes fragen, innerhalb dessen wir dann noch den Ort der Polen näher bestimmen wollen, so finden wir ein charakteristisches System, die eine Nation an der anderen zu messen. Die Merkmaleintragungen sind schon ihrem Charakter als Antworten auf die durch die Kolumnentitel gestellten Fragen nach aufeinander abgestimmt, selten durchbricht eine Antwort wie die in der Spalte der Türken auf die Frage nach ihren speziellen Vorlieben Selbstgegene Lieb das vorgesehene Pattern. Damit ist jeweils eine Hervorhebung verbunden, etwa, wenn es eines Vergleiches bedarf, wenn von der englischen Religion die Rede ist – Veränderlich wie der Mond – oder von der Natur der Türken wie „Ein Jung Teüfel“.

Gewisse Antwort-Serien sind nun so aufeinander bezogen, daß sie ansteigende oder fallende Kurven ergeben, etwa, wenn der Schwede Grausam genannt wird, und in der Spalte des nach rechts folgenden Polen die Antwort Noch wilder lautet. Offensichtlich paßt sich der Autor hier einer vorweggenommenen Hauptleserichtung seiner Tabelle an, und man muß ergänzen „als der schon an sich grausame Schwede“. Das bestätigt sich in der nächstanschließenden Spalte, in der dem Ungarn nun gar der Superlativ attestiert wird: „Aller Grausambst“. Der Leser irrt jedoch, wenn er damit das Ende der Skala erreicht glaubt: mit Hilfe des Autors der Matrix, dem offensichtlich die Sprachgewandtheit des Zeitalters eines Abraham a St. Clara zugute kommt, überbietet diesen Superlativ noch der Moskowite: er ist „gut Ungerisch“, was noch weitere Steigerungen erschließt. Eine solche krönt denn auch das ganze, der schon mehrmals erwähnte „Junge Teüfel“ für den Türken. Eine kürzere Serie, die in derselben Weise Ungarn, Moskowiter und Türken in eine auf- bzw. besser absteigende Rangordnung stellt, gibt die Zeile der Untugenden, wo der Ungar „Veräther“ genannt wird, der Russe „Gar Verätherisch“ und der Türke dann „noch verätherischer“. Eine komplizierte Fieberkurve ergibt sich aus den Kriegstugenden in der rechten Hälfte der Tafel, wobei dem „unverzackten“ Schweden vom „ungestümen“ Polen etwa die Waage gehalten wird, worauf die bei diesen beiden noch positiv faßbaren Urgewalten beim „aufrührerischen“ Ungarn ins Negative umschlagen und zum „mühsamen“ Russen und gar zum „faulen“ Türken abflauen.

Seltsamerweise gilt dieser Charakter eines beinahe mathematischen Kurvendiagramms eher für die östlichen als für die westlichen Völker, zwischen den Merkmalen der Romanischen und Germanischen Völkerschaften würden die so postulierten „Kurven“ zu starke Diskontinuitäten aufweisen, als daß eine solche Analogie noch sinnvoll wäre. Mit Ausnahme etwa des Gottesdienstes, worin die Serie vom Spanier bis zum Deutschen, also innerhalb der katholischen Ökumene, dieselbe

Kontinuität aufweist wie etwa die Steigerungsstufen der Grausamkeit im Osten: der allerbeste (Gottesdienst – Gut – Etwas besser (als der voranstehende Franzose) – Noch andächtiger, das sind ebenfalls aufeinander bezogene Werte. Sonst herrscht aber „im Westen“ eine Vorliebe für Kontraste: Die „Hinterhältigkeit“ des Italieners und die „Arglistigkeit“ des Franzosen werden der „Offenherzigkeit“ des Deutschen gegenübergestellt. „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ für die beiden großen Gegner im Ringen um die Kolonialmacht, Spanien und England, sind ebenfalls polare Kennzeichnungen. Damit läßt sich vielleicht eine drei Nationen umfassende Gruppe westlicher, romanischer Nationen und eine vier bzw. fünf Nationen umfassende Gruppe nord-östlicher Nationen einem Mittelfeld um die Deutschen und Engländer gegenüberstellen. Besonders in der östlichen Gruppe macht sich dabei ein deutliches West-Ost-Gefälle in der Wertschätzung bemerkbar, von dem die Schweden und Polen noch kaum, die übrigen Nationen dieser Gruppe jedoch sehr stark betroffen sind. Man könnte damit argumentieren, daß mit dem sukzessiveren Spärlicherwerden der Information, je östlicher das Volk siedelte, auch der Hang des Autors der Völkertafel zu einer systematischen Abschattierung wachsen mußte. Die geographische Lage in der West-Ost-Erstreckung gewinnt damit den Charakter einer signatura rerum, die auf das Wesen der Völker schließen läßt. Das verdankt sich freilich einem alteuropäischen Topos, der sich aus der Genese des mittelalterlichen Staatensystems in Randlage zum mittelmeeerischen Kulturraum einerseits und einer tatsächlichen Bevorzugtheit Westeuropas im Bezug auf Handel und Verkehr andererseits gegenüber den Landmassen des Ostens beruht, welch letztere sich der forcierten Verstädterung und Industrialisierung Westeuropas gegenüber in einem Stehenbleiben bei agrarischer Wirtschaftsreform etwa ab Deutschland ausdrückte.

Der dabei zum Tragen kommende Topos enthält die Hilfskonstruktion von einer Wanderung oder Weiterverbreitung der Zivilisation. Ursprünglich beruht er auf der Weissagung Daniels.¹⁹⁾ Die darin sich ablösenden Weltreiche konnten historisch nur im Orient und im Mittelmeerraum identifiziert werden, wodurch sich die Vorstellung von einer steten Verlagerung des Machtschwerpunktes ergab. Die dem abendländischen Kaisertum grundlegende Ideologie beruft sich in sehr starkem Maße auf diese translatio Imperii, ist diese doch zugleich die einzige Möglichkeit einer theologischen Sanktionierung der Usurpation Karls des Großen gegenüber Byzanz.

19) Dan. 2 sowie die Vision der vier Tiere, Dan. 7.

Potestas temporalis a Babilone devoluta ad Medos, inde ad Persos, post ad Graecos, ad ultimum ad Romanos et sub Romano nomine ad Francos translata est.²⁰⁾

schreibt der babenbergische Reichshistoriograph Otto von Freising im 12. Jahrhundert. Parallel dazu verläuft für ihn aber auch die Entwicklung der Wissenschaft. In Babylon entstanden, kam sie früh nach Ägypten:

Hinc translata esse scientiam ad Graecos, deinde ad Romanos, postremo ad Gallos et Hispanos diligens inquisitor rerum inveniet. Et notandum, quod omnis humana potentia seu scientia ab oriente coepit et in occidente terminatur.²¹⁾

Für die deutschen Bedürfnisse mußte die Zivilisation am äußersten westlichen Ende Europas wieder umkehren, um ihren Weg nun wieder zurück nach dem Nordosten zu nehmen. Dadurch wurden die Deutschen, was durchaus der tatsächlichen historischen Entwicklung entspricht, zu Nehmenden dem Westen, zu Spendenden den östlichen „Barbaren“-Völkern gegenüber. Es ist dieser ideologische Überbau über die Geographie der West-Ost-Erstreckung, der in unserem Tafelbild die Steigerungsserien unter den letzten fünf bzw. drei Nationen motiviert. Dieselbe Vorstellung steckt übrigens auch hinter Herders Prophezeiung einer historischen Rolle der Slawen – für die Zeit, wenn also der geographischen Logik nach die Zivilisation bei ihnen in Blüte steht und anderseits der Logik des linearen historischen Fortschritts zufolge überhaupt kulminiert. Dieselbe Vorstellung steckt in dem Ost-West-Gegensatz, wie er zum Schlagwortschatz der „westlichen“ Nachrichtenmedien gehört, und der nichts weiter besagen möchte, als Herder entgegenzuhalten, daß es noch nicht so weit ist.

Aber schon im Mittelalter geht dieser Topos in die Literatur und so mit in das Vorstellungsgut des Volkes über: In Chrétien de Troyes Ritterepos „Cliges“ betont der Prolog, Gelehrsamkeit und Ritterwesen hätten sich von Griechenland über Rom nach Frankreich ausgebreitet und deutet an, daß das Ende der Entwicklung noch nicht gekommen ist:

Gebe Gott, daß sie dort verbleibt, und der Ort ihr so gut gefällt, daß sie nie mehr aus Frankreich herausgeht.²²⁾

20) Otto von Freising, *Chronica sive historia de duabus civitatibus* V, 36, zitiert nach Werner Goez, *Translatio imperii*, Tübingen 1 S. 117.

21) Otto von Freising, Prolog 1, zitiert nach Goez, a.a.O. S. 117.

22) Vers 36 ff., zitiert nach Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, Bern 1954, S. 388.

Dahinter steckt die ergänzende Vorstellung, daß man sich, wie etwa das Rom Neros, die kulturelle Zentralstellung auch wieder verscherzen kann, daß die Verlagerungen des kulturellen Schwerpunkts keine zufälligen, sondern von Gott strafweise verhängt seien. Diese Seite des mittelalterlichen Geschichtsbildes, gespeist aus der Theokrit-Ovidschen Vorstellung von einer Abfolge immer wertloserer Weltalter, mobilisiert z. B. schon der Autor des mittelhochdeutschen Versepos „Moriz von Craun“, der die Vorstellung von der Wanderung der Ritterschaft von Chrétien übernimmt:

Ritterschaft mac niemer gesin
(daz wart ze den Kriechen schin)
wan da man si minnet.
der sie vehen beginnet,
den vliuhet ouch si zehant.
also tetes der Kriechen lant:
do si des schaden da verdroz,
do wart ir daz lant bloz.²³⁾

Damit können wieder die Deutschen in ihrer Mittelstellung prächtig argumentieren, indem sie, die westlichen, zivilisierten romanischen Völker ihrer Dekadenz, Kulturmüdigkeit und Lasterhaftigkeit wegen ihrer führenden Rolle als Kulturnationen für verlustig erklären: eine Attitude, die sich noch in der deutschen Propaganda für den ersten Weltkrieg und also auch in Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ noch in voller Stärke findet. Aber nicht nur die Deutschen: In Lukasz Opaliński's Refutation westlicher Vorurteile Polen gegenüber bei dem Höfling der Stuarts Joannes Barday greift der Pole denselben Topos auf. Die nicht durch Zivilisation korrumpierte Tugend wird gegen die Zivilisations-Laster ausgespielt, so wiegt mangelnden Komfort bei weitem auf, wie es das topische *Laus ruris* vorsieht.

Certe ut cultureae et elegantiae nonnihil,
ita et vitiorum a vobis sum prisae verum
est. Non tamen degenerasse omnino
in vestros Gallicos mores.²⁴⁾

23) Moriz von Craun, ed. Ulrich Pretzel, Frankfurt/Main 1956, Vers 77–84.

24) Lukasz Opalinski, *Polonia defensa contra Joannem Barclaium*, Dantisci 1648, S. 58.

Und die conclusio wird sogar geistlich:

Haec est, contra Barclaii calumniam,
morum et consuetudinum. Poloniae
defensio, Quibus non venustas,
ut ille dixit, sed vanitas deest.
Seria enim amamus, et illis adhaeremus.²⁵⁾

In ähnlichen Argumentationszusammenhängen finden wir also eher rhetorisch bewußt determinierte, als im neuzeitlichen Sinne unbewußt stereotypischer Reaktionen. Ansätze zu einer solchen moralisch motivierten Abwehr der Zivilisation zeigt unsere Völkertafel ebenfalls, indem an den Italiener und Franzosen als den unmittelbaren Konkurrenten kein gutes Haar gelassen wird, während die Spanier als weit vom Schuß nach einem sozialpsychologischen Gesetz schon wieder als möglicher Partner gegen diese in Frage kommen.²⁶⁾ Mögliche Kombattanten gegen die Übermacht des Westens wittert man aber auch im unmittelbaren Vorfeld des Ostens, weshalb etwa die Schweden und Polen noch verhältnismäßig gut abschneiden, ihre Sitten werden weniger als bloß barbarisch abgetan – eine solche Attitude stünde dem für den westlicheren Beobachter frisch aus dem Barbarentum herausgetretenen Deutschen herzlich schlecht, – vielmehr wird aus der eigenen Erfahrung und aus der Suche nach einem Bundesgenossen heraus die relative Unterentwicklung als eine urtümliche Robustheit erklärt und ähnlich Opaliński einer positiven Bewertung zugeführt. Das also sind die Strategien und die die Behandlung einer individuellen Nation auch in unserem Fall vom Ganzen her determinierenden Tendenzen des Genres. Der geographische Ort der Polen wird durch dieses Feld zugleich zu einem geschichtsphilosophischen hypostasiert, der positive und negative Bestimmungen mengt und also einen Platz zwischen Furcht und Hoffnung anweist, der von dem total negativen Werturteil noch weit entfernt ist, das bereits eine Generation später der preußische Machtstaat aus seiner Geopolitik des 20. Jahrhunderts vorwegnehmenden isolierten Perspektive durch den Mund Friedrichs des Großen aussprechen wird:

Polen ist beständig in Anarchie. Die großen Familien sind sämtlich durch Interessengegensätze zersplittert, sie ziehen ihren Privatvorteil dem öffentlichen Wohle vor und sind sich nur einig in der harten Bedrückung ihrer Leibeigenen, die sie mehr als Lasttiere denn als Menschen behandeln. Die Polen sind eitel, hochfahrend im Glück, Kriechend im Unglück, der größten Niedertracht fähig, um Geld zusammen-

25) Lukasz Opalinski, a.a.O. S. 73.

26) vgl. Hofstätter, Gruppendynamik, S. 127.

zuscharren, das sie aber sobald sie es haben, auf die Straße werfen, leichtfertig, urteilslos, stets bereit, ohne Grund eine Partei zu ergreifen und sie wieder zu verlassen und sich durch ihr planloses Betragen in die schlimmsten Händel zu verstricken. Sie haben Gesetze, aber keiner befolgt sie, weil sie keiner dazu zwingt...²⁷⁾

V.

Wir haben das Bild des Polen bisher ausgespart und uns vornehmlich den Kontextbedingungen gewidmet, unter denen es in unserem Fall aufgebaut wird. Holen wir das Versäumte daher nun nach: Der Pole hat b ä u r i s c h e Sitten, ist von Natur und Eigenschaft noch wilder als der grausame Schwede, achtet den Verstand gering (oder ist, das wäre die unfreundlichere Variante, die man herauslesen kann in Bezug auf den Verstand nur gering einzuschätzen), in der Anzeigung (also wohl Auswirkung) seiner Eigenschaften (nach außen hin) mittelmäßig, seine Wissenschaft besteht in verschiedenen Sprachen, seine Kleidung ist langröckig, er prahlt gerne, liebt den Adel, leidet besonders häufig an Bruchleiden, sein Land ist waldig, seine Kriegstugend ungestüm. Er glaubt allerlei, ist also nicht auf eine einzige Konfession eingeschworen, erkennt als König einen erwählten Monarchen an, hat Überfluß an Pelzwerk, vertreibt sich die Zeit mit Zanken, ist einem Bären zu vergleichen und verbringt sein Lebensende im Stall.

An dieser Charakterisierung sind nicht alle Bestimmungsstücke gleich eindeutig zu erklären. Woran es etwa liegt, daß der Pole gerade insbesondere am D u r c h b r u c h leidet, ist für uns ohne Kenntnis der speziellen dafür zu Rat gezogenen Quelle nicht zu entscheiden.²⁸⁾ Es handelt sich dabei wohl um eine der populären Distributionen einer begrenzten Anzahl von Eigenschaften an eine begrenzte Zahl von Trägern, eine im Grunde allegorische Technik, die nur hin und wieder einer Bestätigung durch ein Faktum, wie etwa die englische Schwindsucht, oder die böse Seuche, die Pest, der Italiener bedarf. Weshalb das Leben des Polen ausgerechnet im Stall enden soll, und ob damit etwa in positiver Weise auf Pferdeleidenschaft^{28a)} oder in negativer

27) zitiert nach Horst-Joachim Seepel, Das Polenbild der Deutschen vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis zum Ende der Revolution von 1848. Dissertation Kiel 1967, S. 11.

28) Selbst die damit benannte Krankheit ist nicht eindeutig bestimmt. Nach Höfler, Krankheitsnamenbuch, München 1899 bezeichnet Durchbruch sowohl das Erbrechen der Leibesmitte als auch simpel „Durchfall“.

28a) Noch Werfels Stjerbinski trägt a.a.O. S. 269 Preise aus Pferderennen mit sich herum.

Weise auf die bäurischen Sitten verwiesen werden soll, wage ich nicht zu entscheiden, desgleichen nicht, warum ihm in der an sich nicht sehr deutlichen Zeile „anzeugung der Eigenschaften“ das Merkmal „mittelmäßig“ zukommt. In all diesen Fällen würde erst eine Entscheidung darüber, ob der Autor hier bloß Lücken willkürlich füllt, oder bestimmte Aussagen von Quellen bzw. Erfahrungen verkürzt wiedergibt, endgültige Klarheit bringen.

Für die übrigen hier angeführten Charakteristika lassen sich dagegen schon mit geringem Aufwand Parallelen beibringen. „Bäurisch“, das erinnert daran, daß, wie Szyrocki an den Anfang seiner Überlegungen stellt, neben dem Adelsstereotyp auch stets ein Stereotyp des polnischen Landvolks verbreitet war, über das es schon bei Długosz heißt:

Das Landvolk ... schreckt vor keiner Arbeit zurück, es ist gegen Hunger und Kälte gleich ausdauernd und handelt im Sinne von Aberglauben und Vorurteilen.

Daß das absolute Vorherrschen der Agrarwirtschaft dahinter steckt, kann damit auch zum Ausdruck gebracht sein, daß der Abstand auch zwischen Landadel und Bauern bei allgemein niedrigen Zivilisationsniveau für den betrachtenden Mitteleuropäer so gering erschien, daß man ihn vor allem in Hinblick auf die nicht höfisch abgeschliffenen Sitten vernachlässigen konnte; für den durchschnittlichen mitteleuropäischen Adligen war also wohl die Masse der Szlachta nicht standesgemäß.

Die „geringe Achtung“, die dem Verstand erwiesen wird, zeigt eine andere Facette derselben als Ursache wirksamen, fast rein agrarischen Struktur Polens, der geringe Anteil an städtischer Intelligenz an der Bevölkerung, wenn nicht geradezu Dummheit und Unbildung damit ausgesagt werden soll, was die Serienbildung mit dem Ungarn, der noch weniger und dem Moskowiter, der gar nichts davon hat, fast nahelegt. Dieselbe Bestimmung variiert auch das „noch wilder“ in der Spalte Natur und Eigenschaft, mit dem das Ungeleckte, der aus der Geschichtskonstruktion der Verlagerung des Zivilisationsschwerpunkts resultierende aufrechterhaltene Urzustand, zum Ausdruck gebracht werden soll, auch hier in Serie mit den übrigen Nationen des Ostens.

Demgegenüber schon sehr viel unmittelbare historische Erfahrung steckt in der ungestümen Kriegstugend, die man im Österreich des frühen 18. Jahrhunderts, eine oder zwei Generationen nach Sobieskis entscheidender Hilfe zum Entsatz Wiens, zu dem ja vor allem die polnische Adelsreiterei aufgeboten war, kaum noch vergessen haben konnte, auch wenn die offizielle Historiographie auf einem Ehrenvor-

rang des Kaisers sowie des Lothringers bestanden haben sollte.²⁹⁾ Desgleichen auf direkte, nämlich Handels- und Modekontakte der österreichischen Länder mit Polen könnte die Bemerkung über den Reichtum an Pelztieren zurückgehen. So führt das zeitgenössische bei den Linzer Schneider-Innung im Gebrauch gewesene Meisterstückbuch des Johannes M. Wolfsegger von 1724 unter den Schnittmustern die ein angehender Meister beherrschen mußte, auch ein „Pollisch Frauen Pöltzel“ auf, zu dem der Kommentar in die Edition dieses Dokuments bemerkt:

Eine lange Schoßjacke für Frauen mit engen Ärmeln. Wahrscheinlich war sie im Winter mit Pelz gefüttert, auch das Wort Polisch, aus Polen, weist darauf hin.³⁰⁾

Offensichtlich, weil einerseits Pelz und/oder Schnittmuster aus Polen stammten, oder das Tragen von Pelzen in Linz mit dem vergleichsweise kontinentaleren Klima in Polen assoziiert wurde. Dies nur als ein Beispiel für die Übereinstimmung des unmittelbaren Alltags mit dem Stereotypen, von sicher vielen andern, deren manche verschollen sein mögen, manche bei intensiverer kulturhistorischer Nachsuche, noch auftauchen könnte. Die Langröckigkeit der altpolnischen Tracht war wohl durch Flugblatt-Illustrationen der gerade um 1700 sehr rührigen Augsburger Offizinen weit über den Radius der Blaeuw'schen Landkarten hinaus geläufig, wenn auch nur bei Reisen und Gesandtschaften durch den Augenschein aufgefrischt. Die Untugenden Prahlen und Zanken dagegen konnten aus der zeitgenössischen politischen Berichterstattung erschlossen werden als die Schattenseiten der auch für den Untertanen eines habsburgisch gemäßigten Absolutismus unfäßlichen Freiheit des polnischen Adels. Davon hatten erst die Parteiungen während des Nordischen Krieges und die Wahl und Vertreibung Stanislaus Leszczyńskis erneut Beispiele gebracht. Überhaupt muß die Tatsache eines Wahlkönigtums den dynastiegetreuen Steiermärkern – sogar die im 17. Jahrhundert exulierten Protestanten ergingen sich noch in Treuebekundungen zum habsburgischen Kaiserhaus³¹⁾ – höchst merkwürdig vorgekommen sein. Daß man diese Polen nun sogar in

29) vgl. dazu Jerzy Slizinki's Vortrag auf der Tagung der Lenausgesellschaft in Trzebiezowice 1976 über die Würdigung Jan Sobieskis in der zeitgenössischen Literatur, der in den *Germanica Wratislaviensia* 35 erscheinen soll.

30) Figurinen nach alten Schnittbüchern, Katalog der Ausstellung des Stadtmuseums Linz 1968, S. 84 und 120. So Wolf Helmhard von Hohberg und Catharina Regina von Greiffenberg.

31) vgl. Otto Brunner, *Adeliges Landleben und europäischer Geist*, Salzburg 1949, S. 189, 225 u.ö.

unterschiedlichen Sprachen zanken läßt, hält den Eindruck fest, daß eigentlich für alle vom zivilisatorischen Zentrum entfernt Lebenden das Erlernen mehrerer Sprachen unerlässlich ist, während damals für den gebildeten Franzosen die deutsche Sprache neben der Lateinischen und Griechischen wohl nicht allzu wichtig schien, war für den Deutschen das Französische, für den Polen das Deutsche und das Französische wünschenswert. Dementsprechend finden wir in Starowolski's „*P o l o n i a*“ ganz den entsprechenden Vermerk:

Utrique autem libenter peregrinantur, augrum gentium linguas ad quas perreniunt, eupide et facile discunt³²⁾.

Dabei ist wohl am ehesten an die Kavalierstour zu denken, die insgeheim zum Bildungsweg des Adels gehörte.³³⁾ Dazu kommt der übernationale Charakter der damaligen Reiche im Osten, die verschiedensprachigen Bevölkerungsgruppen, im Fall Polens also deutsche Stadtbürger in Danzig, Litauer und Ruthenen einschloß; was bekanntlich noch im 19. Jahrhundert in der österreichischen Monarchie zu der Forderung geführt hat, zum mindesten der Kaiser müsse alle diese Sprachen auch verstehen.

Der Pole glaubt allerley. Hier ist noch ein Reflex der in Wirklichkeit schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sehr stark eingeschränkten polnischen Toleranz zu finden³⁴⁾, die es etwa einem Comenius erlaubte, in Leszno unbehelligt zu wirken. Erstaunlich, daß im katholisch dominierten Österreich eine solche Nachricht aufgenommen und aufbewahrt wurde, freilich etwas abfällig, aber doch viel ehrenvoller als etwa der „Aberglaube“ der Schweden angeführt wird. Damit bleibt noch ein charakteristisches Merkmal zu besprechen, wohl das charakteristischeste, denn es kehrt, wie wir gesehen haben, bei Werfel und Wolfgang Georg Fischer unverändert wieder und ist in den anderen aufscheinenden Merkmalen von Kleidung, Bildungsweg etc. vorausgesetzt: die Polen lieben den Adel. Das kann verschiedene Bedeutung haben, und stimmt der Intention nach wohl in allem: sie streben wahrscheinlich eben sowohl nach dem Adelsstand, als sie ihn in adeliger Lebensführung zu dokumentieren lieben: schon bei Jan Dłuzgosz heißt es:

32) Szymon Starowolsky, a.a.O. S. 71.

33) vgl. Otto Brunner, a.a.O. S. 156.

34) so nach der Darstellung Janusz Tazbirs, Geschichte der polnischen Toleranz, Warszawa 1977.

Der polnische Adel trachtet nach Ruhm und Kriegsbeute..., ist hart gegen Untertanen und Menschen niedrigen Standes, ...an Ausgaben über seinen Stand hinaus gewöhnt, übertrifft in der Gastfreundschaft andere Völker.³⁵⁾

Seltsamerweise fehlt auf der Völkertafel ein Hinweis darauf, wohl weil die Gastfreundschaft ein eher autostereotypes Merkmal ist. Auch Starowolski nämlich tut ihrer Erwähnung:

Sunt autem principibus et magistratibus suis satis morigeri atque omnium provinciarum populi, et ad comitatem, civilitatem, benignitatem, et hospitalitatem prompti, ita, ut ignotas et externos non modo libenter suscipiant hospites, sed etiam invitent et omni officio prosequantur.³⁶⁾

Aber auch ihrer Verschwendung ist dort gedacht, was in der Völkertafel, wieder typisch für den Autostereotyp den Deutschen anhaftet:

Lex tamen sumptuaria, nescio quo pessimi fato nostro, in comitis Reipubl. non praescribitur, cum passim videamus, nimio isto luxu maximis quasvis familias, ad summum deinde egestatem pervenire.³⁷⁾

Damit ist die ritterliche Lebenshaltung ebenso umrissen als eine spezielle Bedeutung ausgeschlossen: Daß nämlich alle Polen, gleich welchen Stammes, die Angehörigen ihrer Adelskaste lieben konnten. Roman Rosdolski beschreibt in seiner Darstellung der Bauernpolitik während der Revolution von 1848 sehr plastisch, daß ein Teil der galizischen Bauern polnischer Muttersprache es ablehnten, zu dieser Nationalität gerechnet zu werden, weil sie unter dem Wort Polen nur den Adel verstanden, mit dem als ihren Unterdrückern sie nichts gemein haben wollten.³⁸⁾ Das bestätigt die Information unserer Völkertafel: der Adel wird sosehr geliebt, daß das Wort Pole als Synonym für „Adeliger“ auftreten konnte; es bestätigt aber auch, was man dabei zwischen den Zeilen lesen zu können glaubt: das Vorhandensein starker Klassenspannungen in einem Lande, wo ein anderer Bevölkerungssteil am Nationalcharakter kaum Anteil hat.

35) zitiert nach Marian Szyrocki, op. cit. in Anm. 4.

36) Starowolski, a.a.O. S. 71.

37) Starowolski, a.a.O. S. 74.

38) Roman Rosdolski, Die Bauernabgeordneten im konstituierenden österreichischen Reichstag 1848–1849, Wien 1976, S. 9 und 211 f.

VI.

Nun bleibt noch zu klären, welche Rolle der Völkertafel in der Geschichte des Stereotyps des Polen in Österreich zukommt. Es ist dazu nötig, zu wissen, für wessen bzw. welcher Gesellschaftsschicht Bewußtseinsstand sie repräsentativ ist. Ihr sozialer Kontext wurde daher schon bisher eifrig, aber ohne die Gabe der Unterscheidung ins Spiel gebracht.

Bilder dieser Art waren in früheren Jahrhunderten oft auf den Wänden der Gasthäuser zu finden. Sie entsprachen der volkstümlichen Handwerksburschengeographie³⁹⁾

Kurt Lück, dessen materialreiches Werk über die deutsch-polnischen Feindbilder in der Folklore und Literatur dem deutschnationalen Chauvinismus verschrieben war, bringt in dieser seiner Charakterisierung die Angaben zweier Gewährsleute durcheinander. Schon Robert F. Arnold hatte in seiner kurzen Erwähnung der Tafel auf ein Feuilleton Wolfgang Madjeras in der Wiener „Deutschen Zeitung“ verwiesen, der als Beleg „unverfälscht germanischer Art“ und deutschen Humors schon 1899 den vollen Text unserer Tafel zum besten gibt.⁴⁰⁾ Nebenbei gibt er aber auch unschätzbare Informationen weiter, die offenbar auch die Wiener Folkloristik inzwischen nicht mehr parat hat. Er beschreibt ein Exemplar, „das im Schankstübchen des Seewirthes in Alt-Aussee“ im steirischen Salzkammergut hängt.

Näheres über die Person des Verfassers konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nach Ansicht des Seewirthes ist das Originalbild wohl zweihundert Jahre alt und soll ursprünglich im Besitz eines Richters gewesen sein, als noch das Gericht oben auf Pflindsberg bestand. Dann kam das Bild zum Bachwirth bei Aussee. Das Exemplar des Seewirthes ist nur eine Copie.

Das Original des Bachwirts habe der Graf von Meran aufgekauft. Nach diesen Auskünften ist es auf alle Fälle voreilig, auf eine ausschließlich sozial minderwertige Provenienz der Tafel zu schließen, denn wenn sie auch gut in eine Schankstube paßt, so ist das doch offensichtlich erst die zweite, im 19. Jahrhundert gefundene Verwendung. Die „Handwerksburschengeographie“ wiederum ist einem von Lück fehlgedeuteten Hinweis des Volkskundlers Michael Haberlandt zu verdanken; die Miscelle gleichen Titels⁴¹⁾, auf die er anspielt behandelt ein

39) Kurt Lück, Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur, Leipzig ²1943, S. 30 f.

40) Wolfgang Madjera, Deutscher Witz in den Alpen, in: Deutsche Zeitung, Wien 22. Juli 1899, S. 1–2.

41) Kurt Lück, a.a.O. S. 31.

Volkslied, in dem ein niederösterreichischer Handwerksbursch seine Reise durch die Nachbarländer beschreibt, natürlich mit einer Ausbeute stereotyp charakterisierender Feststellungen, aber deutlich geringerer Reichweite. Lück erliegt also einer phantasievollen Kombinatorik.

Dasselbe trifft auf die bisher gängigen Charakteristiken des Aussagegenres zu.

Mit herb satirischer Absicht schildert das... Ölgemälde... die körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften der europäischen Nationen⁴²⁾.

resumiert wieder Lück die *communis opinio* der Autoren vor ihm, Haberlandt ähnlich: „in ziemlich unverblümter und derber Art ... mit starker satirischer Absicht“⁴³⁾. Die so postulierte „Derbheit“ der Satire paßt gut zu dem niedrigen sozialen Rang, der aus der Handwerksburschensphäre bereits resultierte, und gab außerdem die Möglichkeit, die im Zeitalter der nationalen Gegensätze schon nicht mehr verständliche Einbeziehung auch deutscher Nationalcharacterschwächen zu übergehen. Denn überraschenderweise ist keiner der Autoren vor Lück von diesem Kontext der nationalen Konfrontationen völlig unberührt geblieben. Schon das Feuilleton Madjeras versteht sich dem Titel nach bewußt als Bericht über „Deutschen Witz in den Alpen“, findet aber immerhin noch zu der relativ objektiven Erkenntnis, daß der Tafel selber jeder Chauvinismus noch fern liegt:

Schließlich darf sich aber keine Nation über den Satiriker beklagen; denn er schont auch seine eigene nicht im Geringsten.

Bereits für Robert F. Arnold, der ausschließlich an der polnischen Spalte interessiert ist, zeugt sie für „die Abneigung und den Spott... der Deutschen“, als wäre sie guten Gewissens der antipolnischen Pamphletliteratur zuzurechnen, im Laufe von deren Besprechung die Rede darauf kommt. Michael Haberlandt wieder betont 1914 in seiner vorwiegend trachtengeschichtlichen Betrachtung trotz Zuerkennung eines „ziemlich unparteiischen“ Standpunkts, wie sehr die „Charakterisierung der europäischen Nationen“... „in diesen Tagen der schwersten europäischen Konfliktes erhöhtes Interesse gewinnt“^{43a)}. Es ist demnach nicht ver-

42) Wolfgang Madjera, Deutscher Witz in den Alpen, in: Deutsche Zeitung, Wien 22. Juli 1899, S. 1–2.

43) Michael Haberlandt, Ölbild mit Darstellung der europäischen Nationen (Werke der Volkskunst 2 1914, S. 70–80) sowie Jakob Kelemina, Handwerksburschengeographie (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 18, 1908, S. 296–300).

43a) Haberlandt, a.a.O. S. 79.

wunderlich, wenn unter solchen Prämissen keiner der Autoren dem entstehungszeitlichen Kontext gerecht werden könnte.

Madjera, der sich am engsten an der natürlichen Situierung der Tafeln orientierte, notiert zu ihrer Entstehung:

daß ihr Verfasser jedenfalls ein Mann war, der viel gelesen, vielleicht auch vielerlei Menschen kennengelernt hat. Dafür zeugt die häufig zutreffende Charakterisierung. Ein Mann von höherer Bildung ist er trotzdem nicht gewesen; dagegen spricht die ungleiche Schreibweise...

Die Belesenheit leuchtet daran viel stärker ein als die nachfolgende Handwerksburschen-Theorie, und zwar umso stärker, je mehr sich die Charakterisierung nicht so sehr an Erlebtem orientiert, sondern an das Klischee hält, das sich in besonderem Maße zur Lesefrucht eignet. Wie im Bezug auf das Zutreffen irrt Madjera aber wohl auch, was die Bildung betrifft, weil wir wohl mindestens mit zwei Personen rechnen müssen, dem Auftraggeber (und Programm-Entwerfer) einerseits, und andererseits dem Maler, und weil zweitens der Standard der deutschen Orthographie im katholischen Süden damals noch gar nicht entwickelt genug war, um Madjeras Ansprüchen zu genügen, schon gar nicht bei dem Personenkreis, den seine Bemerkung über die Provenienz der Tafel aus dem Haus eines herrschaftlichen Richters ins Bild rückt. Ländliche Intelligenz, im Spannungsfeld zwischen Ortsgeistlichkeit, Landadel und Amtswaltern von zum mindesten mittlerer Bildung, unter Umständen im nötigen lateinischen Schriftverkehr besser unterwiesen als in deutscher Orthographie, aufgeschlossen für alle bis zu ihnen dringenden Bereiche barocker Kultur, wie uns das Beispiel Grimmelshausens, des Gastwirts in Geisbach und späteren Schultheißen von Renchen, beweist. Wenn auch nicht eine Gaststube, so mußte doch wohl ein öffentlich frequentierter Aufenthaltsraum der Bestimmungsort sein, wo sie Gelegenheit gab, durch die Umsetzung der Tabelle in Text bzw. durch das Anknüpfen persönlicher Erfahrungsberichte an ihre Knoten die Zeit allein oder gesellig zu vertreiben, ein Zweck, dem anderwärts wohl auch die volkstümlichen Einblattdrucke der Zeit zu satirischen Themen wie dem der „Verkehrten Welt“ gedient haben mochten⁴⁴).

Einer ähnlichen Quelle mochte der Anreger oder Auftraggeber sein Sujet schon weitgehend verdanken, was aber für uns nur eine geringfügige Verschiebung bedeutet und an der Tatsache nichts ändert, daß der in diesem Falle dann wohl zusätzlich reichsstädtische Autor seine Charakterisierung seiner Belesenheit dankt. Aber es kommen in

44) Robert P. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800, Halle/S. 1900, S. 32.

beiden Fällen wohl nur die Quellengruppen in Betracht, bei denen auch Stanzel schon ansetzt: Kompendien, geschrieben zu eben diesem Gebrauch. Wie zur Bestätigung weist Elida Maria Szarotas Textbuch „Die gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts über Polen“ hinreichend allgemeine Schriften, die sich mit dem Grundbestand an stereotypen Charakterisierungen begnügen hätten können, gar nicht mehr aus⁴⁵⁾ – längst waren die Spezialisten über dieses Niveau hinausgekommen, wenn es auch eben noch für das Schul- und Allgemeinwissen mit der bekannten Verzögerung maßgeblich sein konnte. So etwa das schon erwähnte „Icon animorum“ des John Barclay, das schon 1614 erschien, aber, wie der höfische Roman „Argensis“ desselben Verfassers zur lateinischen Schullektüre bestens geeignet, bis ins 18. Jahrhundert zahlreiche Neuauflagen erlebte. Eine deutsche Übersetzung, die 1660 in Bremen erschien, trägt die Widmung an Weimarer und Jenaer Patrizier und Ratsherrn und beweist damit die Übernahme des Büchleins auch in den bürgerlichen Bildungskanon⁴⁶⁾. Ursprünglich war diese Klassifikation verschiedener Seelenzustände und Charaktereigenschaften als vierter Teil der lateinischen Prosasatire „Euphormionis Satyricon“ ein Werk ad usum delphini, nämlich dem jungen Ludwig XIII. von Frankreich zur Belehrung gewidmet.

Zuerst werden darin vier Alter des Menschen behandelt; die Geistesrichtung einzelner Jahrhunderte leitet dann über zu einem Thema, das im Mittelstück dann sehr breit abgehandelt wird, zu den Nationalcharakteren. Die genauere Befassung mit der Passage über Polen wird uns dabei zeigen, daß nicht nur widmungsmäßig Friedrich II. seine Munition daraus bezieht, sondern auch der „Handwerksburschengeograph“ unserer Tafel.

Schon für die Zeile, die auf der Völkertafel jeder Nation eine bevorzugte Wissenschaft zuspricht, finden wir Rückhalt bei Barclay:

Esse praetera cuilibet regioni proprium spiritum, qui animos in certa studia et mores quodammodo adigat. Hos spiritus investigare pretium est⁴⁷⁾.

45) Haberlandt, a.a.O. S. 30 und 78.

46) Madjera, a.a.O. S. 2.

47) vgl. die aus Einblattdrucken des beginnenden 18. Jahrhunderts zusammengestellte Wandverkleidung in den Gesellschaftsräumen des sogenannten Dürnsteiner Kellerschlössls, dessen Auftraggeber der Probst des dortigen Augustiner-Chorherren, Hieronymus Übelbacher war, vgl. Ludwig Dory, Die profanen Stichfolgen, in: König Richard I. Löwenherz – Dürnstein, Katalog der Ausstellung

Da gerade der Hinweis auf die Neigung der Polen zum Sprachstudium bei Barclay nicht vorkommt, und eher aus Starowolsky stammen dürfte⁴⁸), läßt sich die Reichweite der Belesenheit des Kompilators der Tafel oder ihrer Vorstufe schon jetzt ermessen. Aber folgen wir Barclay. Die Notwendigkeit, sich mit diesem regionalen Charakterbesonderheiten zu befassen und also die erste Charakterkunde der Nationen zu schaffen, wird an die Adresse der Regenten vorwiegend praktisch begründet:

Ut tot cladibus a barbaris domiti, & veluti feliciori parte execti, nostras vires possemus recognoscere, aut timere alienas.

Der Topos vom Zivilisationsantagonismus zu den Barbarenvölkern steckt also auch hier dahinter. Man muß mit ihnen verkehren, sagt von seiner hohen Warte aus der Neulateiner, und sie behandeln lernen:

Tandem sive Expirantibus tot motuum flammis sive per malam requiem pejora concipientibus posita paene ubique arma miscent hodie mutuis consortiis populos, qui ut ingeniis, linguisque diversi, ita nec una arte possunt esse tractabiles. Hi sunt Galli, Britannique, Itali & Hispani, & quos immensa Germania suo nomine occupati —,

hier wird die Tür für die bei Blaeuw noch genannter Belgi und Bohemi offengehalten —,

Pannonum quoque reliquiae, & quod de Illyrico & Dalmatia nobis superest —, „nobis“ steht hier für die gesamte christliche Zivilisation gegenüber den Barbaren in Reinkultur, den Türken —,

tum illi Sarmatae atque Scythae, quoad Polonos Moscosque appellamus.

Muskawiter statt der damals ebenso geläufigen Bezeichnung „Reußen“ hat auch unsere Tafel, die übrigen Völkerschaften freilich fehlen; bis auf die auch auf ihr mißliebigen Türken:

Cimbri etiam, et quidquid sub Danico aut Suevico Sceptro componitur. Nec adeo (proh dolor) a Turcis recessimus, ut pigeat mores illorum, vivendique consuetudines, cognoscere.

1966, 116–120. Allerdings hat Professor Wolfgang Harms laut persönlicher Auskunft bei den Arbeiten zu einer Edition der Wolfenbütteler Sammlung von Einblattdrucken kein Blatt gefunden, das als Vorbild für die Völkertafel in Frage käme. Oberdeutsche Blätter Augsburger Provenienz, wie sie für die Steiermark in Frage kämen, waren dabei allerdings überhaupt selten vertreten.

48) Elida Maria Szarota, ed., *Die gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts über Polen*, Wien 1972. Auf Opalinskis Replik gegen Barclay wird allerdings mehrmals angespielt, so S. 119 und 190.

Was sagt nun Barclay, der sich in einer Kapitelfolge über die Franzosen, Briten, Schotten und Iren, Deutschen und Belgier, Italiener und Spanier den Sarmaten annähert, über die Polen? Erstaunlicherweise zirka dasselbe wie unsere Tafel, nur ausführlicher.

Sein achttes Kapitel, das vorletzte im Reigen der Nationen, gefolgt nur von einem über Türken und Juden, dann wendet sich der Autor den Berufs- und Ständecharakteren und insbesondere den Höflingen zu, ist ein Sammelkapitel: „Hungari, Poloni, Mosci, Gentes reliquæ ad Septemtionem posita“ und entspricht damit genau der Gruppe der Ostnationen auf der Völkertafel. In der deutschen Übersetzung lautet der Text⁴⁹⁾:

In der mitternächtigen Seiten von Ungarn liegt Polen / das strecket sich ferner an die Ostsee / und auch an Reussen. Es ist ein mächtiges großes Land / und hat gleichwohl fast keine Berge / hat auch davon den Namen. Es sind gewaltige Felder darinnen / welche mit einem hohen Schnee im Winter bedeckt werden: Wann der Schnee hinweg / so wächset so ein großer Vorrath Korn in dem Land / daß man viel andere unfruchtbare / ja weit entlegene Länder über die See / darmit kan speisen. Es wintert grausam streng in Polen / dieweil der Nordwind allda keinen Widerstand von Bergen empfängt. So ist die Sonne alldar auch so kräftig nicht / bevoraus im Winter. Die Natur hat dieses ersetzt mit den großen Wäldern / –, waldich nennt auch die Tafel das Land –, in denen das Vieh und Wild in dem Sommer Schatten hat; und man der Holtzung und des kostbaren Fellwercks gegen die Kälte gebrauchen kan:

Die lateinische Originalfassung gibt sich hier ausführlicher:

Natura subsidium admoti profundissimas sylvas, quae & in ignem datas frigus expellant, et in suis preterea umbris animalia alant, quarum pelles fulciendis vestibus preciosissime habentur

Ihre Superlative eher noch als das trockene Deutsche haben wohl hier den Reichtum *A n B ö l t z w e r k* auf der Tafel inspiriert. Weiter:

So geben ihnen auch die wilden Immen in den Wäldern große Beyhülffe / darauf sie keine Müh wenden dörrffen / massen sie sich in die hollen Eichbäume setzen / darinnen sie ihre Wachshäußlein und den besten Honig machen / welcher in andere Länder verführet wird.

Auf der Tafel sind es dagegen die Muskawither, deren Reichtum *a n I m m e n* hervorhebenswert scheint, was allerdings bei den engen geographischen Verwandtschaft der beiden Länder, – ebensogut hätte ja Rußland als Heimat des *B ö l t z w e r c h s* fungieren können – nicht allzuviel bedeutet.

49) Joh. Barclai Spiegel Menschlicher Gemüths-Neigungen. Auß dem Lateinischen ins Hoch-Teutsche versetzt, Franckfurt 1660, in Verlegung Erhard Bergers in Bremen.

Sie sieden auch köstlichen Meeth aus dem Honig / welcher ihnen zur Ergötzlichkeit dienet. Ein Theil Landes in Polen werden des Sommers mit Wasser und Morast also verhinderlich zu reisen gemacht / daß man eher nicht als nur / wann es hart Eiß gefroren / zu den Leuten ins Land hinein kommen kan: da fährt man dann auf Schlitten zu ihnen / und kauffet ihnen ihre Güter / als Luchs- Fuchs-Marter- und anderer Thieren Fellwerck / samt dem Wachs / Honig und was sonst das kalte Land trägt / –,

Starowolsky erwähnt im ähnlichen Kontext der „opes“ des Landes als Ausfuhr Güter neben einer langen Reihen anderer „mel“ und „cera“, aber nicht ausdrücklich Pelze⁵⁰⁾ –,

ab / und bringets an andere Örtler / An Steinen und Häuserbau haben sie fast aller Orten keinen Vorrath. Darumb sind alldar hültzerne Häuser in Strodächern: außgenommen in den Städten / und was sonst Herren-Häuser sind / die doch auch nicht auf das zierlichste / nach des Landes Art gebauet werden.

Darauf folgt nun logisch eine weitere Auslassung über den Mangel an zivilisatorischen Komfort, oder wie es die Völkertafel ausdrückt, die „bäurischen Sitten“ und „noch wildere Natur“ der Bewohner:

Die meisten Polen führen ein sehr hartes Leben / sind ungeschlechter Art / und nicht also sittig wie andere Leute in Europa zu diesen Zeiten / und daher sind sie auch unhöflicher /

Wieder ist hier der lateinische Text, gegen den Opalinski opponiert, dem Wortlaut der Tafel noch näher:

Polonis ut plurimum dura vita coelo aspero, nec populi moribus factis ad nostri saeculi venustatem, et hinc saeviora ingenia.

Und weiter:

Sonderlich mit den herbergieren / da es aus der massen übel bestellt. Man führet einen in einen schlechten Ort / an welchem Löcher an statt Fenster an den Wänden / da hat man kein Schlafbett / da zehret man keine Mahlzeit: Ein hauffen höltzerne Nägel sind an der Wand / daran hänget man sein Wandergeräth: Balt machet man eine Streu wie den Rössern / darauf muß man sich niederlegen; Darumb wer in Polen aus Liff- und ChurLand / auch den benachbarten Preußen / reiset / der führet einen ganzen Hausrath / von allerhand Provision mit sich / damit man sich des Hungers und des Frostes erwehren möge.

Die derart erweckten Bedenken müssen auch dem Kompilator der Tafel schwerwiegend genug vorgekommen sein, um die bei Starowolski etwa gerühmte Gastfreundschaft aufzuwiegen, er erwähnt sie darum nicht. Mit der Erwähnung der polnischen Freiheit kommt erneut die Wildheit bzw. „ferocia“ ins Spiel:

50) John Barclay, Icon mimorum in: Euphormionis Lusini sive Joannis Barclai Satyricen ... op. cit. in Anm. 17, S. 358.

Ihre Freyheit ist eine lautere und ungezähmte grobe Wildheit / die sie doch als für eine grosse Zierd halten: in ihren Gesetzen haben sie versehen / daß / wann einer einen ermordet / und auf des entleibten Körper etliche in ihrem Gesetz benahmte Groschen leget / er von dem Gerichte entfreyet ist. Ja sie solten den Werth menschlichen Lebens nicht so gering halten wann sie ihrer Neigung nach das Blutvergiessen nicht vor eine schlechte That halten.

Damit stimmen die politischen Verhältnisse überein, wie sie die Tafel ebenfalls schildert:

Sind der Dienstbarkeit und einem absoluten Regiment eines Königs spinnefeind. Der König muß die ihnen beliebte Capitulation beschweren / und auch halten.

Hierüber kommt Barclay als Sohn eines der führenden Theoretiker des monarchischen Absolutismus, der auch in seinem Roman „Argenis“ das Wahlkönigtum als Adelsanarchie brandmarkt⁵¹⁾, nicht hinweg. Seltsamerweise greift hier, wo tatsächlich die Gefahr besteht, daß ideologische Präferenz bei entsprechender Interessenslage sich in Verächtlichmachung der polnischen Nation Luft machen könnte, der Kompilator mäßigend ein: Seine Charakterisierung des Sachverhaltes klingt wieder völlig neutral: „Erkennen für ihren Herrn: Einen Erwelden“. Nun kommt die Rede auf den Adel:

Die Herrenstands Personen haben sich selbst mit solchen präerogativen verwahrt / die ihnen wohl auch nach theilig seyn können: –,

Hier schwächt der deutsche Text ab, der lateinische lautet:

Nobilitas tristibus praerogativis se ipsa donavit, quibus possit sibi invicem & impune nocere;

und gibt mit der Betonung, die auf der Absicht liegt, sich gegenseitig zu schaden viel deutlicher den Hinweis auf die Lieblingsbeschäftigung der adelsliebenden Polen, den Zank; auch den der Konfessionen:

Dann der König hat nicht absolute Macht / sie / wann sie sich vergessen / zu straffen: der Liberalität gebrauchen sie sich auch in ReligionsSachen / von welchen sie / ihrem Gebrauch nach / ohne Scheu halten und reden mögen / daher findet man daselbsten allerhand / auch abscheuliche Secten.

Auch hier schließt sich, sehr im Gegensatz zu seinem Vorgehen bei den „Muskawithern“ bei denen er ungerührt auf „Abtrünnigkeit“ erkennt, der Kompilator der Tafel der verurteilenden Formulierung Barclays nicht an und konstatiert nur: „Glaubt allerley“. Den folgenden Passus erspart der Übersetzer, gleichwohl ist er, und damit

51) vgl. Anm. 32.

wohl endgültig die lateinische Fassung Anhaltspunkt für die Untugend des Prahlers:

Quisa suane familiae laudem inventus est: praesertim in exteros incidit, et expertos suarum fortunarum.

Zuvor schon hatte der Übersetzer ein „maxime sibi credunt“ unterdrückt, durch das Barclay sittlicher und konfessionelle Freizügigkeit zu motivieren versucht: „Sie haben zuviel Selbstvertrauen“, so versteht es wohl auch Opalinski, der das Lob der eigenen Familie als alte Römertugend erklärt, wenn er erwidert:

Hic quid oppugnem nescio, nec quo sensu ista dicantur, agnosco ... Oculis enim suis quisque credit maxime. Et alioqui pauci sunt profecto, qui suos diffidant iudicio. Certe non tu ex iis, Barclai, cuius confidentia vel hoc scripte apparet, cum impunita, audacter tamen

in margine: superbe et arroganter dixisti multa⁵²).

Damit lenkt er den gefährlichen Angriff, den er zunächst gar nicht zu verstehen vorgibt auf das Haupt des Kritikers zurück, dessen Amt ja Überheblichkeit als Attitude geradezu erfordert. Die Schlußformel hat in der lakonischen lateinischen Fassung des Originals wiederum mehr Anregendes an sich, die deutsche fällt ihr gegenüber ab:

Wer einem Polen mit Lob / aber beständig / fuchsschwänzen kann / der gilt bei ihm viel: Betriegen ist ihnen nicht gemein / daher sie oft betrogen / zur Wütere y desto eher gereizet werden.

bzw. viel eleganter:

Saevire quam decipere promitores, & ipsi magis fraudibus, quam vi patent.

Nur aus dem letzteren Satz, der übrigens auch von Lukasz Opalinski als Lob aufgefaßt, und nur der Formulierung nicht dem Gehalt nach Barclays geistiges Eigentum. Starowolski zitiert diesbezüglich den schon 1608 verstorbenen Abt Johannes Boterus und läßt damit erkennen, wie sehr schon Barclays Stereotypen der Tradition verhaftet sind⁵³), nur aus der Eigenschaft falli quam fallere magis apti zu sein, besser zu täuschen sein als zu täuschen, ergibt sich zwanglos der Vergleich mit dem Bären, denn genau das ist die Rolle, die dieser in der Tierfabel spielt. Ein philologisch einläßlicher Vergleich zeigt also deutlich, wie sehr die These vom „derben“ und der

52) Barclay, *Icon animorum*, a.a.O. S. 366.

53) Barclay, diese und die folgenden Stellen, *Spiegel* ... a.a.O. S. 164–168, denen in lateinischen Original, zit. als „*Icon animorum*“, die S. 430–432 entsprechen.

Hefe des Volkes entstammenden Scherz an der Sache vorbeigeht. Der Compiler der Völkertafel gehört, ihrem nunmehrigen Aufbewahrungsort in einem Volkskundemuseum zum Trotz, zur mittleren Bildungsschicht seiner Zeit, neben Barclays „Icon animorum“ höchstwahrscheinlich in lateinischer Fassung sind auch noch andere Quellen in seine Konzeption der Eigenschaften eingegangen, mindestens aber jene, die deren Gelehrtheit in verschiedenen Sprachen beibringt. Er schließt sich damit einer lateinisch erudierten, gemeineuropäischen Tradition an, der kleinliches Nationalitätengezänk noch sehr ferne lag, war doch etwa Barclay, der Schotte mit dem Wohnsitz in Lothringen, Günstling Jakob Stuarts noch dem übernationalen Humanistentum angehörig, dessen Wirkung in die Zeit eines Leibnitz noch durchaus hineinreicht. Aber selbst die eher schon von kleinräumigerem Denken geprägte deutsche Übersetzung des „Icon“ bekennt sich zu dieser alteuropäischen, übernationalen Ausrichtung, sie bezweckt in ihrer Satire vernünftigen Tadel, nicht interessengelenkten irrational verkleideten Haß, die Vorrede etwa versichert:

daß der menschlichen Gemüther Zuneigung mit ernstlichem Nachsinnen zuergründen und gleichsam für Augen zu stellen / thun und möglich sein / erschiene klar und offenbar aus der ältesten Regul / welche ihren Ursprung von der Weißheit selbstnen hernehme: Daß der Mensch sich, scilicet: nosce te ipsum selbstnen erkennen solle⁵⁴).

Damit ist ein moralisches Programm ausgesprochen, dem sich dann auch die Barclayschen Charakteristiken unterordnen:

als welcher in diesem Büchlein eine solche Spiegelsäule aufgerichtet / darinnen ein jedweder / wes Standes er immer seyn mag / sich bespiegle und seine Gemüths neigung / entweder zum guten oder zum bösen erkennen kann.

Selbsterkenntnis und Selbstkontrolle, das bezweckt die Satire auch in der Nationalcharakteristik:

Gleich wie aber ein Spiegel es nicht böse meint mit dem jenigen / den er seine Mackeln im Gesicht zeigt: und zugleich / als ein getreuer Freund / durch heilsames stummes Einrathen die Mittel ertheilet / sich solcher zu entledigen. Wie ein Artzt es zu keinem bösen Ende thut / wann er einem seine Kranckheit andeutet / also hat es auch sonder Zweifel unser Barclaius nicht böse gemeint / indem er etlicher Völker böse Gebrauche offenbahret hat / sondern hat es vielmehr zu ihrem Besten gethan / damit sie desto eher solche eingeschlichene unartige Gebräuche abstellen und meiden möchten?⁵⁵)

54) Starowolski, a.a.O. S. 88.

55) neulateinisches Original Paris 1621, die Übersetzung ins Deutsche durch Martin Opitz en. G. Schulz-Behrend, 2 Bde, Stuttgart 1970.

Kein Festschreiben auf einem „untermenschlichen“ Standpunkt also, wie es später beliebt zu werden begann, keine Berufung auf angeborene und erbliche Schwächen, vielmehr das Gegenteil, die Anrufung der humanistischen internationalen Öffentlichkeit, um nach ungeschminkter Erörterung von Rechtseigenheiten wie etwa der von Barclay monierten Geringschätzung des menschlichen Lebens Abhilfe zu schaffen. Lukasz Opalinski's Replik muß als eine Antwort gerade auf dieser Ebene aufgefaßt werden. Der Popularisator Barclays in Deutschland beharrt denn auch gar nicht auf den einmal gefundenen Charakterzügen:

Wiewohl man sich nicht alemaal daran zu kehren hat / als ob man die benante Laster ins gemein an allen Völkern ... sollten annoch also befindtlich seyn. Die zeit / der Krieg und andere Zufälle haben viel verändert⁵⁶⁾.

Vom Krieg freilich ist der Kompilator unserer Völkertafel auch nicht unbeeinflußt geblieben, gegen Franzosen, Ungarn und Türken führen ihm deutlich die Bedrohung durch deren Politik und die Parteinahme für Kaiser und Reich die Feder, aber Affirmation oder Apologie einer aggressiven Außenpolitik ist schon infolge der für dieses Reich konstitutiven Rückbindung an die alte und legitime Ordnung nicht erforderlich, denn mit Ausnahme der Türkenkriege hat dieses Reich keinen Ehrgeiz⁵⁷⁾.

Dennoch bietet diese Tafel in erstaunlicher Weise den Zustand, von dem aus der Verfall zur ideologischen Position eines Friedrich von Preußen vorstellbar ist: noch excerpiert aus den Kompendien des Späthumanismus, selber noch durchaus intellektuell gefaßtes Spiel mit der Variation und der Serie, und insofern dem in Verweisrelationen aufgehenden barocken semantischen Universum zugehörig, macht die tabellarische Form die einzelnen Charakteristiken in jener Form verfügbar, in der sie dann unter Wegfall der beiden Wirkensbedingungen Erudition und politischer Friede zu emotionellen Waffen werden konnten. Aber die Untersuchung ihrer Wirkungsumstände kann dies eine zeigen: es handelt sich dabei um einen Verfall; Stereotype im Sinn der Sozialpsychologie, von denen wir unseren Ausgang genommen haben, entstehen erst durch ihn, und unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen auch aus durchaus heterogenem Material. In der Zeit des Kampfes aller gegen alle wird, das lehrt in unserem Fall sogar die gelehrte Rezeption, auch alles zur Waffe⁵⁸⁾.

56) Lukasz Opalinski, a.a.O. S. 110 und 118 f.

57) Starowolski, a.a.O. S. 71.

58) Barclay, Spiegel ..., Hans Just Winckelmanns Vorrede an den Gunstgewogenen und Ehrliebenden Leser / Den Inhalt dieses Büchleins betreffend, a vi verso, die folgenden Stellen dann a vilj recto und a recto ff.

Und damit zurück zum Ausgangspunkt: die Kontinuität des Vorstellungsbildes vom Polen als adelig, ritterlich streitbar und nicht zuletzt auch etwas weltungewandt – *magis falli quam fallere aptus* – in der österreichischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts ist von eben diesen Faktoren bestimmt: In Österreich löst man sich dank der übernationalen Konzeption seines Regimes, dank seiner ökonomischen Entwicklungsverspätung und dank der Zurückdämmung seiner geistigen Entwicklung durch die katholische Kirche erst wesentlich später aus den letzten Verbindungen mit den hier demonstrierten humanistischen Prämissen. Während in den Steirischen Gasthöfen die Völkertafeln bis ans Ende des 19. Jahrhunderts fortwährend noch im Gebrauch sind, prolongiert sich das barocke Lebensgefühl im Wiener Volkstheater auch auf der Bühne und reicht über die Zeit der nationalistischen Verdunklung der Intelligenz in Ausläufern bis in die Kunst der Moderne, die für eben diese Werte der abgestorbenen Monarchie sensibilisiert ist und gerade in ihren repräsentativsten Geistern – man denke an die Beiträge gerade Österreichs auf dem Gebiete der Sprachphilosophie – jenen modischen Irrationalismus drum gar nicht mitgemacht hat, der erst nötig war, um den Stereotypen so verderbliche Macht zu verleihen. Die älteren und freundlichen herrschen deshalb vor.

Steinerne Weg- und Friedhofskruzifixe in Ungarn

Mit 8 Abbildungen

Von Gábor T ü s k é s, Szentendre

Zu*) den Schulden der ungarischen Ethnographie- und Kunst-historikforschung gehört die Untersuchung der steinernen Weg- und Friedhofskruzifixe. Der Forschungsrückstand ist darauf zurückzuführen, daß die Untersuchung der Kruzifixe im Grenzgebiet der beiden Wissenschaften liegt.

Die Ethnographen werden teils dadurch entschuldigt, daß die Kruzifixe von gelernten dörflichen Handwerkern (Steinmetzen, Maurern) angefertigt wurden, die in der Gesellschaft an der Grenze der bauerlichen und städtischen Kultur lebten, und infolgedessen eine vermittelnde Rolle spielten. Die Meister wurden außer der sich in der berufsmäßigen kirchlichen Kunst offenbarenden kirchlichen Lehre durch ihre berufliche Tradition und durch die geistigen Überlieferungen der betreffenden Volksgemeinschaft beeinflußt. Die Kruzifixe drücken den Hang zur Urbanisierung, zur Verbürgerlichung und zugleich den bauerlichen Geschmack aus¹⁾. Die Entwicklung der ungarischen Gesellschaft ist im Verhältnis der westeuropäischen Gesellschaftsordnungen durch eine starke Phasenverschiebung gekennzeichnet. Darum bot die Untersuchung der Erscheinungen der traditionellen Volkskultur der Forschung überreichliches Material. Die Beobachtung und die Analyse der sogenannten halbvolksmäßigen Randerscheinungen spielte bis heute eine zweitrangige Rolle. Die Quantität des zur

*) (Vortrag auf der I. Internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung in Stift Zwettl, NÖ., vom 19. bis 22. Mai 1977.)

¹⁾ Hofer, T. – Fél, E. S. 47.

traditionellen Volkskultur gehörenden, noch vorhandenen Materials wird immer geringer. Die Forschung gelangt erst in unseren Tagen dazu, Erscheinungen, die sich auf den Grenzgebieten befinden und den zweiseitigen Wirkungen an den Berührungspunkten ausgesetzt waren, zu untersuchen und zu analysieren. Eine andere Ursache für das Zurückbleiben der ethnographischen Forschung liegt in der religiösen Pluralität. Ein großer Teil der Bevölkerung in den von Ungarn bewohnten Gebieten ist nämlich reformierten Bekenntnisses. In Österreich, das ein weitgehend katholisches Land ist, beschäftigt man sich z. B. seit langem mit dem halbvolksmäßigen, volkstümlichen religiösen Kult. Wir haben aus dem oben angeführten Grund auf diesem Gebiet weniger Fachliteratur.

Die kunsthistorische Forschung wurde von der falschen Interpretation des Begriffes der Provinzkunst behindert. Die traditionelle Betrachtungsweise kennzeichnet die Entwicklung der Kunst ziemlich eingeschränkt und bezeichnet alles, was im Tempo oder im Resultat jener Kunst widerspricht, sehr leicht als Provinzialismus. Nach der heutigen Auffassung haben die Werke der hohen Kunst immer einen individuellen, persönlichen Charakter, und befriedigen mit ihrem allegorischen Gepräge den Anspruch einer zweckbestimmten, einmaligen Mitteilung. Dagegen verschwindet in den Werken der Provinzkunst die individuelle Eigenart des Stils; es treten stereotype Symbole in den Vordergrund²⁾. Obwohl man die barocken Stilmerkmale an mehreren, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Kruzifixen beobachten kann, ist die für die jeweilige Werkstatt oder für ein bestimmtes Gebiet kennzeichnende Gleichförmigkeit der Kunstwerke augenfälliger als das, was an ihnen auf den Stil der Epoche zurückzuführen ist³⁾. Darum sind die Grenzen der Provinzkunst zugleich nach zwei Richtungen, einerseits nach der hohen Kunst, andererseits zur Bauernkunst hin geöffnet⁴⁾. In den Erscheinungen dieser von den gesellschaftshistorischen Faktoren stark bestimmten Provinzkunst dominiert die Funktion. Ihre Werke befriedigen einen repräsentativen Anspruch. Die Wirkung der gegenständlichen Welt – und so die Wirkung der Weg- und Friedhofskruzifixe – besteht eben in der Berührung der funktionalen und der ästhetischen Sphäre⁵⁾. Die Untersuchung dieses Phänomens erfordert die enge Zusammenarbeit

²⁾ Marosi, E. S. 116.

³⁾ Fülep, L. S. 429.

⁴⁾ Hauser, A. S. 307 ff.

⁵⁾ Németh, L. S. 112.

der Forscher verschiedener Wissenschaftszweige: der Ethnographen, der Folkloristen und der Kunsthistoriker.

Die Weg- und Friedhofskruzifixe sind im ganzen Land, in Städten und Dörfern, in Gehöften und in den Weinbergen verbreitet⁶⁾. Sie wurden auf den Fluren neben Feldwegen, meistens jedoch bei Wegkreuzungen, aufgestellt. Das ist kein Zufall, denn nach dem Volksglauben lauern die Bösen und die Hexenmeister eben hier, an den Wegkreuzungen, auf die Menschen, um sie zu bezaubern. Man stellte fast immer auf den Friedhöfen, manchmal auch an beiden Enden des Dorfes, je ein Kruzifix auf. Für manches Dorf und die dazugehörige Gemarkung kann mit Hilfe der schriftlichen Quellen oft die gleichzeitige Existenz von 10 bis 12 Kruzifixen nachgewiesen werden.

Die ungarischen Weg- und Friedhofskruzifixe kann man nach ihrer räumlichen und zeitlichen Verbreitung in vier, voneinander gut trennbare Gruppen aufteilen. Dabei wird auch in Betracht gezogen, aus welchem Material sie angefertigt wurden. Das Material und die Form werden teils von der künstlerischen Fähigkeit sowie der Kultur- und Traditionswelt des dort lebenden Volkes, teils von den in der Umgebung sich findenden Materialarten und ihrer Anwendungsweise bestimmt. In den Gegenden, deren Steine leicht zu behauen sind, kann man seit dem 18. Jahrhundert die mit Corpus versehenen Steinkreuze nachweisen⁷⁾. In den steinarmen Waldgegenden wurden die Kruzifixe aus einem grobgezimmerten Holzkreuz und einem darauf angebrachten Blechcorpus zusammengesetzt. Die ältesten Stücke entstammen damit allenfalls Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts.

Daß Kruzifixe auch im Mittelalter errichtet wurden, wissen wir nur aus schriftlichen Quellen. Nach Angaben des Ödenburger Stadtarchivs z. B. hat man im 15. und im 16. Jahrhundert am Tatort eines Mordes Sühnekreuze errichtet⁸⁾. Wegen des ungenauen Gebrauchs der Benennungen kann man aber nicht in jedem Fall feststellen, ob wirklich Kreuze bzw. Kruzifixe errichtet wurden oder andere, mit dem Kreuzzeichen ausgestattete Denkmäler (z. B. Kreuzsteine, Lichtsäulen), gemeint sind. Einige auch heute noch existierende Lichtsäulen bestärken diese Hypothese⁹⁾.

⁶⁾ Gerevich, T. 1948—

⁷⁾ Jánosi, Gy. 1935.

⁸⁾ Házi, J. S. 314; vgl. Ratz, A. S. 74 ff.

⁹⁾ Házi, J. S. 311; vgl. Csemegi, J. S. 185.

Die archaischesten Formen finden wir auf dem Gebiet des heute zu Rumänien gehörenden Siebenbürgen (Abb. 1). Diese Kruzifixe ähneln in ihrer Form den in der Bundesrepublik und in Österreich noch vorhandenen mittelalterlichen Steinkreuzen. Sie wurden aus einem einzigen Steinblock gehauen und stehen auf der Spitze eines vierseitigen Sockels oder einer Rundsäule. Wir finden aber auch solche, die unmittelbar in die Erde versenkt wurden. Ihre Höhe variiert zwischen 50 und 200 cm. Die Kreuzarme sind von gleicher Länge, manchmal ragt der Corpus kaum aus ihrer Schnittlinie heraus. Ein Teil der Kruzifixe (*crux invicta*) ist mit dem Christus-Monogramm versehen. Ihre edle Einfachheit und Ruhe erinnern an die romanische Formsprache (Abb. 2).

Die andere Gruppe der Steinkruzifixe ist in erster Linie im südlichen Landesteil, im Komitat Tolna und Baranya, vereinzelt aber auch in anderen Gegenden, zu finden. Sie wurden von der deutschen Bevölkerung, die sich in Ungarn im 18. Jahrhundert in mehreren Wellen niederließ, aufgestellt. Die Inschriften der Kruzifixe und die sich auf sie beziehenden schriftlichen Aufzeichnungen beweisen, daß die deutschen Ansiedler in ihrer Verbreitung in Ungarn eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Auf diesem Gebiet haben wir im Jahre 1973 in acht nebeneinanderliegenden Dörfern, die gleichzeitig eine territoriale Einheit bilden, eine Bestandsaufnahme gemacht, die sich um Vollständigkeit bemüht. Jedes einzelne noch vorhandene Weg- und Friedhofskruzifix wurde von uns aufgesucht. Bei den verschwundenen Objekten versuchten wir, ihre Spuren in den schriftlichen Quellen nachzuweisen und durch eingehende Erkundigungen etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Auf dem Gebiet der acht Dörfer haben wir entsprechend der Bevölkerungszahl 47 Kruzifixe gefunden. Mit Hilfe der schriftlichen Quellen gelang es, 14 weitere, ehemals vorhandene Denkmäler nachzuweisen. Von den 47 jetzt noch existierenden Monumenten stehen 27 Kruzifixe an Feldwegen (davon 10 bei Wegkreuzungen); 12 Kruzifixe stehen neben Gebäuden, und je ein Kruzifix wurde auf den Dorffriedhöfen aufgestellt. Bei der Untersuchung dieser Denkmäler unter dem Gesichtspunkt der Entstehungszeit stellte sich heraus, daß die meisten Kruzifixe am Anfang und Ende des 19. Jahrhunderts und in den Jahren des Zweiten Weltkrieges errichtet wurden.

Diese Kruzifixe sind 3 bis 3,5 m hoch. Davon beträgt der Unterbau 1 m und 2 m ist der senkrechte Arm des Kreuzes lang. Der kürzere, waagrechte Arm schneidet den senkrechten etwa 30 cm von dessen oberer Spitze entfernt. Das Maß des senkrechten Armes übersteigt selten eine Länge von 100 bis 120 cm. Die Dicke der Kreuzarme beträgt 15 bis

20 cm. Das Postament, das auf in den Boden gesenkten Steinplatten oder Ziegeln errichtet ist, besteht aus drei Teilen. Auf ein breiteres und niedrigeres Fundament wurde eine schmalere, aber viel höhere vierseitige Säule gestellt, auf die wieder eine breitere, den oberen Rand des Postaments bildende Steinplatte gelegt wurde. Die Arme des Kreuzes passen durch die Zapfung ineinander und auf das Postament. Der senkrechte Arm besteht aus zwei Stücken, der waagerechte aus einem. Bei den Sandsteinkruzifixen sind der Kopf des Corpus und die Hände mit dem waagerechten Arm, der Körper und die Füße mit dem senkrechten Arm des Kreuzes zusammen ausgehauen. Bei den in den 20er, 30er Jahren des Jahrhunderts verbreiteten Kunststeinkruzifixen wurde der gegossene Corpus getrennt an das Kreuz befestigt. Die für die Kruzifixe charakteristische Maßangabe ist die Breite des Postaments unter seinem oberen Rand. Diese Angabe – welche nach bisherigen Beobachtungen zwischen 30 bis 60 cm variiert – ist leicht abmeßbar und gibt Gelegenheit zur Unterscheidung der Steinmetzwerkstätten. Im Zusammenhang mit der Errichtung der Kruzifixe bietet sie die Möglichkeit zum Feststellen der Beziehung zwischen Ort, Zeit und Material.

Die dritte Gruppe ist im Gebiet des nördlichen Mittelgebirges und um Erlau vertreten. Diese Kruzifixe sind ähnlich aufgebaut, wie die der zweiten Gruppe, sie wurden jedoch von der einheimischen, ungarischen Bevölkerung errichtet (Abb. 3).

In die vierte, ziemlich gut umgrenzbare und geschlossene Gruppe gehören die am nördlichen Ufer des Plattensees, in erster Linie um Keszthely herum sich findenden Weg- und Friedhofskruzifixe. Hier verbreitete sich in den 60er, 70er Jahren des 18. Jahrhunderts der Brauch, daß Ehepaare vom Dorf Votivkruzifixe an den Straßen oder vor ihren Häusern aufstellten, die mit den Gestalten ihrer Schutzpatrone geschmückt waren und 3 bis 4 m hohe, steinerne Grabmäler auf den Friedhöfen errichteten. Für diese Kruzifixe ist das besonders hohe Postament und im Vergleich dazu das relativ kleine, oft aus einem Steinblock herausgehauene, mit Corpus versehene Kreuz charakteristisch. Der Corpus ist oft an einem sogenannten Zweigkreuz (*arbor vitae*) befestigt. Ähnlich aufgebaute Kruzifixe tauchen in einigen unserer mittelalterlichen Kirchen auf; als ausländische Analogie kann das Ungarkreuz von Aachen erwähnt werden¹⁰⁾. Diese Kruzifixe beweisen durch die ähnliche Art der Bearbeitung und den gleichen Stil eindeutig die Berechtigung der gemeinsamen Untersuchung und des Vergleichs von Weg- und Friedhofskruzifixen und Grabmälern (Abb. 4).

¹⁰⁾ Thoemmes, E. S. 98 ff.

Die im südwestlichen Teil des Landes (Komitat Zala, Somogy), in Nord-Ungarn (Komitat Borsod, Nógrád), in einigen Teilen des Tieflandes (z. B. in der Umgebung von Szeged und Kecskemét) und in Siebenbürgen vorhandenen Holzkruzifixe erfordern eine getrennte Untersuchung. Zuerst lenkten diese, nicht besonders alten Flurdenkmäler die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich¹¹⁾. Man schützte die hölzernen Arme des Kreuzes und den bemalten Blechcorpus mit einem bogenförmigen, metallenen Schutzdach¹²⁾. Auf diesem befestigte man kleine troddelförmige Glöckchen, welche zu Sturm- und Gewitterzeiten läuteten, um damit dem Glauben des Volkes nach, die bösen Geister zu vertreiben (Abb. 5). Sie wurden oft mit der symbolischen Darstellung der Drei Marien, von Heiligen, der Leidenswerkzeuge (*arma Christi*), des Mondes und der Sonne versehen¹³⁾. In den Schnitzereien kommt außerdem noch das Motiv der Schlange, der Traube, der Monstranz, der Ranke, des Gralskelches und des Veronikatuches vor¹⁴⁾. Sakrale Bedeutung und profane Funktion verschmelzen bei diesen Kruzifixen miteinander¹⁵⁾. Wegen ihrer von den Steinkruzifixen abweichenden Erscheinungsform und zeitlichen Verbreitung überschreiten sie – obwohl sie Verkörperungen derselben religiösen Gedanken sind – den Rahmen dieses Vortrages (Abb. 6).

Die Steinkruzifixe sind oft mit verschiedenen Farbschichten bedeckt. Das hat einen doppelten Zweck: einerseits hebt es den Gegenstand aus seiner Umgebung heraus, andererseits schützt – nach der Vorstellung des Volkes – das Kruzifix vor den Unbilden des Wetters. Damit erreicht man aber oft eine gegenteilige Wirkung; die während der Jahrzehnte aufeinandergesetzten Farbschichten verhindern die Durchlüftung des Steines, und dieser beginnt schnell zu zerfallen. Manchmal bemalt man nicht die ganze Oberfläche, sondern nur Teile davon, z. B. die Konturen, um auch die Form zu betonen. Bei der Bemalung und bei der Farbzusammenstellung des Corpus strebte man nach einer naturgetreuen Darstellung. Meistens färbte man den Bart, die Dornenkrone, das Haar und hin und wieder auch den Lenden-

¹¹⁾ Sebők, S. S. 59–68. und Schmidt, T. S. 132–161.

¹²⁾ Fára, J. S. 17.

¹³⁾ Szendy, L. S. 13.

¹⁴⁾ Szentmihályi, I. S. 13.

¹⁵⁾ Bálint, S. 1977, S. 348–350.; Bálint, S. 1957, S. 725–726.; Tömörkény, I. S. 78.; Tóth, J. S. 111.

schurz braun. Manchmal wurden auch die aus der Seitenwunde sickernden Blutstropfen bemalt.

Zur breiteren Untersuchung bieten die Kreuzbalkenenden einen ausgezeichneten Vergleichsmaßstab. Diese sind nach den Gebieten in leicht trennbare Grundtypen aufzuteilen. Mit Hilfe der auf Grund der Typen aufstellbaren chronologischen Tabelle ist auch die Bestimmung der undatierten Kruzifixe zu lösen. Obwohl die verschiedenen Formen manchmal jahrzehntelang bestanden haben und dies eine Verschiebung der Fehlergrenzen verursacht, kann die Verbreitung der Varianten anhand dieser Tabelle in den meisten Fällen chronologisch verfolgt werden.

Die Untersuchung der Corpusformen bietet den sichersten Vergleichsmaßstab. Bei den Sandsteinkruzifixen äußert sich in der Gestaltung des Corpus die künstlerische Fähigkeit, die Phantasie des Meisters. Am Corpus kann man auch die Veränderung und Verbreitung der Stile am günstigsten beobachten. Beim Behauen des Corpus gab es die beste Möglichkeit für die Offenbarung der künstlerischen Phantasie in der Modellierung des Kopfes. Die Kopfhaltung und der Gesichtsausdruck mußten mit der Stellung der Hände und der Füße im Einklang stehen. Neben der von der Epoche geforderten Auffassung gab ein jeder Meister auch etwas von seiner eigenen Persönlichkeit hinzu. Der Kopf ist in jedem Fall mehr oder weniger nach rechts geneigt. Er lehnt sich manchmal ganz an die Schulter oder stemmt sich nach hinten; oftmals neigt er sich ein bißchen nach vorne oder senkt sich auf die Brust. Am schwersten bewältigen die Meister die Modellierung der Gesichtszüge. Das ruhige Antlitz bezeichnet den Zustand nach dem Tode, sein Gefühlsangel steht im Einklang mit der Bewegungslosigkeit und der Würde der Körper. Die Ausgeglichenheit des reich modellierten Bartes, der langen Haare und der breiten Gesichtszüge wird nur hier und da vom geöffneten Mund, vom länglich verzerrten Gesicht gestört. Auf dem Haupt ist in jedem Fall die im Johannes-Evangelium erwähnte, aus Zweigen geflochtene Dornenkrone sichtbar (Abb. 7).

In der Bearbeitung der Hände und Füße ist eine viel geringere Variabilität zu beobachten. Die Arme sind entweder ganz waagrecht gehalten, parallel zu den Armen des Kreuzes, oder am Ellbogen ein bißchen gebeugt. Bei Corpus aus Kunststein kommt die im spitzen Winkel auslaufende, stark gebrochene Handhaltung am häufigsten vor. Die Modellierung der Oberhand ist überall die gleiche: angewinkelte, aneinandergepreßte Finger, die von Nägeln durchbohrte Handfläche. Die Schenkel sind je nach Region von unterschiedlicher Länge. Die Unterschenkel sind aneinander gepreßt, nur selten kann man ein etwas

angezogenes Knie sehen, mit dem der Meister den Corpus aus der absoluten Bewegungslosigkeit herausheben wollte. Bei einigen Kruzifixen ist der Brustkorb besonders schön stilisiert ausgestaltet. Die Rippen werden hier und da durch flach eingravierte Linien bezeichnet, in anderen Fällen sind die waagrechten Vertiefungen von senkrechten gekreuzt, womit die Darstellung noch abstrakter, dramatisierter wirkt. Es kommt vor, daß die Linie des Brustkorbes nur durch eine einzige halbkreisförmige Vertiefung bezeichnet wird. In der Lokalisierung der Seitenwunde kann man ebenfalls eine Mannigfaltigkeit feststellen. Diesbezüglich geben nämlich die Evangelisten keine eindeutige Auskunft: die Durchbohrung des Körpers wird nur bei Johannes erwähnt. Darum setzten die Meister die Seitenwunde nach Belieben einmal auf die linke, ein anderes Mal auf die rechte Seite des Corpus. In der Gestaltung des Lendenschurzes findet man kunstvolle Ausführungen. Entweder ist er auf der linken oder auf der rechten Seite gebunden. Er beutelt sich auf der der Verknötung entgegengesetzten Seite. Das freigebliebene Ende hängt vorne oder seitlich herab. Der auf beiden Seiten gebundene Lendenschurz ist vorne faltenreich ausgebildet. Selten kommt der vom eigenen Material geknotete, völlig geschlossen modellierte Lendenschurz vor.

Die Kruzifixe wurden bei ihrer Aufstellung oft mit Inschriften versehen, die im allgemeinen auf der Vorderseite des Postaments angebracht, manchmal aber auch auf den drei Seiten oder auf dem Rand des Postaments eingraviert sind. Die Inschriften am Postament sind in den zu diesem Zweck abgegrenzten Feldern zu finden. Sie geben Auskunft über die Umstände der Errichtung: den Namen desjenigen, der das Kruzifix aufstellte, den Zeitpunkt der Aufstellung, manchmal auch den Grund für die Stiftung. Man kann oft eine an Gott gerichtete, flehentliche Bitte oder eine dem Vorübergehenden zugedachte Warnung und Ermahnung darauf lesen. In die siebenbürgischen Kruzifixe wurden oft kurze Gebete eingraviert.

Man muß den auf dem Postament stehenden Marien-Statuen und den in die Vorderseite des Postaments vertieften Pietà-Abbildungen eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Ihre Existenz ist dem im ganzen Land weit verbreiteten Marienkult zu verdanken. Manchmal legen die Steinmetze durch diese Statuen Zeugnis ab von ihrer Kunst, von ihrem sich auch in kleineren Dimensionen manifestierenden Harmonie- und Formgefühl. Das gesenkte oder nach oben schauende Haupt, die zum Gebet gefalteten Hände, die symmetrische Geschlossenheit, die meisterhafte Anordnung der Kleiderfalten, die mit ihrem Gewand den Körper Christi fast ganz umhüllende, gebrochene Gestalt der Maria charakterisieren diese Miniaturwerke. Die Marien-Pietà-

Darstellungen – alle beide Hinweise auf die *compassio Mariae* – gehören in ihrer anspruchsvollen Formgebung und ihrem den Kruzifixen angepaßten Stil sowie ihrer Funktion organisch zur Welt der Wegkruzifixe (Abb. 8).

Für den Schutz der Kruzifixe hat man schon bei ihrer Aufstellung gesorgt. Fast alle wurden mit einem Latten- oder Drahtzaun versehen. Bei den Friedhofskruzifixen war das unnötig, denn deren Pflege und Einfriedung entfielen auf den Errichter. Zu ihrer Einweihung kam es oft nur dann, wenn dieser für die dauernde Instandhaltung des Kruzifixes eine entsprechende Stiftung machte. Im Laufe der Zeit wurden manche Kruzifixe mehrmals renoviert oder versetzt.

Der Wandel in der Einstellung zu den Kruzifixen ist mit der in den letzten Jahrzehnten sich vollziehenden Veränderung der Kultur des Dorfes verknüpft. Motorisierte Bearbeitung der Felder, Anwachsen der Straßenbauarbeiten, Unkenntnis über die Bedeutung dieser Flurdenkmale, sie alle bedeuten eine Gefahr. Weil zahlreiche Kruzifixe umgepflügt oder ihre Steine in die naheliegende Straße eingebaut wurden, wissen wir von ihnen nur noch etwas durch die Überlieferung oder aus schriftlichen Quellen. Wir waren Zeugen, als man zum Beispiel den Corpus eines steinernen Kruzifixes abgemeißelt und zerbrochen hat, um an dessen Stelle einen neuen Corpus aus Gußeisen zu hängen. Neben der wissenschaftlichen Untersuchung ist also auch der Schutz und die fachgerechte Restauration der noch vorhandenen Kruzifixe notwendig. Als Anregung dazu dient unter anderem das im August 1976 erlassene Rundschreiben des Bischofs von Veszprém, in dem er für die nicht fachgemäße und ohne Erlaubnis durchgeführte Restauration kirchlicher Kunstgegenstände – auch der Wegkruzifixe – den zuständigen Pfarrer finanziell verantwortlich macht.

Früher haben die Weg- und Friedhofskruzifixe im Leben des Volkes eine bedeutende Rolle gespielt. Dies beweisen die in Vergessenheit geratenen, aber im Gedächtnis der Menschen hier und da noch gegenwärtigen Volksbräuche. Besonders reich ist die sich an die Wegkruzifixe anknüpfende Traditionswelt. Die Untersuchung der Funktion, die die Kruzifixe im Leben des Volkes gespielt haben, hilft uns nicht nur bei ihrer Interpretation, sondern trägt auch zum besseren Kennenlernen des Weltbildes der Errichter bei.

Die Verehrung der Kruzifixe spielte sowohl im Leben der Einzelperson, als auch in dem der Gemeinschaft eine bedeutende Rolle. Sie wurden von letzterer schon bei der Errichtung als ihr Eigentum betrachtet. Im allgemeinen weihte man sie feierlich, mit einer an Ort und Stelle gehaltenen Messe, einer Predigt und einem sich anschließendem

Gastmahl ein. In der ungarischen Tiefebene erhielt das neugeweihte Kruzifix auch einen Taufpaten und eine Taufpatin, die gemeinsam mit der Familie für seine Pflege verantwortlich waren. Auch die Nachbarn haben sich darum gekümmert, wenn die Familie des Errichters ausgestorben war oder umsiedelte. Früher brachte man meistens sonnabends Blumen zum Kruzifix und zündete am Allerseelentag Kerzen bei ihm an¹⁶⁾. Der Anstandsauffassung des Volkes gemäß gehörte es sich für den Mann, der am Kruzifix vorbeikam, den Hut abzunehmen, für die Frau, sich zu bekreuzigen. Es ist ein im Lande weit verbreiteter Brauch, daß man für die in der Fremde oder an unbekanntem Orte Verstorbene auf dem Postament der Friedhofskruzifixe Kerzen anzündet und manchmal auch ein paar Geldstücke darauflegt.

Die auf den Äckern, neben Feldwegen und an Wegkreuzungen errichteten Kruzifixe schützen die Frucht vor Gewittern, Hagel, Würmern, Vögeln und Dieben. Sie behüten das Dorf und die Reisenden.

Im Komitat Zala verschafft sich der verteufelte, hexenhafte Jäger ein stets treffendes Gewehr, wenn er auf ein Kruzifix schießt.

Die Kruzifixe halten die Bösen und die Krankheiten fern und sind heilbringend. Sie sind Schönheitsbezauberer auch in ihren kleinsten Stücken. Diese heilbringende Funktion äußert sich auf doppelte Weise. An manchen Orten wird dem Kruzifix oder einem seiner Teile magische Wirkung zugeschrieben; so versucht man, sich von seinem Material ein Stück zu verschaffen, um sich damit zu heilen¹⁷⁾. Anderswo gründet der Heilungsprozeß auf der Vorstellung, die Krankheit auf das Kruzifix übertragen zu können: die an Husten leidende Person bindet das eine zeitlang getragene blaue Band darauf; das Hemd des Epileptikers wird um das Friedhofskruzifix gewickelt. Das sogenannte „fieberkranke Kreuz“ hat seinen Namen von den Leiden der Kranken erhalten, die bei ihm Heilung suchten. Über das Kruzifix in Városlöd berichtet die Überlieferung, daß seine eine Seite immer naß ist, und das Wasser aus ihm fließt. Es hat sich zugetragen, daß eine Frau auf der rechten Seite eine ständig nässende Wunde hatte. Nun ließ sie am Dorfeinde ein Kruzifix errichten und wurde gesund. Seitdem gehen die Lungenkranken und solche mit Knochenschmerzen dorthin und beten. Das Kruzifix wurde im Jahre 1905 aufgestellt, so daß der Glaube daran nicht besonders alt ist¹⁸⁾.

¹⁶⁾ Bálint, S. 1938, S. 295.

¹⁷⁾ vgl. Losch, B. 1968.

¹⁸⁾ Bálint, S. 1977, S. 348.

Auch die auf dem Postament aufgestellten Marienstatuen haben eine eigentümliche Rolle gespielt. Heute noch lebt der Brauch, daß man für sie auf Grund eines Gelübdes Kleider näht und sie ankleidet. Es handelt sich meistens um ein aus Leinen genähtes, einfaches Röckchen, das man der Statue um den Hals bindet. Frauen, die vor der Geburt stehen, legen folgendes Gelübde ab: wenn ihr Kind am Leben bleibt, nähen sie ein Kleid für die Marienstatue.

Viele unserer kirchlichen Gnadenstatuen haben durch solche Geschenke der Gläubigen eine ganze Garderobe. Die Ankleidung wird, den Feiertagen entsprechend, im allgemeinen von einer frommen, alten Frau vorgenommen, die „Amme der Maria“ genannt wird. Die Gnadenstatue der Ödenburger St. Michaels-Kirche (Kopie der Gnadenmutter von Mariazell) wurde erstmals im Jahre 1676 angekleidet. Die Stifterin hat aus ihrem mit Gold durchwobenen Brautkleid ein prächtiges Gewand für die Statue gefertigt¹⁹⁾.

Die Ankleidung der Marienstatuen der Wegkruzifixe ist die vereinfachte Variante dieses Brauches, der nicht mehr an kirchliche Feiertage, sondern an Geschehnisse im Leben der Einzelpersonen anknüpft.

Bei Wallfahrten wurden die Kruzifixe gemeinschaftlich aufgesucht. Die Wallfahrer blieben unterwegs vor ihnen stehen und haben dort gebetet und gesungen²⁰⁾. So wurden diese Denkmäler der Frömmigkeit Vorbereiter und organische Bestandteile der Wallfahrten, hervorragende Äußerungen der Andachtsübungen des Volkes. Manchmal wurden die Wallfahrer bei den Wegkruzifixen empfangen. Bei Kruzifixen, die von den Franziskanern gesegnet worden waren, konnte man ebenso einen Ablass gewinnen wie an Wallfahrtsorten.

Die Kreuzwoche (*dies rogationum*), mit der Umschreitung der Fluren ist eine im ganzen Lande bekannte, gemeinschaftliche Äußerung des Volkes. Sie wurde in den verschiedenen Gebieten des Landes zu verschiedenen Zeitpunkten der Osterzeit gehalten. Die Zeremonie gehört zum Gedankenkreis der Karwoche, darum wurde sie meist an diesen Tagen verrichtet. Wir besitzen aber auch Angaben, nach denen die Kruzifixe an den auf den fünften Sonntag nach Ostern folgenden Tagen der Reihe nach aufgesucht wurde. Hier und da hat man die Kruzifixe unter Führung eines Vorbeters aufgesucht, wobei man leise betete. Anderswo ist man singend, unter lautem Lärm, mit Flintenschüssen und mit Fahnen von Kruzifix zu Kruzifix gezogen. An diesen Tagen war es verboten, die Pferde einzuspannen und im Ofen Feuer zu machen.

¹⁹⁾ Bálint, S. o. J. S. 171.

²⁰⁾ Manga, J. 1948.

Der Brauch der Kreuzwoche wurzelt in mittelalterlicher Tradition. Zum Gedächtnis dessen, daß Christus seine Jünger auf den Ölberg hinausgeführt hat, wurden sowohl in den westlichen, als auch in den östlichen Kirche Prozessionen gehalten. Diese hatten – neben der Erinnerung – gewiß auch anbetenden Charakter: man wollte damit den Geist der Behexung von der Saat fernhalten und den Segen des Himmels gewinnen. Daß dieser Brauch im Mittelalter auch bei uns üblich war, beweist das ehemalige Rituale der Diözese Kalocsa²¹⁾. Auch in der jüngsten Vergangenheit war der Brauch vielerorts üblich.

Außer diesen Bräuchen sind verschiedene, durch die mündliche Überlieferung erhalten gebliebene Sagen, Geschichten, Wendungen und Benennungen an die Kruzifixe geknüpft. Der wahre oder der vermeintliche Grund ihrer Errichtung ist sowohl durch die auf ihnen zu lesenden Inschriften als auch durch Sagen für die Nachwelt erhalten. Das in letzterem verborgene Material reicht aber selten in die Zeit von vor über hundert Jahren zurück. Über die an die Kruzifixe anknüpfende Sagentradition können wir zusammenfassend sagen, daß von einem engeren Zusammenhang zwischen Kruzifix und Sage nicht die Rede sein kann. Die Geschichten erweisen sich als Anhängsel der Kruzifixe, sie können überall auftauchen und sich verbreiten. Eine Geschichte hat oft mehrere Varianten und diese können häufig parallel nebeneinander vorkommen. Sie verändern sich mit der Zeit. Neben wirksam umgestalteten Texten kommen auch kurze Formen und Umschreibungen vor. In breiten Kreisen sind nur die allgemeinen Varianten verbreitet, die lediglich das Ereignis bezeichnen, aber keine Erklärung hinzufügen. Die Sagen, die den Ursprung eines Kruzifixes beweisen wollen, üben eine ziemlich geringe Wirkung auf die Bevölkerung des Dorfes aus. Sie zerfallen in Fragmente und leben immer verkürzter, eintöniger weiter, lösen sich auf, und schließlich bleibt der Kern der Tradition in seiner ungefähren Form übrig und alles, was nicht eng mit dem Objekt zusammenhängt, fällt weg. Es ist an der Zeit, die noch in Bruchstücken existierenden Sagen, die über die Kruzifixe irgendeine Information erteilen, zu sammeln.

Die Wegkruzifixe werden vom Volk verschiedenartig benannt. Die vor nicht langer Zeit errichteten Kruzifixe werden oft unter dem Namen des Errichters erwähnt. Manchmal erklären die an sie gebundenen Sagen die Benennungen. Das sogenannte „heidnische Kreuz“ heißt der Tradition nach darum so, weil es nicht geweiht wurde. Die meisten Kruzifixe werden mit der einfachen Benennung „Kreuz“ be-

²¹⁾ Bálint, S. 1938, S. 248.

zeichnet. Die einzigen Relikte der zugrundegegangenen Wegkruzifixe sind oft die mit ihnen im Zusammenhang stehenden Bezeichnungen. Die Feld-, Mark- und Flurnamen, deren eines Glied das Wort „Kreuz“ ist (z. B. Kreuzacker), deuten immer auf ein in der Nähe gestandenes Kruzifix hin. Diese Bezeichnungen haben auch in der lokalen Namensgebung eine bedeutende Rolle gespielt.

Die Tradition der Errichtung der Kruzifixe und die daran anknüpfenden Volksbräuche sind heute fast völlig ausgestorben. In den letzten 30 Jahren wurden in Ungarn wenig neue Wegkreuze errichtet. Wir haben vereinzelte Angaben darüber, daß man an der Stelle eines Auto-unfalls neben der Straße ein Kruzifix errichtet hat. Hier und da werden sie gemeinschaftlich aufgesucht. Selten nur kann man einen Beter vor ihm sehen.

Wir können also sagen, daß die Wegkruzifixe nicht völlig in Vergessenheit geraten sind. Das Motiv der Wegkruzifixe ist in der modernen ungarischen Dichtung und in der heutigen bildenden Kunst bereits beachtet worden, bevor die Wissenschaft auf sie aufmerksam wurde. Es kommt in den Gedichten von Gyula Juhász und Endre Ady, die am Anfang des 20. Jahrhunderts lebten, vor. Auch mehrere bildende Künstler verwenden das Wegkruzifix-Motiv. Es paßt organisch in die Symbolwelt von Béla Kondor. Seine Gemälde „Blech-Christus“ und „Christus am Kreuz“ spiegeln – über die Gestaltung der schöpferischen Qual hinausgehend – die dramatischen Leiden wider, die in den mittelalterlichen Darstellungen zum Ausdruck kommen. Die serbischen Kirchen und die Wegkruzifixe von Szentendre erscheinen auf den Gemälden und Zeichnungen von Piroska Szántó und Lajos Vajda. Das suggestive Bronzekruzifix auf dem Berg in der Nähe von Pécs wurde stellvertretend für ein vernichtetes, altes Steinkruzifix von dem Bildhauer Sándor Rétfalvi geschaffen²²⁾.

Die ungarische Ethnographieforschung tut jetzt die ersten Schritte auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Untersuchung der Weg- und Friedhofskruzifixe. Es ist möglich, daß irgendeine unserer Thesen – zum Beispiel über die Gruppierung der Kruzifixe – eines Tages verfeinert und modifiziert werden kann. Eben darum ist die Ausweitung der Forschung auf bisher noch unbekannte Gebiete sehr wichtig. Wir können einen Fortgang in ihr nur erhoffen, wenn es gelingt, breiteren Kreisen die kulturhistorische, ethnographische und kunstgeschichtliche Bedeutung der Kruzifixe als wertvolle, volkskünstlerische Monumente nahezubringen.

²²⁾ Sümegei, Gy. S. 79–81.; Szilágyi, I. 1972, S. 95–123 und Szilágyi, I. 1976, S. 150–197.

Gleichzeitig wäre auch die ausführliche Untersuchung der Urkunden über einmal vorhanden gewesene Kruzifixe wichtig. Unser mittelalterliches Archivmaterial ist unter diesem Gesichtspunkt noch nicht bearbeitet. Die Lösung dieser Aufgaben ist nur durch die Zusammenarbeit aller am Gegenstand interessierten Personen möglich. Das gleiche gilt auch für die noch vor uns liegende, zusammenfassende Bestandsaufnahme der Kruzifixe und aller Flurdenkmäler.

Literatur

- Bálint, Sándor: *Sacra Hungaria*. Kassa o. J.
- Derselbe, Népünk ünnepei. Die Feste unseres Volkes. Budapest 1938.
- Bálint, Sándor: *Szegedi szótár*. (Das Wörterbuch von Szeged.) II. Budapest 1957.
- Bálint, Sándor: *Ünnepi kalendárium*. (Festkalender.) I. Budapest 1977.
- Csemegi, József: *Középkori kőlámpások Sopron területén*. (Mittelalterliche Lichtsäulen in der Umgebung von Ödenburg.) (Soproni szemle. 1941.)
- Fára, József: *Zalaegerszeg és Göcsej részletes kalauza*. (Ausführlicher Führer Zalaegerszeg und Göcsej.) Budapest 1934.
- Fülep, Lajos: *A magyarországi művészet története*. (Die Geschichte der Kunst in Ungarn.) I. Budapest 1964.
- Gerevich, Tibor: *Magyarország műemléki topográfiája*. (Topographie der Kunstdenkmäler in Ungarn.) Budapest 1948.
- Hauser, Arnold: *Philosophie der Kunstgeschichte*. München 1958.
- Házi, Jenő: *Sopron középkori egyháztörténete*. (Mittelalterliche Kirchengeschichte von Ödenburg.) Sopron 1939.
- Hofer, Tamás – Fél, Edit: *Magyar népművészet*. (Ungarische Volkskunst.) Budapest 1975.
- Jánosi, Gyula: *Barokk hitélet Magyarországon a XVIII. század közepén a jezsuiták működése nyomán*. (Barockes Glaubensleben in Ungarn in der Mitte des 18. Jahrhunderts infolge der Tätigkeit der Jesuiten.) Pannonhalma 1935.
- Losch, Bernhard: *Steinkreuze in Südwestdeutschland* (Volksleben, 19. Band.) Tübingen 1968.
- Malonyay, Dezső: *A magyar nép művészete*. (Die Kunst des ungarischen Volkes.) II. und IV. Band, Budapest 1909.
- Manga, János: *Magyar katolikus népelet képekben*. (Ungarisches katholisches Volksleben in Bildern.) Budapest, 1948.

- Marosi, Ernő: A provincialitás és a népi jelleg fogalmához. (Zum Begriff des Provinzialismus und des volkshaften Charakters.) (A népművészet tegnap és ma. Budapest 1976.)
- Németh, Lajos: A művészetelmélet és a népművészet. (Die Kunsttheorie und die Volkskunst.) (A népművészet tegnap és ma. Budapest 1976.)
- Ratz, Alfred: Forschungen über Sühnekreuze, zur mittelalterlichen Geschichte von Trausdorf und über Leitnamen der Gutkeled. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 57.) Eisenstadt 1975.
- Sebők, Samu: Adatok a fogarasmegyei oláhság néprajzához. (Angaben zur Volkskunde der Walachen im Komitat Fogaras.) (Néprajzi Értesítő IX. 1908.)
- Schmidt, Tibolt: Adalékok a hazai oláhság temető-kultuszához. (Angaben zum Friedhofskult der einheimischen Walachen.) (Néprajzi Értesítő XV. 1914.)
- Sümegi, György: „Valami paraszt faragta“. (Es wurde von einem Bauer geschnitzt.) Forrás, 1978/7–8.
- Szendy, László: 387/ö. Szily János cserkészcsapat göcseji mozgótábora. (Ausflug der Pfadfinderabteilung 387/ö. Szily János in Göcsej.) Szombathely, 1936.
- Szentmihályi, Imre: Göcseji Falumzeum Zalaegerszeg. (Göcsejer Dorf-museum zu Zalaegerszeg), Zalaegerszeg 1968.
- Szilágyi, István: Magyar kálváriák. (Ungarische Kalvarien.) (Építés – Építészettudomány, Band IV. Nr. 1–2.) Budapest 1972.
- Szilágyi, István: A szombathelyi kálvária. (Der Kalvarienberg zu Szombathely.) (Vas megye multjából. Jahrbuch des Archivs zu Szombathely. Szombathely 1976.)
- Tóth, János: Göcsej népi építésze. (Die Baudenkmäler des Volkes in Göcsej.) Budapest 1965.
- Thömmes, Elisabeth: Die Wallfahrten der Ungarn an den Rhein. Aachen 1937.
- Tömörkény, István: Új kereszt. (Das neue Kreuz.) (Gerendás szobákból. Budapest 1904.)

Christbaum-Nachlese

Zu seiner Einführung in Wien

von Helmut Paul Fielhauer

Die Geschichte des Christ- oder Weihnachtsbaumes darf im wesentlichen als bekannt und abgeschlossen betrachtet werden; war er doch ein Liebling der sogenannten Brauchforschung, solange es galt, ihn als gute, alte, deutsche Sitte darzustellen, die irgendwann dem germanischen Weltenbaum entsprossen sei und dazu nützlich war, irgendwie „Gemeinschaft“ zu schaffen. Die dementsprechende Literatur ist fast unübersehbar geworden, zumal sich ihrer der konservative Journalismus bemächtigt hat – nicht selten, um der Konsumwerbung einen Hauch von Weihe zu verleihen. So werden Jahr für Jahr Fakten, Fehler und Phrasen vervielfältigt.

Einer der nützlichsten Beiträge der letzten Zeit kam denn auch bezeichnenderweise von anderer Seite: der Forstgeschichte. Da wurde endlich einmal ein guter Teil der deutschen Waldordnungen und Weistümer auf den winterlichen „Baumbrauch“ gesichtet und mit den sonst bisher bekannten Frühbelegen zusammengestellt. Dadurch hat sich das historische Verbreitungsbild recht gut verdichten und veranschaulichen lassen¹. Aber sogar hier konnte sich der sonst so nüchterne Verfasser

¹) Kurt Mantel: Baum und Holz im weihnachtlichen Brauchtum. Eine kultur- und forstgeschichtliche Untersuchung des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Bräuche. Hannover 1974. Ein angekündigtes Buch des selben Verfassers: Geschichte des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Formen. Eine kultur- und waldgeschichtliche Untersuchung Hannover (Schaper) war mir nicht zugänglich. Ich danke Herrn Dr. Herbert Killian für den Hinweis. Vgl. hierzu die Kritik von Christine Burckhardt-Seebaß im SAVk., 75. Jg., 1979, H 1–2, S. 88 f.

angesichts der nun einmal zeitlichen Begrenztheit der Quellen nicht der unzeitgemäßen Meinung enthalten, daß bei der Entwicklung der „Weihnachtsbaumsitte“ neben dem (bisher nie erwiesenen) „äußeren Zusammenhang“ mit einem „alten Baumkult“ letztlich „auch ein dem deutschen Volkscharakter entsprechender ‚innerer‘ und geistig seelischer Zusammenhang“ mitgewirkt habe, „der auf der engen Verbindung von Mensch und Wald im deutschen Volkstum beruht“².

Bei einigem zeitkritischen Verständnis dafür, daß es Deutschnationalen ein Anliegen gewesen sein mußte, die sozusagen ureigenste Wurzel eines der beliebtesten Bräuche der aufblühenden Verbrauchsgüterindustrie aufzudecken, erübrigt sich heutzutage eine Diskussion über derartige organizistische Äußerungen. Überhaupt dürfte der Christbaum für eine Kulturwissenschaft, die sich an wichtigeren Fragen der Zeit orientiert (auch diese bedürfen der historischen Begründung), kaum mehr besonderes Interesse erwecken – es sei denn als Beispiel für Neuerungen, wie es Hermann Bausinger an einer verwandten Erscheinung (dem Adventkranz) gezeigt hat³. Aber auch er hat an den Schluß seines methodischen Musters die Frage gesetzt, „ob nicht gerade der Hinweis auf die Indikatorfunktion – mit der hier operiert wird – dazu beitrage, die Volkskunde an ihre alten, kanonisierten Gegenstände in all ihrer irrelevanten Harmlosigkeit zu verhaften. Diese Gefahr muß gesehen werden, und der Aufbruch zu anderen, wesentlicheren Problemen ist sicher notwendig. Auf der anderen Seite sollte das alte Feld nicht ganz den wissenschaftlichen Schwärmern überlassen werden, welche die Harmlosigkeit mit mystifizierenden Urnebeln umgeben. Auch jener Bereich, der arbeitsteilig der Volkskunde zugewiesen war, verlangt Auseinandersetzung und Kritik“⁴.

In diesem Sinn wollen auch drei offenbar in Fachkreisen kaum bekannte Nachrichten zur Einführung des Christbaums in Wien verstanden werden, die ich seit dem Kartenentwurf im Österreichischen Volkskunde-Atlas⁵ beiläufig als Nachlese zusammentragen konnte. Es war nicht die Freude, noch ein paar Daten den bekannten

²) ebda: S. 7.

³) Hermann Bausinger: Der Adventskranz. Ein methodisches Beispiel. Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970. S. 9 ff.

⁴) ebda: S. 30, Fußnote 32a.

⁵) Christbaum, Zeit der Einführung. In: Österr. Volkskunde-Atlas. Unter der Patronanz der Österr. Akademie d. Wissenschaften hg. v. Richard Wolfram und Egon Lendl. 2. Lfg., Blatt 28.

hinzufügen zu können, die Anlaß zu diesen Zeilen gab, sondern weil mir ihre Aussage eine gewisse „Kurskorrektur“ notwendig zu machen scheint.

Eines zeigen alle bisher vorliegenden, empirisch überprüfbaren Geschichtszeugnisse zum Christbaum wohl unzweifelhaft: daß er in weiten Teilen Mitteleuropas (von Landschaften darüber hinaus ganz abgesehen) nicht schon etwa seit „Christi Geburt“ besteht, sondern vielfach erst vor gar wenigen Jahrzehnten bekannt wurde. So beginnt auch Richard Wolfram seine Erläuterungen zu obgenannter Karte mit der Vorbemerkung⁶: „Der strahlende Lichterbaum, der heute für unser weihnachtliches Kinder- und Familienfest zu einem Inbegriff wurde, ist in Österreich keineswegs sehr alt. Er kam am Anfang des vorigen Jahrhunderts als deutsche Sitte zu uns und verbreitete sich zunächst in den Städten und gehobenen Kreisen. Auf dem Lande fand er nur schrittweise Eingang...“ Wenig später folgen⁷ die, vor allem von Gustav Gugitz bekanntgemachten Daten für Wien⁸, von denen hier nur die frühesten kurz in Erinnerung gebracht werden sollen:

1814 feiert Baron Arnstein in der noblen Wiener Annagasse das Weihnachtsfest nach „Berliner Sitte“ mit einem Christbaum, an dem Geschenke hängen. Eine Dame singt Lieder vom Kasperl etc. Die Nachricht verdanken wir einem Geheimpolizisten, der offensichtlich unter den Geladenen gewesen sein muß, sonst wüßte er nicht eine ganze Reihe von Einzelheiten; immerhin war es die „grande réunion“ eines Bankiers der Kongreßzeit, die seine Anwesenheit verständlich machen könnte, und keine intime Familienfeier, wenngleich alle „getauften und beschnittenen Anverwandten des Hauses“ anwesend waren⁹.

Für 1816 und 1817 ist überliefert, daß im Schönauer Exil des verlotterten Jérôme Bonaparte – von seinem Bruder zum König von Westfalen eingesetzt und mit Katharina von Württemberg verheiratet – Weihnachtsfeste mit kerzenbesteckten Tannen begangen wurden¹⁰. Zur selben Zeit stand in Wasserburg nahe St. Pölten

⁶) Richard Wolfram: Christbaum und Weihnachtsgrün. In: Österreichischer Volkskunde-Atlas – wie FN 5 – S. 1 (Kommentar).

⁷) ebda: S. 9 ff.

⁸) Weihnachten in Alt-Wien. In: Gustav Gugitz und Emil Karl Blüml: Von Leuten und Zeiten im alten Wien. Wien 1922. S. 368 ff.

⁹) ebenda S. 378 und 438, FN. 16.

¹⁰) ebda: S. 378.

gleichfalls eine solche; auch diese Schloßherrin war eine Reichs-deutsche¹¹.

Als entscheidendes Vorbild betrachtet Wolfram¹² jedoch die Weihnachtsfeier im Hause Erzherzog Karls, der mit Henriette von Nassau verheiratet war. In ihrem Stadtpalais – ebenfalls in der Annagasse – bereiteten sie 1816 einen Christbaum für ihr Töchterchen.

Weitere Nachrichten der Folgezeit nennen bekanntlich neben höchstem Hofadel (u. a. die Fürsten Metternich – wieder aus rheinischem Geschlecht – und Schwarzenberg, sowie den Staatssekretär F. v. Gentz – gleichfalls einem Norddeutschen) gehobenes Bürgertum, vor allem Künstler, die durchwegs Beziehungen zu Deutschland hatten¹³.

Alles scheint dafür zu sprechen, daß es sich beim Christbaum in Wien tatsächlich um etwas Neues zur Kongreßzeit handelte. Soziologisch lassen sich die Innovatoren¹⁴ recht gut bestimmen: Sie sind durch die politische Entwicklung der Zeit in die Reichs- und Residenzhauptstadt Wien zugezogene Nord- und Westdeutsche aus der adeligen und bürgerlichen Oberschicht, demnach auch gewöhnlich Protestanten und Städter. Mag der Baumbrauch als Norm der Festgestaltung in deren Herkunftsgebiet auch „alt“ und „volkstümlich“ gewesen sein – was hier nicht weiter hinterfragt zu werden braucht – dem Zuwanderungsgebiet wird er durch diese mobilen Kreise als modische Neuerung vermittelt, und zwar wiederum der Haute Volee. Ob bei dieser Vorbildsetzung wirklich der Adel – bei aller gesellschaftlicher Vorrangstellung – die Führung einzuräumen ist, oder ob bei dieser Annahme politische Ressentiments mitgewirkt haben, bleibe dahingestellt; es mag einzelnen Volkskundlern Unbehagen bereitet haben, daß gerade eine jüdische Familie den ersten „Arbre de Noël“¹⁵ in Wien eingeführt

¹¹) Wolfram: S. 10.

¹²) ebda: S. 9.

¹³) G u g i t z und W o l f r a m passim.

¹⁴) Zur Innovationsforschung neuerdings Max Matter: Wertsystem und Innovationsverhalten, Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze, durchgeführt im Lötschental/Schweiz. Hohenschäftlarn 1978 (Kulturanthropolog. Studien Bd. 3).

¹⁵) nach G u g i t z: S. 438, FN, mit der offenkundig falschen Jahreszahl 1804 anstatt 1814.

haben soll¹⁶, während Erzherzog Karl immerhin einen Sieg über den Erzfeind Napoleon erfochten hatte. Dennoch bliebe die Priorität des Bürgerlichen nicht ganz unverständlich, wenn man endlich ein wenig die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergründe der Zeit in Rechnung stellte: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts etablierte sich auch in der gegenüber der wirtschaftlichen Entwicklung Westeuropas rückständigen Habsburgermonarchie eine kapitalistische Großbourgeoise, die dem konservativen Spätféudalismus zusehends die kulturellen Leitbilder abnahm (wie nahezu „altväterisch“ gerade Mitglieder des Kaiserhauses – wohl im Sinne des neuerungsfeindlichen Absolutismus – auch im Hinblick auf das Weihnachtsfest blieben, wird zu zeigen sein). Es waren dies keineswegs bloß Juden, wenngleich diese Konfessionsgruppe gewiß durch ihre Umstände über die längste Erfahrung in der Geldwirtschaft verfügte. Hier das Rassische zu sehen, hieße historische Tendenzen verkennen: Neben Arnstein, Sina, Eskeles und Rothschild gab es natürlich genau so etwa die bürgerlichen Schweizer Bankiers Geymüller, die mit ihrem neuen, offenen Kulturstil in Wien dem Adel durchaus *pari* bieten konnten (und so auch zu Urbildern von Raimunds „Verschwender“ wurden). Es sollte übrigens nicht verwundern, wenn sich in den – sofern noch vorhandenen – Rechnungs- und Tagebüchern dieser gegen 1800 aus Basel zugezogenen Familie ein weiterer Christbaumbefug für Wien herauslesen ließe. Entscheidend bleibt jedenfalls für die weitere Verbreitung des Christbaums in Wien und darüber hinaus allem Anschein nach, daß diese „neue Klasse“ aufgrund ihrer damals modernen Wirtschaftsweise überhaupt Innovationen gegenüber viel aufgeschlossener war. Auch die Feststellung Wolframs bestätigt dies, wonach unter den „early adopters“ des Christbaums ein auffallend hoher Prozentsatz von „Fabrikanten“¹⁷ zu finden ist. Auf der anderen Seite eifern diese natürlich wiederum im Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung denjenigen Vorbildern nach, die ihnen die bisherige Elite gab.

Wir wollen das Verbreitungsbild des Christbaums in der Wiener Gesellschaft und ihrem Umkreis, das sich aufgrund der vorhandenen Literatur hat finden lassen, vorerst nur bis hieher nachskizzieren. Es fügt sich recht gut in die Erfahrungen der Diffusionsforschung, und dennoch stellt mein erster Nachtrag diese kleinlandschaftliche Geschichte des Christbaums, die nur an einzelnen Persönlichkeiten orientiert ist, im Grunde genommen wieder völlig in Frage.

¹⁶) Gugitz spricht S. 377 von „vornehmen jüdischen Familien...die mit Norddeutschland Beziehungen unterhielten“, also offenbar von mehreren, ohne weitere Namen oder Quellen zu nennen.

¹⁷) Wolfram: S. 10, FN 11a, und S. 12.

Die Verordnung der Niederösterreichischen Regierung
vom 1. August 1815

Vor allem durch die Forschungen von Gustav Gugitz sind wir über Brauch und Glaube des Josefinismus teilweise besser informiert als über jene irgend eines anderen Zeitalters; aber grundsätzlich und systematisch hat auch Gugitz nur in Einzelbereichen gearbeitet. Hingegen sind etwa die wichtigen, vom Geiste der Aufklärung bestimmten Verordnungen und Gesetze noch kaum in ihrer Gänze als solche gesichtet worden, obwohl ihre Bedeutung für den kulturellen Wandel des „bürgerlichen Jahrhunderts“ immer wieder beteuert wird¹⁸. Aus der gewiß umfangreichen Materie hat schon damals der zuletzt zum kaiserlichen Rat und Referenten ernannte Geistliche und Jurist Johann Schwerdling alle seit Maria Theresia bis weit in die Regierungszeit Franz I. (1826) ergangenen Verordnungen in „geistlichen Sachen (publico ecclesiasticis)“ zu einem administrativen Handbuch für den Klerus zusammengefaßt, das von der historischen Volkskunde hierzulande bisher noch wenig beachtet wurde, wiewohl es eine wahre Fundgrube zu Glaube und Brauch der Zeit darstellt. Im 6. Teil, welcher die Verordnungen der Jahre 1816, 1817 und 1818 enthält, findet sich unter der Abteilung der Rechte und Verbindlichkeiten des Geistlichen unter Paragraph 123 folgender Hinweis:

„Durch Verordnung der Niederösterreichischen Regierung vom 1. August 1815 wurde über das Abstämmeln und Ausgraben der Bäume zum Behuf der Frohnleichnams-Prozessionen, Kirchenfeste, Weihnachtsbäume und dergleichen die genaue Beobachtung der Vorschriften des 21. und 32. § der Waldordnung vom 1. July 1813 empfohlen, übrigens aber die Kon(y)fiskazion der Weihnachtsbäume an den Linien Wiens, unter einem durch die Bankalgefälls-Administration eingeleitet“¹⁹.

Schwerdling hat das niederösterreichische „Verbot des Abstämmelns und Ausgrabens der Bäume zu Feierlichkeiten“ vom 1. August

¹⁸) Einen ersten Ansatz hiezu stellt die von mir angeregte Dissertation von Klaus Gottschall dar: Der Wandel im religiösen Leben Wiens während des Josephinismus. Diss. phil. (masch.schr.) Wien 1974.

¹⁹) Johann Schwerdling: Praktische Anwendung aller vom Antritte der Regierung Sr. kais.königl. apostol. Majestät Franz des I. ... in geistlichen Sachen (publico ecclesiasticis) ergangenen Verordnungen. 6. Theil ... 1815 bis 1819 ... Linz 1819. S. 177 f. Heraushebung von mir; bei „Kon(y)fiskazion“ handelt es sich offenkundig um einen Druckfehler, wie der Vergleich mit dem Original zeigt (s. folgende Fußnote).

1815 weitgehend wörtlich in sein Handbuch übernommen²⁰. Die „Waldordnung für Nieder-Österreich“ von 1813, auf die rückverwiesen wird, verbietet zwar das „Aufstellen der sogenannten Weingärten – Hüter – May – Kirchen – und Desen – Bäume, so wie die Bedeckung der Tanzhütten mit Reisig“²¹, Weihnachtsbäume werden allerdings nicht eigens erwähnt. Es handelt sich also im Grunde hier um eine der schematischen Forstschutzanweisungen, wie wir sie gerade im alpinen Bereich mit seinem Bergbau bis ins Mittelalter zurückverfolgen können. Mit der zunehmenden Industrialisierung ab dem Merkantilismus werden sie wieder besonders aktuell. Wegen des drohenden Holz Mangels wird neben den waldschädigenden Wirtschaftsweisen – etwa in Verbindung mit Eisenhämmern, Glashütten, Pottaschesiedereien, Kalkbrennereien und Ziegelöfen ebenso wie mit der Viehhaltung (Waldweide, Eichelmast) und Brandwirtschaft – besonders seit der Aufklärung auch sozusagen den Baumbräuchen der Kampf angesagt. Landschaftlich konnte man da je nach Gegebenheiten variieren, in Erinnerung rufen und Moden begegnen.

Die niederösterreichische Verordnung von 1815 wurde bereits acht Monate nach der Abfassung des Spitzelberichts aus dem Hause Arnstein kundgemacht. Das ist zweifellos ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Weihnachtsbaum – wie er ausdrücklich genannt wird – zu dieser Zeit in Wien schon eine Beliebtheit erreicht haben mußte, welche die vormärzliche Bürokratie auf den Plan rief: Sie drohte mit der Einziehung der Bäume am Linienwall²² und wohl auch einer entsprechenden Geldbuße. Ein bloß vereinzelt in Wien durch die Geheimpolizei aktenkundig gewordener Christbaum hätte gewiß nicht ein derartiges Vorgehen bewirkt; sollte andererseits die heitere Weihnachtsparty des Berliner Bankiers eine breitere Nachahmung gefunden haben, hätte dies die Behörde erst frühestens Dezember 1815 feststellen können.

²⁰) Wilhelm Gerhard G o u t t a (hg.) Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze. 35. Bd. (Gesetze von 1815). Wien 1817, S. 386, N. 165.

²¹) ders.: 33. Bd. (Gesetze 1813). Wien 1816. S. 452 ff., N. 140.

²²) Der Linienwall war eine nach 1700 aus den bitteren Erfahrungen der 2. Türkenbelagerung Wiens 1683 entstandene Verteidigungsanlage um die vor der Stadtmauer gelegenen „Vorstädte“ (heutige Bezirke 3–9). Strategisch hatte sie keine Bedeutung mehr, diente jedoch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Einhebung von Konsumsteuern; s. Felix Czeike Das große Gröner Wien Lexikon. Wien 1974. S. 625.

Man wird vielleicht für Wien doch etwas anderes stärker in Erwägung ziehen müssen, als dies Wolfram in seinem Kommentar getan hat, nämlich das Nikolausbäumchen²³. Dabei ist es hier schon 1782 als „grüner Baum, mit brennenden Kerzchen bestekket, auf welchem etwelche Pfunde candirtes Zuckerbacht glänzen“²⁴, bezeugt, und es bleibt bis ins Biedermeier bekannt. Dieses Nikolausbäumchen hatte zudem ja eine beachtliche geographische Verbreitung, und zwar nicht nur in der westlichen Nachbarschaft²⁵, sondern auch in Österreich selbst: Wolfgang Rusch hat mir freundlichst mitgeteilt, daß für Vorarlberg um 1900 mehrere Zeitungsnotizen und Gemeindeverordnungen dessen Schlägerung untersagen. Dazwischen klaffen allerdings Lücken, wo teilweise die Bercht ältere Gabebringerin gewesen sein mag, oder einfach die Nachrichten fehlen. Inwieweit aber auch historisch Nikolauskehr, Nikolausspiel²⁶ und Nikolausbäumchen in Beziehung stehen, läßt sich im Augenblick noch genausowenig ermessen, wie das Verhältnis des letzteren zum Christbaum und damit etwa zum Christkindl-Spielen am Ostsaum Österreichs²⁷.

²³) Wolfram: S. 31 f.

²⁴) Gugitz: S. 376 f. nach Hägar: Ein ächter Beitrag zur Schilderung Wiens...1782.

²⁵) Wolfram: S. 32.

²⁶) Leopold Schmidt Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962. S. 301 f. u. 317.

²⁷) Mir scheint der Hinweis auf eine gewisse Parallelität nicht uninteressant zu sein, weil damit vielleicht manche Frage zur Verbreitung des Christbaums in Österreich verständlicher werden konnte, vor allem jene Altverbreitung des Christbaums in Ostösterreich, die auch Wolfram nur zögernd mit den Hauptstädten in Verbindung bringt (S. 7). Die historische Nord-Süd-Verteilung von Christ- und Nikolausbaum hat eine Entsprechung in der Lagerung von Advent- und Nikolausspiel. Der Protestantismus wurde gelegentlich als „Tannenbaum-Religion“ verhöhnt (Mantel: S. 7), aber auch die Adventspiele sollen in ihrer Herkunft zunächst eher dem Protestantismus zuzuschreiben sein. Beide scheinen etwa im 17. und 18. Jhdt. zu expandieren begonnen zu haben, so daß eine gewisse gemeinsame Vermittlung denkbar wäre. In den beharrsam Ostalpenraum konnten Christkindspiel und Christbaum offenbar nicht eindringen, weil hier die habsburgische Rekatholisierung mit mächtigem Nachdruck an die mittelalterliche Heiligenverehrung und somit auch an den älteren Nikolausbrauch anknüpfen konnte. Aber diese Advent-Christkind-Spiele konnten, sei es von Südwestdeutschland über den Donaubogen oder von Ostmitteleuropa über Böhmen, Mähren und Oberungarn nun schon von Katholiken und Protestanten in den von türkischer Besetzung freigekämpften Südosten vermittelt werden. Hierbei konnten sie den je

Für Wien jedenfalls war das Lichterbäumchen an sich, zunächst schon in der Form, aber auch in seiner Funktion als winterliches Festzeichen und -geschenk (zumindest in Bürgerfamilien) im Kongreßjahr 1814 nichts Neues mehr. Modisch neu war im hiesigen Adel und der Bourgeoisie offenbar bloß der Termin; zu seiner Verschiebung scheint es unter dem Einfluß der deutschen Zuzügler gekommen zu sein. Sie kamen ja schon früher in größerer Zahl, sei es als Flüchtlinge, aber auch als Unternehmer, Künstler, Beamte und dergleichen, die von Wien und seinem Hof etwa schon seit Josef II. häufiger angezogen wurden. Der durch Kriegs- und Verwaltungsdienste längst international gewordene Adel trug durch die Heiraten das Seinige bei.

Und die Wiener, die etwas auf sich halten konnten, zogen offenbar mit ihrer städtischen und übernationalen, durch die Zeitumstände noch erhöhten Kulturoffenheit bei dieser Christbaum-Mode rascher mit, als es den josefinisch kalkulierenden Ökonomen recht war. In der neuen, bürgerlichen Kleinfamilie konnte sich aber auch unter dem aufgezwungenen Lebensstil des Biedermeier die Wende der Christbaumfeier zur häuslichen Idylle vollziehen.

Allzu wirksam scheint das spätjosefinische Verbot nicht gewesen zu sein. 1821 schreibt der wiederum aus Norddeutschland gebürtige Hofschauspieler Anschütz in sein Tagebuch, er habe sich selbst ein Christbäumchen aus dem Wienerwald holen müssen, da er in Wien keines habe auftreiben können. Ein Jahr danach habe man zufolge seiner Anregung förmlich ganze Waldungen nach Wien geschleppt; hier hat sich Anschütz zweifellos überschätzt. Wichtiger mag dafür der Hinweis sein, daß sich nun „alle Spielwarenhändler und Kaufleute ... für die neuen Marktbedürfnisse“ einzurichten begannen²⁸. Das ist ein

nach Herkunftsgebiet der Kolonisten vielleicht schon bekannten Weihnachtsbaum (aber auch verschiedene Sonderformen) mit sich führen. Es sei daran erinnert, daß etwa das Wiener Becken im 18. Jhd. etwa fast zur Gänze von „Schwaben“ nachbesiedelt wurde. Dies ist aber zugleich ein Hauptverbreitungsgebiet von Christkindspielen gewesen, wie ich im Zuge meiner bisher unveröffentlichten Maskenstudien in Niederösterreich sehen konnte. Zumindest nach der Erinnerung älterer Gewährleute hat das dargestellte Christkind gewöhnlich auch einen Gabenbaum gebracht. Man mag einwenden, daß das Wiener Einfluß des 19. Jhdts. sei, doch ist eine unabhängige Entwicklung des Christbaums in diesem Raum etwa in der 2. Hälfte des 18. Jhdts. genauso wenig von der Hand zu weisen. Hier ist ja dafür auch die Nikolauseinkehr meist erst jüngsten Datums.

²⁸) G u g i t z: S. 379.

Zur Kapitalisierung der weihnachtlichen Warenproduktion s. Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt 1974. S. 236 ff.

offenkundiger Fingerzeig dahin, daß Weihnachten nun immer mehr zum Konsumfest neigte und im Wechselverhältnis zur Industrialisierung der Verbrauchsgütererzeugung einen dementsprechenden Siegeszug antrat.

Aber der Christbaum fand keineswegs ungeteilte Anerkennung, sosehr die Literatur den Eindruck erwecken mag.

Die Tagebucheintragung Erzherzog Johannis zum 24. Dezember 1823

Überlegungen, warum der romantische Glaube, demzufolge die von der Natur bestimmte Wesensart einer idealen Volksgemeinschaft eine dementsprechende Kultur letztlich über die Geschichte hinaus vermittelt, gerade der Brauchforschung sosehr den Blick für die gesellschaftliche Wirklichkeit verstellt hat, würden diesen Rahmen überschreiten. Die spätere – und heute noch vielfach verwendete Definition, daß Brauch etwas sei, das von einer „Gemeinschaft“ als richtig und verpflichtend betrachtet werde, scheint für die Brauchforscher selbst zu gelten: Kaum wurde jemals ein Brauch in Frage gestellt, und somit der grundlegende Fachbereich gesellschaftlicher Normen wie kaum ein anderer ideologisiert. Besonders jene Bräuche, die durch den Widerspruch von Wunsch und Wirklichkeit auf- und anfällig sind; denn mit dem Glauben an die Geburt eines Messias – zum konkreten Beispiel – wurde ein ideales Menschenbild ritualisiert, das der bestehenden Ordnung menschlicher Beziehungen noch immer schmerzlich widerspricht.

Ein „Unbehagen an Weihnachten“ und seinen Erscheinungsformen wie -normen²⁹⁾ wurde nicht erst heute von einer vielleicht allzu jungen Forschergeneration geäußert, sondern schon früher oft genug; nur läßt sich nicht ganz der Verdacht von der Hand weisen, daß es die „Christbaum-Forschung“ nicht recht wahrhaben wollte, wenn man bedenkt, mit welcher Akribie positive Funde vermerkt wurden. Oder ist es tatsächlich nur dem bedauerlichen Schicksal der Tagebücher jenes Mannes zuzuschreiben, den österreichische Volkskundler immer wieder als ihren Stammvater preisen – nämlich Erzherzog Johann – daß die im Folgenden zitierte Eintragung kaum bekannt sein dürfte? Selbst Viktor (von) Geramb, einst Archivar der Familie und

²⁹⁾ Unbehagen an Weihnachten? Katalog der Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen 1974.

dementsprechender Kenner des Nachlasses erwähnt sie nicht in seinem Buch „Ein Leben für die anderen“³⁰, es erhebt allerdings keineswegs den Anspruch, diese Quellen auch nur halbwegs volkskundlich ausgeschöpft zu haben.

Jedenfalls hat 1973 der Wiener Kunstkritiker Erwin Melchart auszugsweise die Tagebuchaufzeichnung Erzherzog Johanns vom 24. Dezember 1823 einer breiten Zeitungsleserschaft bekannt gemacht, hierbei die beschriebene Weihnachtsfeier jedoch fälschlich als erste „offizielle“ in Wien bezeichnet³¹. Der freundschaftlichen Auskunft zufolge nannte er als Quelle einen Aufsatz Walter Koschatzky, des verdienten Direktors der Wiener Graphiksammlung Albertina. Dieser stieß auf die Tagebuchstelle im Zuge seiner Studien über die Geschichte des Hauses. Der bereits eingangs genannte Erzherzog Karl hatte dieses Palais 1822 nach dem Tode seines Onkels, des kunstsinnigen Herzog Albert von Sachsen-Teschen, geerbt und beachtlichen Umbauten unterzogen³².

Die Weihnachtsfeiern mit Christbaum wurden in der Familie Karls offenbar seit 1816 weitergeführt, denn 1823 lud er die kaiserliche Familie – unter anderen eben auch seinen Bruder Johann, der die Winterzeit wegen militärischer Obliegenheiten damals gewöhnlich in Wien verbrachte³³ – zu einer solchen in die gerade renovierten Räume der „Albertina“.

Es sei hier gestattet, nicht nur die unmittelbare Erwähnung des „Graßbaums“ (Reisig-) mit Kerzen und Zuckerwerk zu zitieren, sondern eine größere Passage, weil sie so recht die ablehnende Haltung des Habsburgers verständlich macht und ihn zugleich wie nur selten andere Zeugnisse charakterisiert:

„...Abends ging ich mit Bruder Ludwig zu Bruder Carl. Da es Heiliger Abend ist, so waren alle Kinder vereinigt und was von uns da ist, versammelt.

³⁰) Viktor G e r a m b, Ein Leben für die Anderen. Erzherzog Johann und die Steiermark. Aus dem nachgelassenen Ms. hg. v. Oskar Müllern. Wien 1959.

³¹) Walter K o s c h a t z k y, Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann von Österreich. In: Albertina-Studien 1965, N. 3, S. 154 ff., laut FN 1 nach einer Abschrift Netoliczka aus: Steirische Berichte. Graz 1958, N. 6, S. 1. Ders. und Alice Strobl, Die Albertina in Wien. Salzburg 1969. Ich danke Herrn Hofrat Koschatzky für die freundl. Mitteilungen. Übrigens hat er auch die Erinnerungen des Malers Rudolf v. A l t an seinen ersten Wiener Christbaum 1817 in seinem Buch „Rudolf von Alt“ (Salzburg 1975, S. 26 f.) wiedergegeben.

³³) Viktor T h e i s s, Erzherzog Johann, der steirische Prinz. Graz 1950. S. 62.

Obleich ich einige Freude hatte, alle die Kleinen, welche die Hoffnungen des Hauses ausmachen, zu sehen, so verstimmt mich gleich die große Hitze durch die vielen Lichter. In früherer Zeit, als ich klein war, gab es ein Kripperl, welches beleuchtet war, dabei Zuckerwerk – sonst aber nichts. Nun ist kein Kripperl mehr! Wir sahen einen Graßbaum mit vielem Zuckerwerk und Lichteln und ein ganzes Zimmer voll Spielereien aller Art und wahrlich manches sehr Schönes und Vieles, welches in wenigen Wochen zerschlagen, zertreten, verschleppt sein wird und welches gewiß tausend Gulden gekostet. So war das Bett für die Puppen allein, welches 400 fl. Münze soll gekostet haben. Dies verstimmte mich noch mehr. Zudem war dies in einem Zimmer, wo ich früher bei meinem Oheim so oft gespeiset, der mein Wohltäter gewesen. Mir kam mehr Lust zum Beten als zur Freude; ich dachte an ihn. Endlich als wir in das Zimmer meiner Schwägerin gingen und ich Zimmer an Zimmer durchging, keinen Fleck im Hause mehr fand, wie ich es gekannt, alles von einer Pracht mit einem solchen Aufwand gemacht sah, da wurde es mir fremd, ich fand mich so einsam und keinen frohen Blick konnte ich mehr machen. Ich dachte, der alte Herr hat so viel verwendet, nichts stehet mehr davon. Izt ist alles umgekehrt, verändert und unendliches Geld ausgegeben. Wieviel ist da von so kurzer Dauer, der Mode unterliegend. So schön, so ausgesucht, daß ich nicht wußte, wo mich hinzustellen noch mich hinzusetzen. Es stand vor mir das Elend meiner Kinder im Gebirge, wo manches kaum mehr einen guten Rock hat. Da zog es mir das Herz zusammen. Gott, hätte ich das Geld, was da steckt! Wieviel Tränen getrocknet, wieviel Mißmutige wieder aufgerichtet, wieviele wieder meinem guten Kaiser gewonnen! Doch still davon, solche Gefühle sind der Hauptstadt fremd. Ich habe sie in meinen Bergen gefunden, mit diesen bin ich dem hiesigen Leben fremd geworden. Ach, mein Brandhof mit seinen glatten Zimmern und Wänden ist auch warm, ist auch rein, ist auch schön und wer vorbeigeht siehet ihn dort gerne an. Hätte ich noch so ein großes Einkommen, ich würde diesen doch nicht anders bauen. Es sind gar so viele, die brauchen und jetzt ist es nicht an der Zeit zu solchem großen Aufwand. Die Menschheit will Hilfe und dies muß man nicht höhnen, dadurch, daß man soviel baut...“

Eine neue Einschätzung Erzherzog Johanns in der österreichischen Volkskunde wäre längst fällig. Er würde gewiß nicht an Geltung und Anerkennung verlieren, ja sein Bild würde jenseits der kulturpolitischen Vereinnahmung glaubwürdiger werden, wenn man all die gesellschaftlichen Widersprüche seiner Zeit aufzeigte, die sich in seiner Stellung besonders vereinigten. Hier spreche bloß sein Tagebuch für sich selbst: Er sieht als einer der Ersten, wie sich das teure Geschenk als Ware und raschlebiges Konsumgut sich dauernd verfeinernder Bedürfnisse zwischen die menschlichen Beziehungen drängt und denkt dabei an das Elend der Gebirgsbewohner, das er jedoch in hilflosem Mitleid durch die Almosen des Herrschenden und nicht durch Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen lindern zu können glaubt. (Schließlich hat er sich mit seinem Erbteil des Onkels Albert in die Eisenindustrie eingekauft, wobei ihm zugute gehalten wird, daß er

sie wieder einmal in die Höhe zu bringen gedachte.) Man wird das alles dialektisch sehen müssen und nicht heroisierend.

Seine Vorliebe für das „Kripperl“ mag übrigens den Romantiker täuschen: Hier offenbart sich nicht Johanns Volkstümlichkeit, sondern sein Bekenntnis zur habsburgischen pietas austriaca, die da – nach italienischer Sitte³⁴ – von der jesuitischen Gegenreformation geprägt ist und ganz im Herrschaftsinteresse der nachrevolutionären Reaktion steht, um Gottes willen nichts zu verändern. Freilich ist diese Frömmigkeit schon vom Geist Rousseaus überformt, wie von dort auch die Stadtfeindlichkeit und Luxuskritik am Adel herrühren.

Es genüge, dem allgemein zustimmenden Ton der Weihnachtsliteratur entgegenzuhalten, daß schon sehr früh gegenüber dem Christbaum und den ihn umgebenden Aufwand Bedenken geäußert wurden, und zwar von keinem Geringeren als einem der Anreger österreichischer Volkskunde selbst. Das wird man angesichts der damals anhebenden – hochkapitalistischen – Entwicklung des Weihnachtsfestes zu seinen widerwärtigen Gegenwartsformen gewiß besonders hoch bewerten müssen.

Adelheid Popp, „Jugend einer Arbeiterin“

Für die weitere Verbreitung des Christbaums bewährt sich nach wie vor das Diffusionsmodell: Nach Gugitz erreicht er in Wien gegen 1850 den breiten Mittelstand, jedoch noch nicht die Unterschichten³⁵. Mit solchen Feststellungen bricht die Christbaumgeschichte gewöhnlich ab. Für die gesamtösterreichische Verbreitungskarte mußte Wolfram natürlich doch noch einen Schritt weitergehen. Er stellte fest, daß Bauern nachweislich am wenigsten zur Vermittlung beitrugen³⁶, was wiederum nur erhärtet, daß gewisse Schichten aufgrund ihrer wirtschaftlichen Lage am wenigsten innovativ tätig werden können³⁷. Abgesehen davon wäre natürlich wieder nach dem Verhältnis von Mode und Brauch zu fragen, und was denn dann das „Volk“ überhaupt sei. Geantwortet wird darauf mit einer Art Funktionsäquivalent³⁸,

³⁴) Gugitz: S. 371.

³⁵) Gugitz: S. 380–382.

³⁶) Wolfram: S. 12.

³⁷) Matter: S. 8.

³⁸) Hermann Bausinger, Volkskunde. Darmstadt o. J. S. 224 ff.

indem man auf zeitlich schwer festlegbare, aber scheinbar doch „bodenständige“ „Altformen“, „Sonderheiten“ und allzeit weltweite Archetypen verweist, in die sie sich das Neue sozusagen wesensmäßig einfüge.

Soziologisch wird dabei in der romantischen Volkstumsideologie eine ganze neue Gesellschaftsschicht nicht zur Kenntnis genommen, nämlich der Industriearbeiter; dabei ist er es, der ab dem 19. Jahrhundert in der Nachfolge von Bauer und Handwerker unsere Grundbedürfnisse erfüllt und somit zum eigentlichen Träger der Gesellschaft wird. Nur zögernd und hilflos lernt man auch in Österreich einsehen, daß er genauso „Kultur“ besitzt, aber die meisten Ansätze zur „Arbeitervolkskunde“ sind hilflos, peinlich, oder gar verlogen; man kann und muß sich hier eine ausführlichere Kritik ersparen, weil sie schon treffender formuliert wurde³⁹. Letztlich geht es etwa seit W. H. Riehl darum, den Arbeiter wieder in die „Volksgemeinschaft“ einzugliedern, aus der er gekommen sei; oder zu beweisen, daß er ohnedies Anteil daran hat, sei es in Relikten oder Ansätzen. Ein Beispiel der letzten Jahre möge unser Thema wieder fortführen:

„Auch die Arbeiter in den Fabriken entwickeln echtes Brauchtum. Wir dürfen bei der Nennung dieses Standes nicht an die amorphe Gruppe von entwurzelten Großstadtmenschen denken. Wohl gibt es Arbeiter, vor allem Hilfsarbeiter, die ihren Arbeitsplatz häufig wechseln und wenig Bindung zum Werk und Werkstück, das sie selbst herstellen, besitzen. Von denen, die gar keine Bindung zu ihrem Betrieb haben, wird man keine Anstrengung oder Bereitschaft zur Pflege von Traditionen erwarten können. Das Weihnachtsfest bedeutet für sie allenfalls Bescherung, materielles Geschenk“⁴⁰. ... „Dann gibt es... Arbeiter vom ‚Land‘, die in der ersten Generation in der Stadt leben und in einer Fabrik arbeiten, die möglichst wenig mit ihrer Vergangenheit zu tun haben wollen, vielmehr dem alten Zwang entfliehen, die Kirchen meiden, sich sehr städtisch und modern geben – und nur allmählich in die Gemeinschaft einfügen“⁴¹.

³⁹) Utz Jeggle, Wertbedingungen in der Volkskunde. In: Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970. S. 24 f. (Untersuchungen d. L.-Umland-Instituts der Univ. Tübingen, 27. Bd.).

⁴⁰) Helene Grönn: Der heilige Abend in der Fabrik. In: Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt, hg. v. Klaus Beitzl. Wien 1972. S. 272 (Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 2).

⁴¹) Helene Grönn, Brauchtum der Fabrikarbeiter. Beobachtungen in der VÖEST-Alpine Ag. Wien 1974. S. 189 (Mitt. d. Instituts für Gegenwartsvolkskunde N. 2 = SA a. d. Anzeiger d. phil.-hist. Klasse d. Österr. Akademie d. Wiss., 111. Jg. 1974, So. 7).

Damit soll darauf hingewiesen werden, daß es auch einen „heiligen Abend in der Fabrik“ gibt, aber sein ideologischer Mißbrauch⁴² wird gewöhnlich von den Volkskundlern nicht durchschaut. „Gemeinschaft“ bedeutet auch bei den Weihnachtsfeiern – bis in unser gehobenes Beamtenmilieu – etwa: Entmündigung des Einzelnen und Unterordnung unter den Willen dessen, der zu bestimmen hat. Vermag man diesem Gedanken nicht zu folgen, bleibt doch die Feststellung verdächtig genug, daß es „den Arbeitern anfangs gar nicht recht (war), sie wollten unter sich bleiben“, als der Generaldirektor eines Stahlwerkes von ihren eigenen kleinen Weihnachtsfeiern mit Christbäumchen zwischen zwei Arbeitsgängen erfuhr und sich mit kleinen Geschenken einstellte. „Doch gewöhnten sie sich daran, weil der Gedanke, die Werksleitung möchte mit den Arbeitenden in dieser Nacht ihre Verbundenheit besonders zum Ausdruck bringen, doch von allen Seiten anerkannt wurde“; dieser Feststellung einer Direktorsgattin⁴³ muß denn doch die freilich schon zwei Menschenalter frühere Bemerkung einer Arbeiterin selbst gegenübergestellt werden, welche die schäbige Doppelmoral des Unternehmertums – auch verstaatlichter Betriebe, welche die Entfremdung genauso wenig beseitigen konnten – schon vor einem Jahrhundert anläßlich einer karitativen Betriebsweihnachtsfeier (einer besonders ideologieverdächtige Variante) durchschaut hatte; Man kann natürlich auch aus dieser Erinnerung bloß die „große mächtige Tanne“ als Frühbeleg im proletarischen Leben herauslesen:

„Als ich schon in die Schule ging, wurde von einem reichen Mann, der eine große Fabrik besaß, in der viele Hunderte Männer und Frauen arbeiteten, für die armen Schulkinder eine Weihnachtsbescherung veranstaltet. Auch ich gehörte zu den Glücklichen, die mit Naschwerk und wollenen Kleidungsstücken beschenkt wurden. Die mächtige Tanne gab mehr Licht, als ich je gesehen hatte, und der Festschmaus, der uns gegeben wurde, brachte uns alle in glückselige Stimmung. Wie dankbar war ich dem guten, reichen Mann, der so ein mildtätiges Herz für die Armen hatte. Als später meine verwitwete Mutter in seiner Fabrik für drei Gulden Wochenlohn täglich 12 Stunden arbeiten mußte, konnte ich noch nicht beurteilen, daß darin die Quelle für seine ‚Großmut‘ gelegen war“⁴⁴.

Wir wollen es hier beim Denkanstoß bewenden lassen, wie problematisch es doch eigentlich ist, bei der Suche nach „Überliefe-

⁴²) „Unbehagen“ (Katalog): (S. 5).

⁴³) Gr ü n n, Hl. Abend. S. 273.

⁴⁴) Adelheid P o p p, Jugend einer Arbeiterin. Hg. u. eingel. v. Hans J. Schütz. Berlin 1977. S. 26 f. (Neudruck von „Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ und „Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren“, 1909 u. 1915).

rungs- und Gemeinschafts“-Gütern einfach deren gesellschaftliche Bedingungen nicht zur Kenntnis zu nehmen. Wird eine solche Wissenschaft ob ihres Wirklichkeitsverständnisses nicht unglaublich?

Dieselbe Adelheid Dworschak, 1869 am Stadtrand Wiens in Inzersdorf als 15. Kind einer aus Böhmen zugewanderten Weberfamilie geboren, mit zehn Jahren Hilfsarbeiterin und nach einem leidvollen Lernprozeß als verehelichte Popp zu einer Mitbegründerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung geworden, hat in ihren autobiographischen Schriften diese frühe Fabrikweihnacht nicht nur sozusagen en passant erwähnt, sondern sie erinnert sich auch sehr genau an den ersten Christbaum, der 1873 bei ihr zu Hause stand. Um diese Zeit hat er also die soziale und räumliche Peripherie Wiens erreicht; aber wie waren da nun die Umstände im Proletariat?

„Ein Weihnachtsabend, an dem ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses eine Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld bringen. Es wurde 6 Uhr, dann 7 und endlich 8 Uhr, der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Wir mußten die guten Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse, allein ohne den Vater essen, worauf ich zu Bette gehen mußte, ohne daß die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu mißgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden. Ich lag schlaflos in meinem Bette; ich hatte mich so auf das Christkind gefreut, und nun war es ausgeblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen, er wurde nicht freundlich empfangen, und es kam wieder zu einer heftigen Szene. Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte, dann war er unterwegs in ein Gasthaus gegangen. Er hatte fast zwei Stunden zu gehen und wollte sich einmal erwärmen. Er war dann länger sitzen geblieben, als er zuerst gewollt und kam angetrunken nach Hause. Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern – und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug. – Zu schreien wagte ich nicht, ich weinte nur, weinte, bis ich einschlief“⁴⁵.

Mit dem säuberlichen Heraussezieren der „traditionellen“ Dinge wie Geschenk (natürlich Puppengeschirr für das Mädchen!), Christbaumschmuck und Fastenspeisen wird man dieser Erinnerung genauso wenig gerecht wie mit einem bedauernden Achselzucken gutbürgerlicher Überheblichkeit. Es kommt Adelheid Popp nicht auf eine

⁴⁵) Popp, S. 26.

detaillierte Schilderung ihrer Jugend an. Sie bemüht sich, wesentliche Ereignisse auszuwählen, die ihren Entwicklungsgang deutlich machen; nach eigenen Worten ist die „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ nicht das Lebensschicksal einer einzelnen Arbeiterin, sondern zugleich „das von Hunderttausenden“⁴⁶. Vielmehr müßte man nun die Bedingungen aufzeigen, wie es zu solchen Christbaum-Szenen kommen konnte. Das muß hier allen selber überlassen bleiben, die weiterhin „Arbeitervolkskunde“ betreiben wollen; ihnen seien aber für's erste derartige Arbeiterbiographien unter den Gabenbaum gelegt, bevor sie aus ihrer Sicht „Gemeinschaft“ und „Überlieferung“ zu suchen sich aufmachen.

Aber noch einmal entsinnt sich Adelheid Popp viel später, schon in vollem gesellschaftspolitischen Bewußtsein, ihres ersten eigenen Weihnachtsbaumes: Nun hat sie es „zu etwas gebracht“ – mancher möge vielleicht sagen, sie hat ihre Geborgenheit in der „Sitte“ gefunden, oder sie ist einfach „verbürgerlicht“. Aber nein, für sie ist es nun nicht mehr der Christbaum an sich, der ihr in der Erinnerung einen neuen Lebensabschnitt markiert, sondern er wird zum Sinnbild, dessen Bild-Sinn in Frage gestellt wird. Mag sich niemand am Pathos der Zeit stoßen, in dem sie als Frau elender Herkunft ihre politische Überzeugung zum „neuen Messias“ macht und diesen unbekümmert mit dem der Volkskunde gar wohl vertrauten, Gaben bringenden „Goldenen Schweinchen“ in Beziehung setzt. Schließlich hat man damals auch Georg Ritter von Schönerer als dem Gründer der Alldeutschen Partei zum neuen heiligen Georg gemacht: Und gerade bei seinen Nachfolgern hat der Weihnachtsbaum seinen eigenen, recht hohen Stellenwert erhalten, nämlich sozusagen als angeblich durch Wissenschaft legitimiertes „arisches Leitbild“⁴⁷. Freilich, für mich persönlich bedeutet dieser Vergleich an sich schon, Adelheid Popp zutiefst unrecht tun.

⁴⁶) Popp, S. 21 u. S. 11.

⁴⁷) Ich verweise hier auf eine entsprechende volkskundliche Bildquelle aus dem bisher kaum angegangenen Bereich der politischen Ikonographie: John Heartfield, einer der engagiertesten deutschen Künstler des Dadaismus, schuf 1934 für die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung eine satirische Fotomontage, auf der die Zweige eines Weihnachtsbaumes und sein Gestell zu Hakenkreuzen geformt sind. Dazu der Text: „O Tannenbaum im deutschen Raum, wie krumm sind deine Äste. Dem christlichen Tannenbaum wird laut Erlaß des Reichsernährungsministers Darré ab Weihnachten 1934 als artfremdem Eindringling auf deutschem Boden die Fortpflanzung verboten. Erlaubt ist künftighin nur noch der in Walhall gezüchtete braune ‚Einheitstannenbaum DRGM‘“. Nach Eckhard Siepmann, Montage: John Heartfield. Vom Club Dada zur Arbeiter-Illustrierten-Zeitung, Dokumente – Analysen – Berichte. Berlin 1977. S. 254.

„Der erste Christbaum.

Das Weihnachtsfest ist auch für die ärmsten Kinder ein Tag der Sehnsucht und der Wünsche! Leider gehen sie nicht in Erfüllung oder doch in einer Weise, durch die eine reine Freude nicht aufkommen kann. Auch bei uns gab es Weihnachtsgeschenke. Aber für Menschen, die immer arbeiten und sich plagen, ist das Empfangen von Wohltaten für ihre Kinder ein drückendes und auch erbitterndes Gefühl. Die von wohlthätigen Damenhänden erzeugten Pulswärmer und Wollsachen können zwar vor Kälte schützen, aber sie erzeugen keine innerliche Wärme. Daher hatte ich auch erst dann die ersten reinen und unverfälschten Weihnachtsfreuden, als ich sie mir von dem selbstverdienten Lohne bereiten konnte. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich mir den ersten Weihnachtsbaum anzündete, aber ich freute mich, als wäre ich noch ein Kind. Wochenlang kaufte ich an jedem Sonnabend für den Weihnachtsbaum ein. Silber, Gold, buntes Papier, Nüsse, Zuckerwaren. Mit seligen Gefühlen trug ich ‚meinen Weihnachtsbaum‘ nach Hause, und mit reiner Freude schmückte ich ihn! Die goldenen Schweinchen waren zwar noch immer nicht erschienen, aber die Arbeit hatte mir Gelegenheit gegeben, teilzunehmen an den Freuden, von welchen ich bis dahin ausgeschlossen war.

Erst als ich mit dem Sozialismus vertraut wurde, erkannte ich, daß ein paar vergoldete Nüsse am Weihnachtsbaum und die paar Kleidungsstücke, die man seinen Lieben nach wochenlangem Darben kaufen kann, noch nicht die Erlösung bedeuten. Ich lernte begreifen, daß der Messias, der vor neunzehn Jahrhunderten gekommen sein soll, noch nicht Glück und Erlösung für alle gebracht hat. Aber gleich vielen tausenden Schicksalsgenossen lernte ich auf einen neuen Messias vertrauen und hoffen, auf einen Erlöser, der nicht in Menschengestalt ans Kreuz geschlagen werden kann. Ich lernte auf den Erlöser hoffen, der in den Köpfen und Herzen von Millionen wohnt, der sich aus dem Innersten der Menschen heraus die Welt erobert, um sie so umzugestalten, daß sie dem Glück aller dient. Dieser Erlöser zaubert nicht verheißungsvolle goldene Schweinchen um mitternächtige Stunde an die Wände, aber es gibt den Menschen die Kraft, über die Macht des Goldes zu siegen und die Bahn frei zu machen für die Freuden aller.“⁴⁸

⁴⁸) P o p p, S. 119 f.

Anmerkungen zu „AREPO“

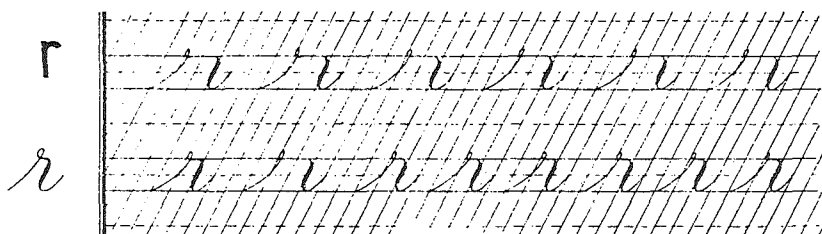
Von Felix Karlinger

In seiner gescheiterten und mit Akribie ausgeführten Studie hat Joseph Massenkeil¹⁾ gezeigt, daß in der viel diskutierten und analysierten Sator-Arepo-Zauberformel das zweite Wort am schwersten zu lösen ist und fraglos eine gewisse Schlüsselbedeutung besitzt. Die folgenden Zeilen können nichts zur Lösung der Frage beitragen, es handelt sich dabei lediglich um zwei Beobachtungen aus dem Volksbrauch und aus der Belletristik der Romania.

Bei der Materialsammlung für den Band rumänischer Märchen vermittelte der Kollege Turczynski dem Berichterstatter auch die Bekanntschaft mit einem rumänischen Juden, dessen Familie im 16. Jahrhundert aus Spanien ausgewandert war, und die sich auf dem Balkan niedergelassen hatte. Er sprach ebenso rumänisch wie ein archaisches Spanisch in der Art der Sepharden.

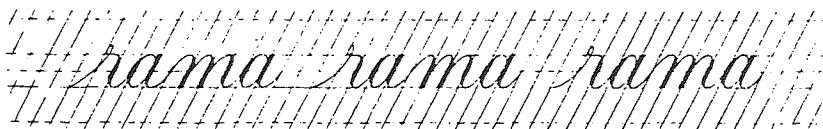
Die von ihm auf Tonband aufgenommenen Texte erwiesen sich freilich nicht als Märchen nach dem Verständnis der Wissenschaft, sondern als eine Mischung von sagenhaften und anekdotischen Erlebnissen im Bereich volkstümlichen Brauchtums. Im Rahmen der Erzählungen über magische Riten taucht auch die Sator-Formel in einer recht merkwürdigen Praxis auf. Es handelt sich um eine Beschwörung und deren Aufhebung nach Durchführung der Befragung eines Dämons. Die Beschwörung erfolgt durch einen Tanzritus, der durch den Meister und seinen Schüler ausgeführt wird.

¹⁾ Josef Massenkeil, AREPO, Ein Beitrag zur Aufhellung des Satoranagramms, (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 82, S. 145–150.)



Dazu muß zunächst die vollständige Formel (SATOR AREPO TENET OPERA ROTAS) im bekannten magischen Quadrat auf den Boden geschrieben werden. Die hierzu verwendete Kreide muß von einem bestimmten Ort stammen und geweiht sein. Der Tanz erfolgt nach einer Melodie, die von psalmodierenden Phrasen, in welchen die Sator-Formel rezitiert wird, unterbrochen ist. Während dieser Text-Rezitation hüpfen die Tänzer auf dem gleichen Buchstaben, während sie während der Vokalisieren sich fortbewegen. Der Tanz beginnt in der Mitte des magischen Quadrats – das heißt auf dem Buchstaben N – und er führt in Form einer Spirale langsam und in kleinen Kreisen nach außen, um beim Buchstaben R (rechts oben im Quadrat) zu enden.

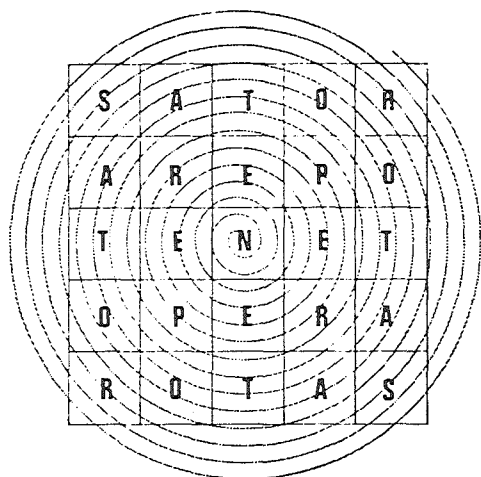
ra-ma



Nach der Beendigung der Befragung setzt der Tanz wieder ein und schließt wieder auf dem Buchstaben N im Zentrum, nachdem die Spirale in genau umgekehrter Form durchtanzt worden ist.

Zu ergänzen ist: der Informant teilt mit, daß das Quadrat in griechischen Majuskeln zu schreiben sei, und daß das Rezitieren der Sator-Formel nur auf den Konsonanten erfolgen dürfe.

Es ist aber nicht nur interessant, zu sehen, daß die Sator-Formel sich in der okkulten Praxis bis in die jüngste Vergangenheit heraus gehalten hat, sondern welche Deutung der Informant dem Wort AREPO beigemessen hat. Selbstverständlich können solche Volksetymologien uns zwar einen Blick in die Vorstellungswelt des Kreises vermitteln, für den die Verwendung der Formel nachweisbar ist, eine grundsätzliche Bedeutung aber kommt ihnen nicht zu.



Der Informant gab seine Erklärung auf Rumänisch; hier die Übersetzung: „Das Wort arepo ist eine Chiffre, die man nicht aussprechen darf, aber wenn man sie in griechischen Buchstaben niederschreibt enthält sie den geheimen Sinn: man kann sie als apero²⁾ lesen. Apero aber ist ein spanisches Wort und bedeutet soviel wie Pferdgeschirr oder Sattel³⁾. Auf diese Weise wird dem Dämon das Geschirr angelegt, der Sattel aufgelegt, ohne daß er es merkt.“

Es wird hier also zu einem Kunstgriff Zuflucht gesucht, der in den Zaubersprüchen mancher Volksgruppen, vor allem aber solcher, die zweisprachig sind, begegnet: das Stichwort in einer fremden Sprache zu formulieren, die man zwar selbst versteht, von der man jedoch annimmt, daß sie dem zu beschwörenden Geist unverständlich sei.

Das Beispiel zeigt lediglich, was jemand, der danach sucht, aus einer Formel herauslesen kann, und wie eine solche individuelle Interpretation tragender Bestandteil im Ritus werden kann.

²⁾ Man mag zunächst fragen, ob und wie man bei griechischer Schrift ein ‚apero‘ herauszulesen vermag, da zwar das griechische Rho wie ein P geschrieben wird, der Buchstabe Pi als Majuskel dagegen Π. Hier mag vielleicht eine Rolle spielen, daß man in Rumänien das kleine r mit einem Aufstrich schreibt. So lehrt es noch heute das „Abecedar“ (Maria Giurgea, Clara Maru, Maria Boştină Bucureşti 1965, Seite 16 und 17.)

³⁾ Ein Blick in Heinz Müller und Günther Haensch, Langenscheidts Handwörterbuch Spanisch, Teil I Spanisch-Deutsch, Berlin 1971; S. 55 bestätigt die Richtigkeit der Übertragung des Wortes „apero“.

Das zweite Stück unserer Anmerkung gilt lediglich einer Beobachtung beim Lesen eines brasilianischen Romans: Osman Lins, Avalovara. (Sao Paulo 1973) Magische Weltschau und magisches Denken spielt in einem großen Teil der modernen südamerikanischen – und im besonderen Maße der brasilianischen Literatur eine Rolle. Der Schriftsteller Alejo Carpentier, ein Cubaner, hat nicht zu unrecht diese Darstellungsweise als „magischen Realismus“ bezeichnet, in der neue Dimensionen in der modernen Umwelt integriert werden. Bereits bei Guimarães Rosa (etwa seinem Roman „Grande Sertão“) läßt sich diese Strömung beobachten. Der genannte Roman von Lins bringt nun auf Seite 8 das Quadrat der Sator-Formel in Verbindung mit der Spirale, die hier bei R beginnt und bei N endet, wie wir sie von unserm jüdischen Gewährsmann als Grundlage eines rituellen Tanzes kennen. Spirale und Quadrat aber bedeuten bei Osman Lins zwar strukturelle Elemente in der Architektonik seines Buches, die Sator-Formel selbst jedoch bleibt ein stumpfes Motiv und wird nur in einigen Kapiteln, die mit dem Hauptinhalt des Romans nichts zu tun haben, angesprochen, wenn der Autor Ort und Handlung des Geschehens verläßt und ins Pompeji des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zurückführt.

Trotzdem ist die Verbindung von Quadrat und Spirale nicht nur ein Bau-Element, sondern Lins gibt ihr eine geistige Funktion für die Bewußtseins-ebene seiner Erzählung, wobei sowohl der Gedanke, die Spirale sei nach außen endlos und nach innen begrenzt, von tieferer Bedeutung ist, wie auch die entgegengesetzte Behauptung: „Wir selbst sind es, die der Spirale an ihren beiden Enden Grenzen setzen. Eigentlich fängt sie an im Immerdar, und das Niemals ist ihr Ziel.“ (Seite 12.) So verstanden wird die Spirale zum Gleichnis der Wiederkehr: ihr Beginn ist ihr Ziel. Und ebenso deutet Lins auch die Sator-Formel als etwas in sich selbst Geschlossenes wie die Spirale. Im übrigen übersetzt er den Text wahlweise mit: „Der Bauer hält sorgsam den Pflug in den Furchen“ oder „Der Schöpfer lenkt sorgsam die Welt in ihrer Bahn“. ⁴⁾

Wie man sieht, bleibt die Formel aktuell und lebendig.

⁴⁾ Hier zitiert nach der Übersetzung von Marianne Jolowicz, Frankfurt 1976.

Chronik der Volkskunde

BEMALTE BAUERNHÄUSER IM INNVIERTEL

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien wählte für die Sommerausstellung 1979 ein Jubiläum, das die territorialen Grenzen Österreichs entscheidend veränderte: die 200jährige Zugehörigkeit des Innviertels zu Österreich. Das Volkskundemuseum fühlt sich besonders berufen, dieses Ereignis hervorzuheben, denn seit seiner Gründung im Jahre 1895 gewährt es den verschiedenen Völkern mit ihrer regionalen Kultur in der Bundeshauptstadt eine museale Heimstätte¹⁾. Auch nach dem Zusammenbruch der österr.-ungarischen Monarchie findet der föderalistische Gedanke in der Darstellung der kulturellen Eigenheiten der Bundesländer eine Fortsetzung. Neben der ständigen Ausstellung, die einen Gang durch die österreichischen Stubenlandschaften ermöglicht, wurden in den letzten Jahren in Sonderausstellungen immer auch einzelne Regionen gesondert herausgestellt. Hier sei etwa an die Präsentation der Volkskunst aus Friaul²⁾, aus dem Egerland³⁾ und aus Vorarlberg erinnert, die heuer in den Außenstellen im Schloßmuseum Kittsee bzw. in Gobelsburg zu besichtigen sind. Selbstverständlich nimmt auch die Volkskultur Südtirols – wovon im letzten Jahr in Gobelsburg die Trachten gezeigt wurden⁴⁾ – im Sammlungsbestand einen Schwerpunkt ein.

¹⁾ Leopold Schmidt, Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960

²⁾ Leopold Schmidt, Volkskunst in Friaul. Österr. Museum für Volkskunde, Wien 1976

³⁾ Leopold Schmidt, Alte Volkskunst aus dem Egerland. Österr. Museum für Volkskunde, Wien 1977

⁴⁾ Klaus Beitzl und Franz Grieshofer, Volkstrachten aus Südtirol in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffel. Österr. Museum für Volkskunde, Wien 1978

Im Rahmen der Reihe „Häuser und Menschen“ fanden Sonderausstellungen über Kärnten⁵⁾ und den Lungau⁶⁾ statt. Diese Serie erfährt nun mit den „Bemalten Bauernhäusern im Innviertel“ eine Fortsetzung. Der „Zufall“ will es, daß die interessierte Öffentlichkeit auch im täglichen Umgang auf den Innviertler Bauernhof gestoßen wird. Aus Anlaß des Jubiläums prägte die Nationalbank eine neue 100-Schilling-Münze mit dem Bild eines Innviertler Vierseithofes⁷⁾. Die Wahl dieses Motives muß als ausgesprochen glücklich bezeichnet werden, denn es symbolisiert die Eigenständigkeit des Innviertels gleichermaßen wie seine kulturelle Einheit mit dem ostbayrischen Stammland, die durch die Grenzziehung im Jahr 1779 nicht ausgelöscht wurde. Man kann die Münze im übertragenen Sinn aber auch als einen Orden für die 100jährige Erforschung des Bauernhauses ansehen, das wohl dadurch erst seine Symbolkraft erlangte.

Die Wirkung des Ethnographischen Dorfes bei der Wiener Weltausstellung für die Beachtung des ländlichen Wohnungswesens ist längst erkannt. Ihr folgte eine intensive Bestandsaufnahme des Bauernhauses in weiten Teilen Mitteleuropas und ließ beachtliche Mappenwerke entstehen⁸⁾. Für „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“ verfaßten Michael Haberlandt und Anton Dachler einen umfangreichen Kommentar, der die einzelnen Pläne in einen größeren Zusammenhang stellt⁹⁾. In den Arbeiten von Eduard Kriechebaum¹⁰⁾, Rudolf

⁵⁾ Leopold Schmidt, Häuser und Menschen in Kärnten. Österr. Museum für Volkskunde, Wien 1973

⁶⁾ Leopold Schmidt, Häuser und Menschen im Lungau. Österr. Museum für Volkskunde, Wien 1975

⁷⁾ Verordnung des Bundesministeriums für Finanzen vom 23. April 1979 über die Ausgabe von Scheidemünzen zu 100 Schilling „200 Jahre Innviertel bei Österreich“ (BGBl. Nr. 184/1979)

⁸⁾ Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Hg. vom Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Dresden 1906 (Mappe und Textband)

Das Bauernhaus in der Schweiz. Hg. vom Schweizer Ingenieur- und Architekten-Verein, Zürich 1903 (Mappe und Begleitheft), Neuauflage Hannover 1974/75

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Hg. vom Österr. Ingenieur- und Architekten-Verein, Dresden 1906. Neuauflage Hannover 1974/75

⁹⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Hg. vom Österr. Ingenieur- und Architekten-Verein, Dresden 1906. Textband erstellt von Michael Haberlandt und Anton Dachler.

¹⁰⁾ Eduard Kriechebaum, Das Bauernhaus in Oberösterreich (= Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Band XXIX, H. 3), Stuttgart 1933

Heckl¹¹⁾ und Franz Lipp¹²⁾ über das oberösterreichische Bauernhaus erscheint der Innviertler Vierseithof stets als eigenständige Hofform. Die Kenntnis über den Umfang der westlichen Ausbreitung des Vierseithofes in Niederbayern verdanken wir insbesondere den Forschungen von Torsten Gebhard¹³⁾, nachdem Arthur Haberlandt in einer ersten europäischen Hofformenkarte den Vierseithof in großen Zügen kartographisch fixiert hatte¹⁴⁾. Auf österreichischer Seite wurde der Grenzverlauf nach Auswertung der Katasterpläne zuletzt im Österreichischen Volkskundeatlas sichtbar gemacht¹⁵⁾.

Von der Volkskunde ermuntert lagen diese Arbeiten zunächst vorwiegend in den Händen der Ingenieure und Architekten. Sehr früh begannen die Höfe aber auch die Aufmerksamkeit der Künstler und Heimatpfleger zu erregen. Wichtige Teile der Gebäude trugen bzw. trugen farbige Verzierungen und lockten zur Wiedergabe. So begann der in Osternberg bei Braunau lebende Maler Hugo von Preen (1854–1941) schon 1884 die verschiedenen Motive an den Balkenköpfen der Blockbauten, an den Windbrettern und -laden, am Schrot (Balkon) und an den Staubläden (Dachvorsprung), an Fenster- und Türumrahmungen und an den Toren der gewaltigen Ständerbauten (Stadel) mit dem Pinsel festzuhalten¹⁶⁾. Durch diese Tätigkeit kam Hugo von Preen in Kontakt mit Marie Andre-Eysn, die ihn in seiner Tätigkeit bestärkte und ihn in eine volkskundliche Richtung drängte. Er begann zu sammeln und besaß bald eine erlesene Kollektion von Innviertler Volksgut, die er jedoch, da sich im Land noch keine Interessenten fanden, an das Volkskundemuseum in Berlin verkaufte. Für das Braunauer Heimathaus, das er 1917 gründete, legte er später eine zweite Sammlung an. Um in der Öffentlichkeit

¹¹⁾ Rudolf Heckl, Oberösterreichische Baufibel, Salzburg 1949

Ders., Die Landschaften Oberösterreichs im Spiegel des Bauernhauses. (Mitt. d. Geogr. Gesellschaft Wien, Bd. 91, S. 21ff., Wien 1949)

¹²⁾ Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausgerät, Linz 1966

¹³⁾ Torsten Gebhard, Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern, München 1957

Ders., Der Bauernhof in Bayern, München 1975, 1. Aufl.

¹⁴⁾ Arthur Haberlandt, Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiete. (Wiener Zeitschr. f. Volkskunde, 31. Jg., Wien 1926)

¹⁵⁾ Historische Gehöfteformen. Österr. Volkskundeatlas, 6. Lfg. (1977), Bl. 96. Entwurf und Bearbeitung: I. Kretschmer und E. Tomasi. Arbeitsunterlagen: A. Klaar. Dazu: Elisabeth Tomasi, Ländliche Siedlung – Bibliographie, Kommentar zu Bll. 92–98.

¹⁶⁾ Eugenie Hanreich, Bauernhausverzierung – Stadelmalerei – bemalte Holzarchitektur. Zur Geschichte eines Materials aus dem Innviertel. Festschrift für Franz C. Lipp, Wien 1978, S. 169

Verständnis für die Erhaltung der bemalten Holzarchitektur zu wecken, veranstaltete er in Simbach, Schärding, Ried und in Berlin Ausstellungen mit seinen Bildern.

Wilhelm Gärtner (1885–1952), Professor des Rieder Gymnasiums, fühlte sich davon offensichtlich angesprochen, denn er ließ von seinen Schülern Zeichnungen von bemalten Bauernhäusern anfertigen, die an das Oberösterreichische Landesmuseum in Linz gelangten. Hier liegen auch die Originale von Hugo von Preen. Er hatte sich aber das Recht auf Vervielfältigung ausbedungen und davon auch Gebrauch gemacht.

Im Rahmen der Innviertler Künstlergilde, die ebenfalls eine Gründung Hugo von Preens aus dem Jahre 1923 ist, lernte er den Architekten und Kunsttischler Bernhard Ludwig d. J. (1866–1939) kennen, dem die Bilder so gut gefielen, daß er sich Kopien anfertigen ließ. (Eine zweite Ausgabe gelangte nach Berlin.) Für den Kunsttischler waren die Dokumente bemalter Holzarchitektur, die man gewöhnlich als Zimmermanns- oder Stadelmalerei bezeichnet, vor allem wegen ihrer volkstümlichen Ornamentik interessant. Da Hugo von Preen fast ausschließlich im oberen Innviertel (Bez. Braunau) zeichnete und malte, erteilte Bernhard Ludwig dem Leiter seines Zeichenbüros, Willi Berkan, den Auftrag, auch im unteren Innviertel (Bez. Schärding) und im benachbarten Rottal bemalte Bauernhäuser zu dokumentieren. Als Ausbeute lieferte Willi Berkan 95 Blätter, die sich durch Prägnanz und technische Qualität auszeichnen. Berkans Bilder sind Unikate und machen die Sammlung, die nach wie vor im Besitz der Familie Hanreich-Ludwig auf Schloß Walchen bei Vöcklamarkt ist, besonders wertvoll. Nachdem die Zeichnungen, Aquarelle und Fotos 1931 in Obernberg noch einmal gezeigt wurden, blieb dieser Schatz durch Jahrzehnte ungehoben, da an eine Veröffentlichung nicht zu denken war.

Unabhängig davon setzte Max Kislinger den bemalten Bauernhäusern in seinem Werk „Alte Bauernherrlichkeit“ ein Denkmal¹⁷⁾ und Franz C. Lipp konnte einiges davon in das OÖ. Landesmuseum einbringen und einen Artikel über die Stadelmalerei beisteuern¹⁸⁾. Diese Bemühungen würdigte Torsten Gebhard in der Festschrift für Franz Lipp mit einem grundlegenden Beitrag über die Niederbayerische Zimmermannsmalerei¹⁹⁾. Der Enkelin Bernhards, Eugenie Hanreich, blieb es schließlich vorbehalten, die fällige wissenschaftliche Bearbeitung der Familiensammlung vorzunehmen und gleichzeitig in einer

¹⁷⁾ Max Kislinger, *Alte Bauernherrlichkeit*, Linz 1957

Ders., *Alte bäuerliche Kunst*, Linz 1963

¹⁸⁾ Franz Lipp, *Bemalte Stadel in Österreich*. (Haus und Hof in Österreichs Landschaft, Wien 1973, S. 142 (Notring-Jahrbuch))

¹⁹⁾ Torsten Gebhard, *Zimmermannsmalereien aus Niederbayern und ihre oberösterreichischen Parallelen*. (Festschrift für Franz C. Lipp, Wien 1978, S. 107 ff.)

Fragebogenaktion und auf Kundfahrten durch das Innviertel den Ist-Zustand an bemalter Holzarchitektur festzustellen²⁰). Ihre Ergebnisse liegen nun in Form einer von Lipp betreuten Dissertation vor²¹). Außerdem wurden die Zeichnungen, Aquarelle (Tempera) und Fotos in Schloß Walchen neuerlich der Öffentlichkeit vorgeführt. Dieses Material, das einen Überblick über die „Zimmermannsmalerei“ aus vier Jahrhunderten gibt, dient auch als Grundlage für die Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Durch die Beistellung von einem Bauernhausmodell, von Zimmermannswerkzeug, bemalten Originalstücken und Möbeln, die auf gleiche Weise verziert sind, wird der Bezug zur Realität hergestellt. In einer Dia-Serie werden die gemalten Objekte und ihr leider oft sehr mangelhafter Erhaltungszustand in situ gezeigt und durch weitere rezente Beispiele ergänzt. Vor allem wird versucht, die Forschungsgeschichte an Hand von Plänen aus dem Bauernhauswerk des Ingenieur- und Architektenvereines, mit Hilfe von Verbreitungskarten, die sowohl den Bauernhof wie die Eigenart der Bemalung betreffen, und mit einem Literaturstand zu verdeutlichen. In einer Karte findet man sämtliche Orte eingetragen, aus denen bemalte Bauernhäuser in der Ausstellung zu sehen sind.

So darf die zum Innvierteljubiläum gezeigte Ausstellung „Bemalte Bauernhäuser im Innviertel“ auch als ein Leistungsnachweis verstanden werden, den die Volkskunde für die Erforschung der Kulturlandschaft beiderseits des unteren Inn erbrachte.

Franz Grieshofer

Das Steyrer Krippel

Ein einzigartiges Puppentheater

Eine Dokumentation von Wolfgang Pfandler

„Im Lande ob der Enns lebt in der guten und ehrenreichen Eisenstadt Steyr bis zum heutigen Tage ein altes Weihnachtspuppenspiel.“

Spricht man von Steyr, denkt wohl jeder an das oberösterreichische Industriezentrum, das durch den Bau von Josef Werndls Hinterladergewehren schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Waffenschmiede Europas wurde. Man erinnert sich der Autos, Fahrräder und Mopeds, die nach dieser Stadt heißen, denkt an die Steyr-Daimler-Puch-Werke und ihre berühmten Traktoren, Panzer, Lastwagen und Jagdgewehre mit deren Erzeugung über 10.000 Menschen beschäftigt sind. Was muß das doch für eine laute, rauchgeschwärmte, hektische Stadt sein, mit fantasielosen Fassaden moderner Einheitsarchitektur.

²⁰) Eugenie Hanreich, *Bemalte Bauernhäuser im Innviertel*. (OÖ. Heimatblätter, Jg. 32, Linz 1978, S. 305–310, 6 Abb., 2 Textbilder, 1 Karte)

²¹) Eugenie Hanreich, *Bemalte Holzarchitektur im Innviertel*. Phil. Diss., Wien 1979

Doch verwundert stellt man fest, daß Steyr eine der schönsten Städte Österreichs ist und wohl die einzige auf der Welt, in der Kultur und Industrie eine so harmonische Symbiose eingegangen sind. Was anderswo immer noch als aufgezwungene Last empfunden wird, ist der Stolz der Steyrer Bürger: Das bekannte blau-weiße Taferl am Haus mit der Aufschrift „Kulturdenkmal“.

In der Weihnachtszeit bietet diese Industriestadt, die 1980 ihr 1000jähriges Bestehen feiert, eine volkskundliche Spezialität ganz eigener Art: Das Steyrer Kripperl, das einzige noch fast komplett erhaltene und voll funktionsfähige Krippentheater im mitteleuropäischen Sprachraum. Es ist im alten Renaissancebau des Innerberger Stadels aufbewahrt und wird alljährlich in der Zeit vom Advent bis Maria Lichtmeß gespielt. Die Aufführungen sind heute noch so, wie sie die Volkskundler Geramb und Zack knapp nach dem ersten Weltkrieg beschrieben haben. Der nur in wesentlichen Zügen gedruckt vorhandene Inhalt des Spieles wird mündlich von einer Spielergeneration an die nächste weitergegeben.¹⁾

Heute ist es vor allem Frau Cilli Leberstorfer, die die alte Tradition aufrecht erhält und den Jüngeren vermittelt.

Die in drei Stufen gegliederte, fünf Meter breite und drei Meter tiefe Krippenbühne, zeigt das alte biedermeierliche Steyr und ist Schauplatz religiöser und lose aneinandergereihter heiterer Alltagsszenen.

Neben Cilli Leberstorfer agieren beim Steyrer Kripperlspiel heute sechs Darsteller kleinerer Rollen, Helfer und Sänger sowie der Darsteller des männlichen Hauptparts, Hackl, der auch die Proben leitet.

Ein Teil der etwa zwanzig Zentimeter hohen und sorgfältig gekleideten Puppen dürfte 180 bis 200 Jahre alt sein. Es ist wirklich ein seltenes Glück, daß diese Figuren die Brände in Steyr, die Vernichtungswut der Aufklärung und zahlreiche Übersiedlungen überlebt haben. Im Gegensatz zu herkömmlichen Marionetten werden sie nicht von oben durch Schnüre bewegt, sondern auf allerlei Stäben, Laufbrettern und Schienen hin- und hergezogen. Mit Hilfe von Führungsdrähten lassen sich auch Kopf und Hände der Puppen bewegen, die so eine erstaunliche Gelenkigkeit entwickeln. Das Spiel erfordert also nicht nur Witz und Schlagfertigkeit bei der Improvisation des Textes, sondern auch große Geschicklichkeit beim Führen der Figuren, die in ständigen Proben erworben werden muß. Dem Stegreifcharakter entsprechend wird vor jeder Probe der Handlungsablauf der einzelnen Szenen nochmals genau durchbesprochen.

Die „große technische Einrichtung“ hat in diesem Fall nicht funktioniert. Bei den rund 500 – zum Teil recht komplizierten Figuren des Steyrer Kripperl gibt es immer genügend zu richten. Im allgemeinen werden die nötigen Reparaturen von den Mitgliedern des Vereins für Heimatpflege durchgeführt. Nur in schwierigeren

¹⁾ Viktor Geramb und Viktor Zack, Das Steyrer Kripperl (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXV, Wien 1919, S. 1 ff.)

Fällen müssen Fachleute herangezogen werden. Dem Verein, mit seinem Obmann, dem Stadtapotheker Wolfgang Bernhauer, ist es zu danken, daß das Kripperl heute noch unversehrt besteht und jedes Jahr gespielt wird. Er kommt auch für die Kosten der alle zwei bis drei Jahre nötigen größeren Reparaturen auf.

Auch von den religiösen Szenen werden nie alle in einer Vorstellung gezeigt: Sie wechseln je nach dem kirchlichen Festkalender. Das ist schon aus zeitlichen Gründen notwendig, denn eine Aufführung aller Teile des Spieles – es sind insgesamt 27 – würde mehrere Stunden in Anspruch nehmen.

Freilich gibt es auch unverzichtbare Szenen, die nie fehlen, wie etwa die schon gezeigte Einfahrt der Bergknappen oder die Fronleichnamsprozession. So wie im Puppenspiel schaut die Prozession in Steyr auch heute noch aus.

Einer aus der jüngeren Spielergeneration ist Gerhard Nezbeda.

Ein Kernstück des Krippentheaters ist die Szene, in der traditionelles Steyrer Handwerk dargestellt wird; der Stadt entsprechend gehören mehr als die Hälfte der Gruppen dem großteils nicht mehr existenten Steyrer Eisengewerbe an.

Einige der dargestellten Handwerker findet man aber heute noch. Der Huf- und Wagenschmied Josef Lichtenberger hat seinen Beruf bei seinem Vater erlernt. Damals, erinnert er sich, war vor allem im Winter viel zu tun, wenn die Hufe der Pferde scharf gemacht werden mußten. Da gab es Arbeit von vier Uhr früh bis 8 oder 9 Uhr abends.

Heute gibts nur selten Pferde zu beschlagen und die Schmiede hat sich auf die Reparatur von landwirtschaftlichen Maschinen umgestellt.

Wagenmeister Franz Lichtkoppler ist schon seit einiger Zeit nicht mehr aktiv. Nur für unsere Aufnahmen macht er sich noch einmal an die Arbeit.

Gewandert ist auch der Schuster Kremslehner.

Erfinderisch zeigen sich die Krippenspieler bei der Erzeugung von Geräuschen. Hier wird für die nächste Szene geübt, in der ein ungeschickter Rauchfangkehrer bei seiner Arbeit die Geschirrstellage in der Küche der Traubenwirtin umwirft.

Vor allem als Sänger wirkt Johann Schörkl mit.

Das Kripperl umfaßt drei Arten von Puppen: die mechanisch betriebenen Handwerker, die mit der Hand geführten Marionetten und die starren Figuren der biblischen Gruppe, die erst zu den Weihnachtsfesttagen ins Spiel eingebaut werden.

Die Anforderungen an Phantasie und Witz und das bunte Spiel mit den Requisiten zieht immer wieder auch die Jungen an. So sorgen die ältesten für die unverfälschte Weitergabe der Spielüberlieferung an die nächstfolgende Generation, während die Jungen durch Zuschauen, Zuhören und kleine Hilfsdienste in die Tradition hineinwachsen.

BERICHT ÜBER DIE 2. INTERNATIONALE TAGUNG FÜR BILDSTOCK- UND FLURDENKMALFORSCHUNG

von Emil Schneeweis

Vom 14. bis zum 17. Juni 1979 fand im Landes-Bildungszentrum Schloß Zell an der Pram (OÖ.) die 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung statt, um die so günstig begonnene Arbeit auf einem interessanten Teilgebiet der Volkskunde mit den Erfahrungen der ersten Tagung vor zwei Jahren in Stift Zwettl (NÖ.) fortzusetzen und auszubauen. Tagungsleiter war der Leiter des OÖ. Arbeitskreises für Flurdenkmalforschung, Mag. Wolfgang Bernhauer (Steyr), die wissenschaftliche Beratung hatte Wiss. Oberrat Dr. Dietmar Assmann (Linz) übernommen. Der Besuch muß mit einer Teilnehmerliste von 90 Personen aus Österreich, der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, Polen, Ungarn, Slowenien, Lettland und Estland als überdurchschnittlich gut bezeichnet werden.

Die über Wien anreisenden Teilnehmer aus den Oststaaten wurden durch Herrn Harald Boesch vorbildlich betreut, der auch den Autobus für die gemeinsame Weiterfahrt nach Oberösterreich organisierte; während dieser erklärte Dr. Emil Schneeweis die wichtigsten historischen, landes- und volkskundlichen Phänomene sowie natürlich die vom Autobus aus sichtbaren Flurdenkmale, deren einzelne auch Anlaß für kurze Aufenthalte bildeten. So verging die herrliche Fahrt durch die Wachau, den Strudengau und schließlich durch Oberösterreich selbst wie im Fluge.

Noch am Abend des 14. Juni begann nach Begrüßung durch den Tagungsleiter und Eröffnung der Veranstaltung durch w. Hofrat Prof. Dr. Aldemar Schiffkorn (Linz) der Reigen der ebenso vielfältigen wie inhaltsreichen Referate mit dem Vortrag von Dr. Dietmar Assmann über „Flurdenkmale in Oberösterreich“, wobei der Begriff „Flurdenkmale“ zwar recht großzügig aufgefaßt, dennoch aber ein repräsentativer Querschnitt durch die bunte Welt der einschlägigen Monumente im schönen Bundesland ob der Enns geboten wurde.

Generell soll gleich eingangs angemerkt werden, daß die Referate durchwegs auf hohem Niveau standen, sowie daß sich die Vortragenden anerkennenswerterweise strikt an die durch die große Zahl bedingte beschränkte Redezeit von 20 Minuten hielten – ein Exempel von Disziplin, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten nicht eben immer anzutreffen ist.

Nach dem Abendessen erfolgte die Eröffnung einer bayerisch-innviertlerischen Bauernmöbelausstellung des OÖ. Volksbildungswerkes mit anschließender Führung, worauf sich noch Gelegenheit zur stets gern gesehenen Literaturvorlage sowie zur Besichtigung von zwei Photo-Dokumentationen bot; Herr Werner Müller (Elze) zeigte in schönen Großphotos „Flurdenkmale im südlichen Niedersachsen“, die Arbeitsgemeinschaft für Heimatpflege im Bezirk Rohrbach „Sakrale Kleindenkmale im oberen Mühlviertel“.

Am nächsten Vormittag wurde gleich *medias in res* gegangen; infolge des Ausfalles einiger Referenten konnte allerdings die vorgesehene Reihenfolge nicht eingehalten werden.

Der als Leiter der „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung“ uns so wohl bekannte Prof. Dr. F. K. Azzola (Trebur) brachte unter dem Titel „Kreuze in Cornwall – Reiseeindrücke“ eine interessante Revue über eine schon der Entfernung halber relativ wenig bekannte Kulturlandschaft. Er differenzierte zwischen den vor der Eroberung Englands (1066) und den nach dieser errichteten Monumenten und wies auf die von der regionalen Forschung bisher nicht erkannte, nichtsdestoweniger klar ersichtliche Ähnlichkeit zwischen der cornischen Stücken einerseits und solchen aus Hessen beziehungsweise Südniedersachsen hin.

Harald Quietsch (Dresden) berichtete über „Schutz und Erhaltung von Flurdenkmälern in der DDR“; obwohl er naturgemäß weitgehend auf die juristisch-gesetzlichen Maßnahmen eingehen mußte, gelang es ihm doch, einen sehr informativen Beitrag zu diesem uns alle angehenden Problem zu leisten.

Dr. Hermann Steininger (Wien) stellte „Pranger und Marktsäulen in Niederösterreich“ in Wort und Bild vor; wie bei übrigens fast allen Referaten entwickelte sich im Anschluß eine rege Diskussion, bei der vor allem die ausländischen Kollegen manch Anregendes und Neues zu bringen wußten, aber ebensoviel davon als wertvollen Gewinn für sich buchen konnten.

Das nicht nur durch historisch-regionale Beziehungen relevante Thema „Mittelalterliche Lichtsäulen in West-Ungarn“ (Gábor Tüskés, Szentendre) basierte so recht auf dem Boden der komparativen Flurdenkmalforschung und damit auf der Vergleichenden Volkskunde. Neben Parallelen, ja Übereinstimmungen in der Funktion gab es Indizien für Beeinflussungen aus Österreich, etwa durch die Wiener Steinmetzwerkstätten; auch das Einzugsgebiet der Wallfahrt nach Mariazell hat sich hier manifestiert. Für den ikonographisch Interessierten war das Auftauchen des hl. Jodocus oder des hl. Quirinus (von Siscia) eine angenehme Beigabe.

Dr. Marijan Zadnikar, der Autor des so verdienstvollen Werkes „Znamenja na Slovenskem“, brachte im wesentlichen Material aus dem zitierten Buch; da er die Zu- und Einordnung der Flurdenkmale prinzipiell nach kunsthistorisch-stilistischen Kriterien vornimmt, verwies Dr. Emil Schneeweis in der Debatte auf die Funktion als Klassifikationsgrundsatz hin, die dem Volkskundler als vorrangig zu gelten hat.

An Hand eines reichen, photographisch hervorragend dokumentierten Materials sprach Inge Koller (Wien) über „Lochsteine“, die im Volk vor allem als „Gattersäulen“ bekannt sind. Da ihre Funktion, zumal diachronisch betrachtet, recht verschieden sein kann – vom Zaunteil über Grenzzeichen bis zur Stätte volksglaubenmäßiger Verrichtungen –, ist ihre jeweilige aktuelle Aufgabe gar nicht so leicht festzustellen. Da sie auch als Wegweiser zu „heidnischen Kultstätten“ bezeichnet wurden, stellte Dr. Emil Schneeweis in der Diskussion das Postulat auf, nur solche Lokalitäten der ohnedies prekären Kategorie paganer Opferstätten zuzuordnen, an denen schlüssig bewiesen werden könne, „wer hier wann wem was geopfert habe“.

Einen neuen Aspekt bezüglich des „Steinernen Weibes“ bei Wultschau im nördlichen Waldviertel (NÖ.) zeigte Frau Dr. Gudrun Kaiser (Wien) unter Berufung auf den leider verstorbenen Univ.-Prof. Dr. Herbert Mitschamärheim auf. Demnach wäre es denkbar, das mit allerlei aitiologischen Sagen behaftete Flurdenkmal den (umstrittenen) awarischen Steinstelen, deren es ja in Niederösterreich mehrere gibt, zuzurechnen. Die Bezeichnung „baba“ sollte allerdings hier nicht angewendet werden!

Das Thema „Wallfahrtsmotive auf, an und in Flurdenkmälern“ benützte Dr. Emil Schneeweis unter anderem auch dazu, um zu demonstrieren, wieviel unerschlossenes Material wallfahrtsvolkskundlicher und ikonographischer Art noch der Bearbeitung durch Flurdenkmalforscher harret, die es nicht nötig haben, sich Spekulationen auf populärmythologischem und populäretymologischem Gebiet hinzugeben, wodurch die ganze Flurdenkmalforschung in den Augen seriöser Wissenschaftler abgewertet würde. Das Substrat des Vortrages reichte von Vor- und Sinnbildern der Wallfahrt an sich bis zu den „Souvenirs“ eines Kultortes, Devotionalkopien, Andachtsbildern und dergleichen.

Der Architekt Istvan Szilágyi (Szombathely) referierte über „Ungarische Kalvarien“, deren es über 200 gibt, mit einem Entstehungszeitraum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Abgesehen von der Reichhaltigkeit und guten Präsentation des gezeigten Bildmaterials mit seinen zum Teil recht aufwendigen und prunkvollen Paradigmata, fiel dem Österreicher denn doch auch die Ähnlichkeit mit vielen österreichischen Pendants auf, die ja, wie wir wissen, keineswegs zufälliger Art ist.

Der Titel, den Frau Dr. Inge Schöck (Stuttgart) ihrem überaus lehrreichen und präzise formuliertem Vortrag gegeben hatte – „Schlüsselsteine und andere Kleindenkmale im Schönbuch (Baden-Württemberg)“ – löste zumindest bezüglich des Terminus „Schlüsselsteine“ einige Neugier aus, die dann allerdings auf befriedigende Weise gestillt wurde. Nach einer allgemein historischen und speziell siedlungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Einführung über den Schönbuch, ein 300 Quadratkilometer großes Waldgebiet bei Stuttgart, behandelte die aus der Tübinger Schule kommende Volkskundlerin zunächst eben die ominösen Schlüsselsteine – Grenzsteine, die das Gebiet des Stiftes St. Peter zum Einsiedel markieren und ein gekreuztes Schlüsselpaar tragen – quasi ein Beitrag zur Ikonographie des Apostelfürsten. Überdies kamen Flurdenkmale in Zusammenhang mit landwirtschaftlichen Unfällen, aber auch mit Erinnerungen an tragisch endende Zusammenstöße von herrschaftlichen Jägern zur Sprache; überhaupt war das edle Waidwerk im Bildmaterial gut vertreten.

Nicht hoch genug einzuschätzen ist der Beitrag von Herrn Karl Dill (Bayreuth), der sich mit „Gußeisenkreuzen und -figuren auf Flurdenkmälern“ befaßte; nahm er sich doch damit einer bisher eher stiefmütterlich behandelten, vom Material her eindeutig definierten Gruppe von Kleindenkmälern an, deren Würdigung im Rahmen der Bildstockforschung ich immer schon gefordert habe. Die im Vortrag gebrachten ausgewählten Beispiele zeigten bei aller Verwandtschaft zu den österreichischen Formen, die vielleicht durch gemeinsame Produktionsstätten (Linz?) bedingt ist, dennoch bedeutsame Unterschiede, die sich bis in die ikonographische Ausstattung hinein erstrecken.

Durch Herrn Walter Saal (Merseburg) konnten wir uns vermittels seines Vortrags über „Steinkreuze in Lettland“ mit Regionen beschäftigen, die weithin noch zur terra incognita der Flurdenkmalforschung gehören. Infolge der Einflüsse aus dem ganzen Ostseeraum entstanden Formen, die teils vertraut anmuten, wie manche der Steinkreuze, teils, wie die als Grabkreuze verwendeten, seit dem 16. Jahrhundert bekannten Ringkreuze, ihre nächsten formalen Verwandten doch außerhalb Mitteleuropas haben dürften. Beispiele aus Litauen und Rußland rundeten den sehr interessanten Bericht ab.

Geographisch passend schloß sich nun Frau Lumiste Mai mit dem Thema „Das Scheibenkreuz als bäuerliches Grabdenkmal in Estland vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert“ an. Wieder einmal zeigte sich die Wichtigkeit der Grabmale als Vergleichsmaterial für den Flurdenkmalforscher. Und wieder einmal erschien die Frage der Kontinuität von Form und Inhalt in Gestalt der hier vorgestellten, kaum noch als Kreuz zu bezeichnenden rautenförmigen Monumente, die ihre formalen Entsprechungen, vielleicht wohl gar Vorläufer, auf vor- und frühgeschichtlichen Schmuckstücken aus Estland haben, aus einem Land also, das bis zum Ende des Hochmittelalters, ja darüber hinaus, offiziell noch als dem Heidentum zugehörig geführt wurde.

Gleichfalls aus dem baltischen Raum kam Herr Villem Raam mit seinen „Wassergefäßen aus Kalkstein in der älteren estnischen Kunst“; trotz dem sub specie der Flurdenkmalforschung etwas abseitig anmutenden Titel kam es auch nach diesem Beitrag zu einer lebhaften Debatte, da der Vortragende sehr präzise etwa die Funktion der Piscinen von anderen, nicht sakralen Verwendungszwecken, z. B. in Bürgerhäusern, zu trennen und zu schildern wußte. Auch Herstellung und Verwendung im agrarischen Wirtschaftsbereich kamen samt den dazugehörigen Werkzeugen zur Sprache und zur Abbildung.

Wieder zum eigentlichen Tagungsthema zurück führte Herr Werner Müller (Elze), der von den 60 „Scheibenkreuzen in Niedersachsen“ eine wohlausgewogene Zusammenstellung vorlegte, die den Teilnehmern auch in Form genauer Tabellen und Karten zuing. Die Genese dieser Denkmäler reicht vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, ihre Funktion umfaßt Sühne- oder Denksteine sowie Grabsteine.

Ein epigraphisches Spezialproblem behandelte Herr Riebeling (Frankfurt) in seinem Exkurs „Die Entwicklung der Zahlzeichen 4 und 5“. Über die Wichtigkeit epigraphischer Kenntnisse für den Flurdenkmalforscher braucht wohl nicht debattiert zu werden; so erntete der von vielen Tagungen her bestens bekannte Referent für seinen, mit einer dem Techniker wohl anstehenden bestechenden Klarheit vorgebrachten und durch gutes Anschauungsmaterial bestens fundierten und nebenbei auch andere Zahlzeichen erwähnenden Vortrag denn auch den verdienten Beifall.

Definitionsprobleme ergaben sich angesichts des Referates von Herrn Hans Werner Haas (Mosbach) „Technische Denkmäler als Kulturdenkmale“; zwar kennt der Volkskundler sehr wohl die konservatorische und museale Arbeit bezüglich ergologisch relevanter Objekte; doch wo ist die Grenze zu ziehen, wenn es sich um „technische Denkmäler vorindustrieller Zeit“, wie es formuliert wurde,

handelt? Und wo, wenn es um „Kraftmaschinen ... Muskelkraftwerke ... Wärmekraftwerke“ geht, um nur einige der vorgebrachten Beispiele zu zitieren? In der Debatte wurde unter anderem auf die Pechölsteine sowie die Kalköfen hingewiesen; Dr. Emil Schneeweis nannte die Anlagen zum Schwemmen des Holzes in Form der „Klausen“ im südlichen Wienerwald.

Der „polnische Vormittag“ des 17. Juni wurde von Doz. Dr. habil. Janusz Kębłowski (Breslau) eingeleitet, der über den „Typischen Ideengehalt des gotischen Grabmals in Schlesien“ sprach. Der durch profunde Sachkenntnis nicht nur auf kunsthistorischem, sondern auch auf theologischem und ikonographischem Beziehungsweise symbolkundlichem Gebiet ausgezeichnete Vortrag war für den diesbezüglich Interessierten ein Genuß und erbrachte wieder einmal die für unseren gemeinsamen Kulturraum typische Erkenntnis betreffs des Sinngehalts solcher Monumente: Gemeinsamkeit im Prinzipiellen, Abwandlung in der lokal oder historisch bedingten Motivation. So figuriert zu Füßen eines hier dargestellten Herzogs von Schlesien anstelle des sonst üblichen Löwen oder Hundes die liegende Gestalt eines Tataren – die für ganz Europa so entscheidende Schlacht von Liegnitz erscheint als fundamentum in re.

Frau Dr. Anna Kunczyńska-Ircka (Warschau), kollegial unterstützt von ihrem Landsmann Dr. Stanisław Baszczyk, schilderte „Hölzerne Bildstöcke und Wegkreuze in Kleinpolen“, für welches Thema sie durch ihre diesbezügliche gründliche Arbeit prädestiniert erscheint; Dr. Baszczyk dagegen hat die großpolnischen einschlägigen Stücke bearbeitet. Die Vortragenden konnten bei ihrer Bestandsaufnahme Exemplare wiederfinden, die der Altmeister der polnischen Volkskunde, Oskar Kolberg, vor etwa hundert Jahren erstmalig beschrieb. Die hier genannten Flurdenkmale sind Paradebeispiele für die traditionelle polnische Holzschnitzerei und seit dem 15. Jahrhundert dokumentarisch zu belegen. Erörtert wurden natürlich auch ikonographische sowie konservatorische Probleme einschließlich der Frage der Polychromierung.

Mag. Andrzej Scheer (Breslau), der auch in Niederösterreich bereits Feldforschung betrieben hat, sprach unter Verwendung reichen Vergleichsmaterials über „Flurdenkmäler Schlesiens – Steinkreuze“. Es ist ihm gelungen, auch sekundär verwendete Exemplare an den unmöglichsten Stellen aufzufinden und so der Forschung wiederzugeben. Demnach befinden sich in Schlesien allein ca. 500 Stücke, das älteste stammt ex 1305, das jüngste aus dem Jahre 1868; im übrigen Polen kennt man ungefähr 600 Steinkreuze. Funktion und eventuelle Auszier der schlesischen Steinkreuze entsprechen im Wesentlichen den sonstigen, in der Steinkreuzforschung bekannten Fakten; anzuzweifeln ist meines Erachtens das Vorkommen von Antonius-(Tau)-Kreuzen, es handelt sich wohl um Stücke, deren obere senkrechte Arme abgebrochen sind.

Den würdigen Abschluß des „polnischen Vormittags“ und damit der Tagung bildete der sich gut anfügende und hervorragend gestaltete Film von Józef Milka „Sühnekreuze in Niederschlesien“, der in der Originalsprache völlig zu Recht den Titel „Auf den Spuren des Verbrechens“ führt. Fast nach der Art eines „Krimis“, wie der jetzt gängige Terminus meines Wissens lautet, wurden Auffindung und Bergung samt Wiederaufstellung eines solchen Steinkreuzes zum „Aufhänger“ für

prinzipielle Erörterungen, die der Hersteller des Films bei dessen Ablaufen einfließen ließ.

Wenigstens kurz geschildert müssen die zwei Exkursionshalbtage werden. Am Nachmittag des 15. Juni ging es unter sachkundiger Führung über Wels nach Kremsmünster, wo der Lichtschalenstein in der Stiftskirche die Gemüter erhitzte; meiner Meinung nach ist es ursprünglich ein Fackeltöter wie jener im Stift Zwettl. Unweit von Kremsmünster wurde noch der Wolfgangstein samt dazugehörigem Bildstock in situ aufgesucht, dann ging es weiter über den „Baum mitten in der Welt“ (samt Mostjause) und an diversen Lochsteinen vorbei nach Steyr, wo leider das schlechte Wetter die Besichtigung der herrlichen Epitaphe an der Stadtpfarrkirche beeinträchtigte. Nach den vielen Eindrücken des Nachmittags kam wohl allen Teilnehmern das von der Volkskreditbank Steyr spendierte Abendessen auf dem „Tabor“ recht gelegen. Die Erläuterungen an diesem Nachmittag gaben Kustos A. Bodingbauer, Ing. F. Dickinger und Mag. W. Bernhauer.

Der zweite Ausflug am Vormittag des 16. Juni führte zunächst in die Filialkirche Jebling (Patrozinium St. Johannes Baptista) mit einer Unmenge volkskundlicher und ikonographischer Leckerbissen, die von Dr. Dietmar Assmann sachkundig serviert wurden; weiters zum Sanctuarium Maria Bründl bei Raab, das ebenfalls eines längeren Aufenthaltes wert gewesen wäre. Bei einem „Roten Kreuz“ wurde fairerweise Herrn Dr. Stolla (Graz) Gelegenheit gegeben, seine sattsam bekannten Hypothesen vorzutragen, die denn auch beim mythen- und deutungsfreudigen Teil des Publikums den erwarteten Beifall fanden. Nach kurzem Aufenthalt in Stift Reichersberg gings hinaus zur Doblkapelle, einem an alter Gaugrenze errichteten kleinen Heiligtum mit Erinnerungen an Pestzeiten und Votivbildern, die bis in die Gegenwart herein reichen. Während der Fahrt wies Dr. Assmann auch auf die gut erkennbaren Hausformen dieser Gegend hin. Nach Besichtigung des Steinkreuzes von Eggerding kehrte man gerne zum – übrigens an allen Tagen sehr guten und reichlichen – Mittagessen zurück.

Retrospektiv glaube ich nun bereits sagen zu können: die 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung in Zell an der Pram war ein voller Erfolg. Wir danken den Organisatoren, Gastgeber und Teilnehmern, speziell den Referenten für dieses schöne Erlebnis, das nicht nur neue Erkenntnisse auf unserem speziellen Arbeitsgebiet erbracht, sondern auch so manchen erfreulichen persönlichen Kontakt entweder vertieft oder neu geschaffen hat. Uns ausgebildeten Volkskundlern als den zuständigen Fachleuten aber wurde wieder einmal die große Verantwortung bewußt, die wir bei einer solchen qualifizierten Anwendung unseres Fachwissens zu tragen haben.

Heinrich von Zimburg †

Von den zahlreichen Tallandschaften des Landes Salzburg sind nur zwei, dafür aber umso eingehender volkskundlich erforscht worden: Das Tal der Gasteiner Ache und das der Großen Arl, beides Bergbaugebiete, die hochmittelalterlich-frühzeitlich

durch ihren großen Reichtum Bedeutung als bemerkenswerte Innovationsgebiete erlangten, aber nach dem Versiegen des Bergsegens und der einen Großteil der Einwohner umfassenden Protestantenemigration in Armut fielen. Für die dialektologische und sachvolkskundliche Erforschung des zu einem Reliktgebiet gewordenen und heute noch erschwert zugänglichen Großarltales hat Karl Fiala¹⁾ Hervorragendes geleistet, während Heinrich von Zimburg das Verdienst zukommt, sich Zeit seines Lebens mit dem Gasteinertal beschäftigt und darüber Vielbeachtetes zusammengetragen und publiziert zu haben.

Heinrich von Zimburg ist kurz vor Vollendung seines 83. Lebensjahres am 30. März 1978 in St. Johann/Pongau gestorben. Als jüngstes von 5 Kindern am 18. Mai 1895 in Mährisch-Weißkirchen geboren, wuchs er in einer Offiziersfamilie auf und ging zuerst in St. Pölten, dann in Salzburg zur Volks- und Realschule. Nach dem frühen Tod seiner Eltern fand er Aufnahme im Haus seines Schwagers Ernst von Pachmann, des bekannten Lokalhistorikers²⁾, der in dem jungen Mann das Interesse für zahlreiche Wissenschaftsgebiete und dabei nicht zuletzt für die Landesgeschichte weckte. Der Familientradition folgend absolvierte er die Militärakademie in Wiener Neustadt, wurde ab 1915 an verschiedenen Fronten eingesetzt und hoch dekoriert. Um den letzten Wunsch seiner englischen Mutter zu erfüllen, besuchte er nach seiner Rückkehr aus italienischer Kriegsgefangenschaft im Jahre 1919 die Handelshochschule in München und kam 1920 nach Zell am See, wo er bis 1935 in einer Privatanstalt als Bankkaufmann tätig war und ein Reisebüro aufbaute. Seinen Wohnsitz erwähnte er in Thumersbach, heiratete 1922 und hatte sich bald um zwei Söhne zu kümmern³⁾. Trotz der Konkurrenz von über 100 Mitbewerbern erhielt er im Februar des Jahres 1934 die

¹⁾ Karl Fiala, Mundartkundliches und Sachliches in der Bauernarbeit im Großarlal (Salzburg). Phil. Diss. Universität Wien 1965, XIII u. 221 S. u. Anhang.NS: Das Gesamtverzeichnis der Publikationen Zimburgs wurde von Michael Martitschnig erstellt, im neugegründeten „Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv der Volkskunde“ im Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österr. Akademie der Wissenschaften in Mattersburg sowie im Salzburger Landesarchiv hinterlegt und ist dort einsehbar. Der landeskundliche, größere Teil der Bibliographie wird in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 119, Salzburg 1979, im Anschluß an den Nekrolog abgedruckt werden; die Aufstellung der volkskundlichen Veröffentlichungen ist bereits erschienen (ÖZV XXXIII/82, Wien 1979, H. 3, 224–230). Vgl. Michael Martitschnig, Karl Fiala 80 Jahre (ÖZV XXXIII/82, Wien 1979, H. 3, 203–204). Ders., Ein Leben für die Salzburger Heimat: Zum 80. Geburtstag von SR. Dr. Karl Fiala (Zeitschrift d. Österr. Lehrerverbandes, 29. Jg., Wien 1979, Fg. 3, 6–9).

²⁾ Vom früh verstorbenen Ernst von Pachmann (* Frankenberg 3. 5. 1877 † Zell am See 19. 11. 1924) erschien 1925 im Eigenverlag das Werk „Aus dem Pinzgau. Historische Wanderung vom Zeller See nach Krimml“. Daran hat Zimburg aktiv mitgewirkt, selbständig die heraldische Seite bearbeitet und auch die Wappen gezeichnet.

³⁾ Im Familienbesitz befindet sich eine vom Verstorbenen verfaßte Familiengeschichte mit über 1000 Manuskriptseiten.

Stelle des Kurdirektors von Badgastein, wurde im gleichen Jahr Geschäftsführer des Österreichischen Heilbäder- und Kurortverbandes, gilt als dessen Wiederbegründer nach dem Zweiten Weltkrieg und war von 1955 bis 1959 dessen Präsident sowie bis 1968 dessen Ehrenpräsident⁴⁾. Auch darf Zimburg als Initiator des Forschungsinstituts Gastein der Österr. Akademie der Wissenschaften bezeichnet werden.

Damit war Zimburg in einer der schwierigsten Epochen der Zwischenkriegszeit und in der Folge ein Vierteljahrhundert mit viel Geschick maßgeblich an Badgasteins Entwicklung beteiligt, nicht zuletzt von 1954 bis 1959 als Vizebürgermeister. Sein verdienstvolles Wirken in verschiedensten Aufgabenbereichen⁵⁾ fand in hohen öffentlichen Auszeichnungen seinen Niederschlag⁶⁾, wie auch eine Reihe von wissenschaftlichen Instituten und Vereinen ihm ehrende Anerkennung zollten⁷⁾.

⁴⁾ Karl Hain, Heinrich von Zimburg: Drei Jahrzehnte im Dienste des österreichischen Heilbäderwesens (Badgasteiner Badebl., 28, Badgastein 1968, Nr. 41, 595).

⁵⁾ Vgl. Josef Pfarrmaier, Kurdirektor Zimburg ein Sechziger (Badgasteiner Badebl., 15, Badgastein 1955, Nr. 5, 44); Anonymus, Heinrich von Zimburg 80 Jahre (Gastein aktuell, Badgastein 1975, Nr. 2, 21); Anonymus, Heinrich von Zimburg † (Salzburger Nachrichten, 34, Saalzburg 1. April 1978, S. 8); Michael Martischinig, Badgastein. Heinrich von Zimburg † (Volkskunde in Österreich, 13, Wien 1978, Fg. 4, 16); Anonymus, Ein Leben im Dienste des Kurortes Badgastein (Pongauer Nachrichten, 7, St. Johann 1978, Nr. 5, 3); Sebastian Hinterseer, Heinrich von Zimburg zum ehrenden Gedenken (Gastein aktuell, Badgastein 1978, Nr. 17, 4–5); Michael Martischinig, In memoriam Heinrich von Zimburg (Salzburger Museumsbl., 40, Salzburg 1979, Nr. 1, 7–8).

⁶⁾ Zimburg war u. a. Träger des Silbernen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich (1955; vgl. Wiener Zeitung, Wien 1956, Nr. 39, 1) und des Ehrenringes der Gemeinde Badgastein (1961); anlässlich seines 70. Geburtstages wurde ihm die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Badgastein verliehen (1956; vgl. F. Schenkenfelder, Altbürgermeister Heinrich Zimburg – Ehrenbürger von Badgastein (Badgasteiner Badebl., 25, Badgastein 1965, Nr. 4, 35).

⁷⁾ U. a. wurde am 6. 6. 1957 vom Akademischen Senat der Universität Innsbruck Zimburgs Eintragung ins Ehrenbuch der Universität und Verleihung der Medaille „Excellenti in litteris“ vorgeschlagen (vgl. Anonymus, Ehrung von Kurdirektor Zimburg durch die Universität Innsbruck (Badgasteiner Badebl., 17, Badgastein 1957, Nr. 21, 258)). Er war seit 1927 Mitglied, seit 1960 Ehrenmitglied der Ges. f. Sbg. Landeskunde. Zum Ehrenmitglied des Gasteiner Museums erwählt, erhielt er als Nestor der Salzburger Kustoden 1970 vom Präsidenten des Salzburger Bildungswerkes eine Ehrenurkunde. Für seine sportlichen Aktivitäten bleibendes Andenken ist der „Zimburg-Weg“, der von der Miesbichlscharte quer durch den Südalpfall des Silberpfennigmassivs bis zum Oberen Bockhartsee führt (vgl. Heinrich von Zimburg, 75 Jahre Zweig Badgastein des Österr. Alpenvereins (1883–1958), Festschrift, Badgastein 1958; Walter Rud, Heinrich von Zimburg, Ehrenvorsitzender des Zweiges Badgastein gestorben (Österr. Alpenvereinsmitteilungen 33, 103, Innsbruck 1978, H. 5/6 98)).

Entsprechend seinem umfassenden, vor allem kulturhistorischen Interesse stellte Zimburg gemeinsam mit Gemeindecarchitekt Friedrich Walz anlässlich der 500sten Wiederkehr des Kuraufenthaltes von Kaiser Friedrich III. in Gastein unter schwierigsten Bedingungen neben einem Festzug eine Jubiläumsschau zusammen, die in Anwesenheit des Bundespräsidenten am 28. 6. 1936 eröffnet wurde. Diese Ausstellung ist als unmittelbarer Vorläufer, die Bestände als Grundstock des Badgasteiner Heimatmuseums zu betrachten⁸⁾, das damit nach Hallein als das zweitälteste im Lande Salzburg gegründet wurde und auf Grund Zimburgs nimmermüden Sammeleifer rasch zu einer ansehnlichen Sammlung anwuchs.

Als Zimburg die von der Kurverwaltung veröffentlichten Kurlisten zu einer Zeitschrift ausgestaltete und am 2. Mai 1935 die 1. Folge dieses „Badgasteiner Badeblattes“ in einer Auflagenhöhe von 500 Stück herausgab, begegnete man diesem Vorhaben allseits recht skeptisch⁹⁾. Der Verstorbene mußte Schriftleitung und

⁸⁾ Das damalige Museum war untergebracht in der sogenannten „Grillparzer-Ecke“, die den Wandelsaal mit dem Lesesaal des Kurkasinos verband. Die Ausstellungsstücke waren unter folgenden Themen zusammengefaßt: Frühe Funde und Ehrungsbücher; Entwicklung des Ortes; Goldbergwerk; Mineralien; Jagd; Heilbad, Kurgäste; Bilder aus dem alten Gastein; Trachten und Brauchtum; Möbel. (Vgl. Michael Rieser, Ein Badgasteiner Museum (Badgasteiner Badebl., 2, Badgastein 1936, Nr. 7, 25–26); Heinrich von Zimburg, Das Badgasteiner Heimatmuseum (Ebd., 8, Badgastein 1948, Nr. 20, 125–126); Ders., Vom Heimatmuseum in Badgastein (Ebd., 30, Badgastein 1970, Nr. 29, 429–432; Nr. 30, 445–448)). Kriegsbedingt wurde das Museum 1939 geschlossen, 1946 begann man mit dem Wiederaufbau. Als 1970 das Kurhaus abgetragen wurde und an dessen Stelle ein modernes Kongreßzentrum entstand, ohne Räumlichkeiten für das Museum vorgesehen zu haben, mußte die Sammlung nach 34 Jahren des Bestandes verlagert werden. Dem neugegründeten „Verein der Freunde des Gasteiner Museums“ kommt das große Verdienst zu, für das Lebenswerk Zimburgs im Haus Austria wieder geeignete Räumlichkeiten adaptiert und als erste einer laufend weitergeführten Reihe von recht instruktiven Sonderausstellungen am 28. 12. 1974 die Schau „Volksbräuche rund um das Gasteiner Jahr“ eröffnet zu haben. (Vgl. hektogr. Rundschreiben des Vereines der Freunde des Gasteiner Museums Nr. 1 ff.)

⁹⁾ „Es ist schon oft mit Bedauern festgestellt worden, daß das Land Salzburg für heimatkundliche Periodica, seien es nun selbständige Publikationen oder Beilagen zu Tageszeitungen, ein recht ungünstiger Boden ist. Tatsächlich kamen dahingehende Versuche meist binnen kurzer Frist zum Scheitern. Die Ursache dieser Erscheinung war in erster Linie stets darin zu suchen, daß es nicht möglich war, einen entsprechend großen Stab an Mitarbeitern zu finden.“ (Herbert Klein, 25 Jahrgänge „Badgasteiner Badeblatt“ (Badgasteiner Badebl., 25, Badgastein 1965, Nr. 43, 615). Vgl. Hans Glaser sen., Das Salzburger Zeitungswesen Teil I u. II (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde 96, Salzburg 1956, 135–177; 97, Salzburg 1957, 61–70).

Verwaltung wahrnehmen, konnte aber in der Folge¹⁰⁾ mit andauerndem Eifer unter Ausnutzung seiner vielseitigen Bekanntschaften nicht nur der Lokalgeschichte¹¹⁾, sondern auch verschiedensten naturwissenschaftlichen Fachgruppen ein vielbeachtetes Publikationsorgan zur Verfügung stellen. Indem er auch die Möglichkeit nutzte, einzelne im Badeblatt ausführlich behandelte Artikel von allgemeinem Interesse als Sonderdrucke herauszubringen, entstand im Laufe der Jahre eine stattliche Sammlung von Gastuniensia.

Selbst veröffentlichte Zimburg die stattliche Anzahl von über 500 Abhandlungen, die entsprechend seiner außergewöhnlich vielseitigen Interessenslage sowohl historische und volkskundliche wie auch kunstgeschichtliche und biographische Themen umfassen. Mit welcher Akribie er bei der Erforschung anstehender Probleme vorging, zeigt etwa die Tatsache, daß er im Jahre 1931 nach Kleinasien fuhr, um die Erzeugung von Nomadenteppichen studieren zu können, da er an einem – übrigens nie fertiggestellten – Teppichbuch arbeitete.

Besonders hervorzuheben ist die erste selbständige „Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tales“¹²⁾ nach Koch-Sternfeld¹³⁾ und Muchar¹⁴⁾, eine Talmonographie, die nach eingehenden Archivstudien entstand und endlich die von dilettierenden Badeärzten verfaßte Literatur korrigierte. Bei den vielen Sachgebieten, zu denen er die Gasteiner Verhältnisse vorstellte, zeigt sich seine umfassende Sicht; so beschränkte er sich beispielsweise bei hauskundlichen Untersuchungen keineswegs auf Haus und Hof mit Zusatzgebäuden (Badstube etc.), sondern behandelte glei-

¹⁰⁾ Das „Badgasteiner Badeblatt“ wurde am 29. 11. 1970 mit Nr. 40 eingestellt. Damit waren innerhalb von 35 Jahren 30 Jahrgänge mit jährlich etwa 40 Nummern erschienen; einzig von Ende 1941 bis 1948 mußte die Zeitschrift kriegsbedingt eingestellt werden. Unter dem Titel „Gastein aktuell“ wird die Zeitschrift mit geändertem Inhalt und neuer Form weitergeführt. Vgl. Heinrich von Zimburg, 25 Jahre Badgasteiner Badeblatt (Badgasteiner Badebl., 20, Badgastein 1960, Nr. 1, 3); Herbert Klein, 25 Jahrgänge Badgasteiner Badeblatt (Ebd., 25, Badgastein 1965, Nr. 43, 615–617); Heinrich von Zimburg, 35 Jahre Badgasteiner Badeblatt (Ebd., 30, Badgastein 1970, Nr. 40, 600–602).

¹¹⁾ Auf historischem Gebiet scheinen auf u. a. die Namen auf von Karl Adrian, Martin Hell, Rudolf Holzer, Herbert Klein, Franz Martin, Josef Karl Mayr, Magda Pagitz, Felix F. Strauss.

¹²⁾ Generalstaatsarchiv HR Dr. Franz Martin, Direktor des Landesarchives Salzburg, widmete dem Werk eine begeisterte Besprechung unter „Die Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tales von Heinrich von Zimburg“ (Badgasteiner Badebl., 8, Badgastein 1948, Nr. 16, 95–96).

¹³⁾ Josef Ritter von Koch-Sternfeld, Das Gasteinerthal. Salzburg 1810.

¹⁴⁾ Albert von Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein. Graz 1834.

chermaßen Gefüge und Funktion der Feldfutterstadel bis hin zu den unterschiedlichsten Formen von Brunnen, Zäunen etc. Philologische Betrachtungen ermöglichten ihm die lokale Ergänzung der „Salzburger Sagen“ von Rudolf Freisauff (Wien/Pest 1880). In seinem heute noch erhältlichen Standardwerk „Der Perchtenlauf in der Gastein“ konnte er seine bedeutenden Sammlungsstücke an Masken und Kappen aufarbeiten, wie er überhaupt großteils die Museumsbestände in vielbeachteten Publikationen vorlegte. Beispielgebend dafür seien erwähnt seine Arbeiten über die Gasteiner Volkstrachten, zu denen er etwa Angaben aus dem Gasteiner Urbar von 1221 („grawis tuchiz“) fand, alte Motivbilder und Grabsteine in den Gasteiner Kirchen realienkundlich untersuchte und graphische Darstellungen von Emigrantenzügen analysierte.

Michael Martischnig

Franz Colleselli †

Am 21. August 1979 starb völlig unerwartet der Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, Hofrat Dr. Franz Colleselli, an den Folgen einer Herzattacke. Mit seinem Hinscheiden verliert das Tiroler Kulturleben nicht nur einen hervorragenden Museumsfachmann, sondern darüber hinaus auch einen erfahrenen und erfolgreichen Volkskunstpfleger.

Colleselli wurde am 16. Jänner 1922 als Sohn des Bildhauers Josef Colleselli aus Colle die Sta. Lucia in Buchenstein in den Dolomiten und der Geschäftsfrau Aloisia, geb. Zanger, in Absam geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums der Franziskaner in Hall und dem Kriegsdienst bis 1945 studierte Colleselli an der Universität Innsbruck Geschichte und Kunstgeschichte. Nach seiner Promotion 1949 trat Colleselli in den Landesdienst und wurde vom damaligen Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, Hofrat Dr. Josef Ringler, 1953 vom Landesregierungsarchiv als Assistent in das Volkskunstmuseum geholt. Hier zeigte sich sehr bald die hohe Qualifikation Collesellis als Museumsmann. Er ergänzte den Kunsthistoriker Ringler, der Colleselli ein väterlicher Freund war, durch seine praktischen Begabungen ausgezeichnet. Colleselli – erblich angeregt von seinem Vater – hatte ein sehr nahes Verständnis zu allen Zeugnissen der Schnitzerei, insbesondere zur Krippe. Mit immensem Fleiß und Geschick führe Colleselli die Inventarisierung und wissenschaftliche Dokumentation der Museumsbestände weiter, vergaß aber darüber nicht, in einer Reihe von Fachartikeln auch Fragen der Tiroler Volkskunde aufzugreifen. Als Colleselli 1959 in Nachfolge Ringlers Direktor des Tiroler Volkskunstmuseum wurde, schritt er mit voller Kraft zur Neuaufrichtung des Museums. Hier konnte er besonders seine praktischen Qualitäten verwerten. Sein Studium verdiente er sich nämlich als Praktikant bei einem Haller Zimmermeister. In engem Kontakt und bestem Einvernehmen mit den Handwerkern des Museums entwarf er die Vitrinen und gestaltete viele Schauräume des Museums gleichermaßen zweckmäßig wie systematisch. Um 1970 war die Neuaufrichtung weitgehend abgeschlossen und das Museum präsentiert sich seither in einem hervorragenden Zustand. Auch die Studiensammlung in den

Depots ist durch größte Ordnung und Zugänglichkeit für den Fachmann ein Beweis für die Akribie, mit der Colleselli sein Amt zeitlebens wahrnahm. Daneben nahm er sich immer noch die Zeit, auch weiterhin wissenschaftlich zu arbeiten. Neben einer Reihe von Aufsätzen, dem „Begleiter durch das Volkskunstmuseum“ und dem „Führer durch die Krippenabteilung“ des Museums entstand das in mehreren Auflagen erschienene Werk „Tiroler Bauernmöbel“, das zu einem Standardwerk der Volkskunsthochforschung geworden ist. Trotz dieser großen Leistungen blieb Colleselli bescheiden und scheute allzeit laute Öffentlichkeit. Er blieb ein Mann des Volkes; bis zuletzt war er aktiver Musikanter bei der Salinenmusikkapelle Hall. Nie ließ er bei den vielen Menschen, die ihn um Rat fragten – beispielsweise bei der Neuanschaffung von Trachten für Schützen und Blasmusikkapellen, oder bei Fragen der Krippenpflege – den Abstand merken. Mit jedermann konnte er sich auf einer Ebene unterhalten, scheute aber auch nicht davor zurück, ohne Umschweife seine eigene Meinung zu äußern, auch dann, wenn diese dem Gesprächspartner unbequem war.

Franz Colleselli war kein Museumsdirektor, der vom grünen Tisch aus arbeitete, sondern immer behielt er den täglichen Kontakt, sowohl mit seinen Mitarbeitern im Museum, wie auch mit jenen vielen Leuten, die sich um die Volkskultur von heute bemühen. Diese Praxisbezogenheit war es dann auch, die von den Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Innsbruck besonders geschätzt wurde. Im vergangenen Sommersemester führte er die Studenten im Rahmen seines Lehrauftrages „Volkskunst am praktischen Beispiel der Sammlungen des Tiroler Volkskunstmuseums“ durch sein Haus. Im Wintersemester 1979/80 sollte er diesen Lehrauftrag weiterführen. Die ausgezeichneten Leistungen als Museumsdirektor wie als praktischer Volkspfleger wurden durch das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft der Stadt Innsbruck und im vergangenen Jahr mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse gewürdigt. Collesellis Leistungen werden weiterleben. Den Menschen Colleselli werden – nicht zu sprechen von seinen Freunden – auch jene im besten Andenken behalten, die mit ihm fast nur beruflich in Verbindung standen.

Hans Gschneider

**Verzeichnis der Veröffentlichungen von Franz Colleselli
auf dem Gebiet der Volkskunde und auf anderen Gebieten**

Erstellt von Klaus Beitzl

1953

1. Hochzeitsbräuche in Colle S. Luzia, Buchenstine (Der Schlern 27, 1953, 321–322).

1955

2. Quellen und Probleme der Lechtaler Trachtenkunde. In: Außerferner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Außerfern (= Schlern-Schriften, 111; Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1955), 283–291, 4 Taf.

3. Ein wenig bekannter Trachten- und Genremaler des 19. Jahrhunderts. (TirHmtbll. 30, 1955, 80–81, 2 Abb.).

4. Ein altes Dreikönigsrelief aus Buchenstein. (Der Schlern 29, 1955, 97, 1 Abb.).

1956

5. Enneberger Truhen im Tiroler Volkskunstmuseum (TirHmtbll. 31, 1956, S. 91–94, 13 Abb.).

6. Zur Geschichte der Tiroler Zimmermannszunft. (TirHmtbll. 31, 1956, 95–100).

7. Jahresbrauchtum in Buchenstein. (Der Schlern 30, 1956, 39–41, mus. Noten).

8. Note di folclore ladino di Livinallongo. (Ce fastu XXXII, 1956, 33–38).

1957

9. Zur Kastelruther Tracht des 16. Jahrhunderts. (TirHmtbll. 32, 1957, 97–104).

10. Zur Restaurierung der Haller Pfarrkirche im Jahre 1752, (TirHmtbll. 32, 1957, 116–117).

1958

11. Die Tiroler Wetzsteinkumpfe und ihre Verzierung. (Der Schlern 32, 1958, 331–338, 18 Abb., Literatur).

1959

12. Religiöse Volkskunst in Tirol. (TirHmtbll. 34, 1959, 122–131, 8 Tafeln mit 22 Abb.).

1960

13. „Minnegaben“ in Tirol. Love Tokens from Tyrol. Cadeaux courtois. (Tyrol 19, Herbst 1960, 7–10, 10 Abb.).

1963

14. **Tiroler Volkskunstmuseum, Krippenabteilung.** Innsbruck, Selbstverlag des Tiroler Volkskunstmuseums, 1963. 16 S., 32 Abb. auf Tafeln.

15. **Alpenhäuser und ihre Einrichtung.** Geleit von Franz Colleselli. Frankfurt/Main, Umschau-Verlag/Innsbruck, Pinguin-Verlag, 1963. 72 S., Abb.

1964

16. Volkskunst in Ladinien. In: Ladinien. Land und Leute in den Dolomiten. (= Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 3/4, 1963/64, Bozen, Südtiroler Kulturinstitut, 1964), 400–407, 7 Abb., 1 Farbtafel.

17. Die Einrichtung der Studiensammlung am Tiroler Volkskunstmuseum. (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 13, 1964, 4–9).

1965

18. Aus dem Leben und Schaffen des Barockbildhauers Gregor Fritz (TirHmtbll. 40, 1965, 63–).

1966

19. Die Weihnachtskrippe in Tirol. In: Weihnachtskrippen aus Österreich. Hrsg. von Nikolaus Grass. (Innsbruck, Felician Rauch, 1966), 1–25, Abb. 1–20, 1 Karte.

1967

20. **Tiroler Bauernmöbel.** Innsbruck–Wien–München, Tyrolia-Verlag, 1967. 200 S., 16 Farbbilder, 138 Abb., 7 Textill. Bilderverzeichnis deutsch, ital., englisch und französisch. 2. Auflage 1968.

21. **Essen und Trinken.** Katalog der gleichnamigen Ausstellung Juli bis September 1967 von Erich Egg und Franz Colleselli. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Volkskunstmuseum, 1967. 96 S., Abb.

22. **Handtuchhalter (Handwelle) aus Innsbruck (18. Jahrhundert).** In: Notring-Jahrbuch 1967 (Wien, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreich, 1967), 191–192, 1 Taf.

1968

23. **Bauernstuben, Bauernmöbel in den Alpen.** Peasant interiors and peasant furniture in the Alps. Intérieurs et meubles rustiques dans les Alpes. Einleitung von Franz Colleselli. Bildredaktion und Gesamtgestaltung Hella Pawlowski. Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt/Main, Umschau-Verlag, 1968. 12 S., S. 15 bis 111, Abb., teilweise farbig. S. 113–116.

24. **Tiroler Bauernmöbel.** Aufn. Otto Vogth. 2. Aufl, Innsbruck–Wien–München, Tyrolia-Verlag, 1968. 26 S., S. 29–186, Abb., teilw. farbig, S. 189 bis 199.

25. Museumsdirektor Hofrat Dr. Ringler zum 75. Geburtstag. (Der Schlern 42, 1968, 3–4).

1969

26. **Bauernmöbel in den Alpen.** Einleitung Franz Colleselli. (= Taschen- und Bestimmungsbücher). Innsbruck, Pinguin-Verlag/Frankfurt/Main, Umschau-Verlag (1969), 11 S., 48 Taf., teilweise farbig.

27. **Alpenhäuser und ihre Einrichtung.** Geleit von Franz Colleselli. 3. Aufl., Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt/Main, Umschau-Verlag, 1969, 24 S., S. 26 bis 71, Abb., teilw. farbig. (= Taschen- und Bestimmungsbücher).

28. Neuaufstellung der Trachtenabteilung des Tiroler Volkskunstmuseums. (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 18, 1969, 3–7).

29. Das Tiroler Volkskunstmuseum. (Kultur im Zeitgeschehen, Kulturbeilage der Österreichischen Ärztezeitung, 1969, 1969, 165–166, 3 Abb.).

1970

30. **Bauernmöbel in den Alpen.** Einleitung: Franz Colleselli. 2. Auflage. Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt/Main, Umschau-Verlag (1970). 11 S., S. 14 bis 59, Abb., teilweise farbig.

31. Ötztaler Bauernmöbel. (TirHmtbl. 45, 138–145, Abb. 10–17).

32. Ein Rundgang durch die Krippenschau des Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck. (Kultur im Zeitgeschehen, Kulturbeilage der Österreichischen Ärztezeitung, 1970, 217–219, 4 Abb.).

1971

33. Peter Weninger, **Volkskunst in den Alpen.** Einleitung und Bearbeitung Franz Colleselli. Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt/Main, Umschau-Verlag, 1971. 116 S., zahlr. Abb. auf Taf., zum Teil farbig.

1972

34. **Tiroler Bauernmöbel.** 3. Auflage, Innsbruck, Tyrolia-Verlag, 1972. 200 Seiten, 141 Schwarzweiß-Bilder, 16 Farbtafeln.

35. **Tiroler Volkskunstmuseum.** Führer durch die Krippenabteilung. 3. Ausgabe. Innsbruck, Selbstverlag des Tiroler Volkskunstmuseums, 1972. 16 S. und Tafelanhang mit 32 Abb.

1973

36. **Begleiter durch das Tiroler Volkskunstmuseum.** Zeichnungen und Fotos Otto Vogth. Innsbruck, Selbstverlag des Tiroler Volkskunstmuseums 1973. 28 S., 16 Abb. auf Taf., Strichzeichnungen und Text, 1 Faltplan.

37. Die Giner-Krippe und ihre Vorgänger in der Pfarrkirche Absam. (Tirol, Winter 1973/74, Nr. 3, 5–24, 17 Abb.).

38. Josef Ringler † (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXVII/76, 1973, 51).

39. Zum Gedenken an Museumsdirektor i. R. Hofrat Dr. Josef Ringler (Der Schlern 47, 1973, 3, 1 Abb.).

40. Zum Tode des Museumsdirektors a. D. Dr. Josef Ringler. (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, 1973, 20–22).

41. Zum Tode des bekannten Tiroler Krippenfreundes Museumsdirektor a. D. Hofrat Dr. Josef Ringler. (Der Bayerische Krippenfreund, Nr. 2, Juni 1973, 34, 1 Abb.).

Literatur der Volkskunde

Österreichische volkskundliche Biographie. Folge 9–10

Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1973 und 1974 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren. Bearbeitet von Klaus Beitzl zusammen mit Dietmar Assmann, Margarete Bischoff, Elfriede Grabner, Hans Griessmair, Maria Kundegraber und Michael Martitschnig. Wien, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1979. XIII, 359 S.

Der neue österreichische Bibliographieband liegt in gewohnt sorgfältiger Aufmachung vor uns. Er ist mit seinen 2170 Titeln recht stattlich geraten, und das Redaktionskollegium hat unter der umsichtigen Leitung von Klaus Beitzl tadellose Arbeit geleistet. Es mag ihr zugute gekommen sein, daß von nun an die bibliographische Tätigkeit von einer für diesen Zweck gegründeten „Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft des Vereins für Volkskunde in Wien“ gefördert wird. Umfangmäßig sind wie bis anhin Veröffentlichungen in und über Österreich (mit Einbezug des Südtirols), sowie österreichische Autoren im Ausland erfaßt. Es finden sich vor allem viele Nachträge aus dem Bundesland Salzburg, das damit systematisch erfaßt sein dürfte. Gegenüber der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie sind einige Abschnitte in nützlicher und überlegter Weise unterteilt worden: Unterteilungen, die möglicherweise auch für die Internationale Bibliographie nötig werden könnten. Im einzelnen wird man dankbar die große Zahl von Spezialbibliographien zur Kenntnis nehmen. Eine besondere Anerkennung verdient die peinlich sorgfältige und ausführliche Gestaltung der Register (durch Margarete Bischoff), die wertvolle Hilfe für den Zugang zu Titeln leisten. Es handelt sich um das Verzeichnis der Zeitschriften, Register für Autoren und Personen, Orte und Sachen.

Robert Wildhaber

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke, zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Max Lüthi, Lutz Röhrich, Rudolf Schenda. Redaktion Lotte Baumann, Ines Köhler, Elfriede Moser-Rath, Ernst Heinrich Rehermann, Hans-Jörg Uther, Rainer Wehse. Bd. II, 1444 Spalten. Berlin–New York 1979, Verlag Walter de Gruyter.

Dem großartigen Unternehmen in Göttingen kann man zum Abschluß des zweiten Bandes der „EM“ gratulieren. Man weiß, wieviel Arbeit und Entsagung dahintersteht, und freut sich als Benützer über jede Lieferung, ja über jeden Artikel. Es gibt sicherlich Gebiete, in die man sich als Nicht-Insider der Märchenforschung kaum einarbeiten könnte: Sagen wir die Märchen in China. Hier liegt ein Sammelartikel vor, der alles bringt, was man sich nur wünschen mag, bearbeitet von Wolfram Eberhard, Helwig Schmidt-Glintzer, André Lévy und Nai-Tung Ting. Es dürfte kaum einem anderen Redaktionskollegium je wieder gelingen, derartige Fachleute mit der Kenntnis auch der lokalen und provinziellen Literatur zu einem derartigen Unternehmen zu vereinen. Aber andere Länder- und Völker-Artikel sollen deshalb nicht unterschätzt werden. Sicherlich wird man mitunter daran erinnert, daß das weite Gebiet der Vergleichenden Literaturwissenschaft sehr nahe liegt. Artikel über Cervantes ergeben sich daraus ebenso wie über die Chansons de geste, und man wird manchmal zögern, hier noch viel an Beziehungen zum Märchen feststellen zu können. Mittelalterliche Märe, Novelle und Schwank liegen auch bei Chaucer näher als das Märchen, so sehr man einen Übersichtsartikel über Chaucer hier selbstverständlich begrüßen wird. Manchmal sind es geradezu nur mehr Pflichtartikel: Die „Chatelaine de Vergi“ war und ist kein Märchen, da helfen auch die kenntnisreichen Ausführungen von Schenda nicht darüber hinweg. Der Vollständigkeit halber hätte man hier vielleicht erwähnen können, daß der Stoff in der mittelalterlichen bildenden Kunst beachtlich vertreten erscheint¹⁾. Aber die Bildende Kunst und ihre vielfältigen Beziehungen zum Erzählgut scheinen doch nach wie vor für die „EM“ eine crux zu sein. Das gilt selbstverständlich nicht für die Artikel von Dietz-Rüdiger Moser, die sich mit Stoffen der christlichen Erzähltradition beschäftigen. Dort werden vor allem durch die geradezu lückenlose Heranziehung der vielen schönen Arbeiten von Leopold Kretzenbacher alle nur möglichen Verbindungen namhaft gemacht, und zwar in den Artikeln „Christliche Erzählstoffe“ und „Christus“. Die märchennächsten Geschichten, also die von Christus als Ehestifter und von Christus und Petrus im Nachtquartier ergeben noch vergnügliche Ergänzungen. Der Artikel von Hannjost Lixfeld wird sich sicherlich in einem späteren Petrus-Artikel noch erweitern lassen. Aber auch grundsätzliche Feststellungen, wie sie etwa Dietz-Rüdiger Moser (Sp. 1385) zum Einfluß des Christentums auf das Märchen trifft, müssen wohl in anderen Artikeln noch diskutiert werden. Wenn Max Ittenbach einstmals (HDM I, S. 362) meinte, daß den Märchen eine „durchaus nichtchristliche Geistigkeit“ zugrundeliege, so hatte er doch seinen guten Grund dafür. Es dürfte im Gegenteil eher schwer fallen, vor allem für die „echten“ Märchen irgendeine christliche

¹⁾ Vgl. Hermann Fillitz, Katalog der Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe (des Kunsthistorischen Museums). I. Teil. Mittelalter. Wien 1964, S. 5 f., Nr. 10 und Taf. 26. Und als Kommentar zu dem Wiener Elfenbeinkästchen: Die Chatelaine von Vergi. Der altfranzösischen Urschrift nachgedichtet von Maria Neusser (mit Vorwort von Julius Schlosser und Nachwort von Hans R. Hahnloser, = Kleine Amalthea Bücherei, 2, Reihe, 2. Bd.) Zürich – Wien – Leipzig (1923).

Grundeinstellung zu beweisen. Daß eine gewaltige Anreicherung durch christliche Legendenmotive im Lauf der Märchengeschichte erfolgte, das ist eine ganz andere Sache.

Man sieht, die „EM“ ist ein Werk voll Inhalt, voll Leben, voll Reichtum an Stoff wie an Anregungen. Mögen viele davon auch noch den weiteren Lieferungen des Werkes zugutekommen.

Leopold Schmidt

HERMANN HOLZMANN, *Weihnacht am Tiroler Bergbauernhof*. Herausgegeben und mit Registern versehen von Alfred Gruber. 196 Seiten, mit Abb. und Zeichnungen im Text von Lieselotte Planegger-Popp. Graz 1979, Verlag für Sammler. S 240,—.

INGEBORG WEBER-KELLERMANN, *Das Weihnachtsfest*. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Großoktav 232 Seiten, mit ca. 220 Abb., zum Teil farbig. Luzern und Frankfurt am Main 1978. DM 58,—.

Seit ungefähr einem Jahrhundert werden Bücher über Weihnachten, über Weihnachten in der Kunst, Weihnachten im Brauchtum geschrieben, und fast jedes Jahr gesellt sich mindestens ein weiteres zu der schon recht groß gewordenen Schar. Nur selten handelt es sich um Neuerarbeiten, nicht wenige sind Versuche, aus alt eben neu zu machen, oder doch gute Vorgänger zeitgerecht weiterzuschreiben.

An alle diese Dinge denkt man, wenn man die neuesten Erscheinungen auf diesem Teil des Büchermarktes zur Hand nimmt. Wer zu Hermann Holzmanns Buch „Weihnacht am Tiroler Bergbauernhof“ greift, kann nicht umhin, sich an das vor mehr als fünfzig Jahren erschienene gute Buch von Hermann Mang, *Unsere Weihnacht* (Innsbruck 1927) zu erinnern. Holzmanns Buch ist ihm in vieler Hinsicht ähnlich, erzählt ebenfalls, wie das Fest und sein zeitlicher und brauchmäßiger Umkreis auf den Berghöfen Tirols gefeiert wurde und wird. Es ist ein aus dem Nachlaß des fruchtbaren, 1971 in Innsbruck gestorbenen Schriftstellers herausgegebenes Werk, auf das die Schwester des Verfassers und der Herausgeber viel Mühe verwendet haben. Der Tiroler Rechtshistoriker und Alpvölkskundler Nikolaus Grass hat ein wichtiges biographisches Nachwort dazu geschrieben. Die stark schriftstellerische, ja dichterische Komponente im Werk Holzmanns wird darin unterstrichen, was auch für die Beurteilung dieses Weihnachtsbuches wichtig ist.

Es sind, wie so häufig, eigentlich aneinandergereihte Feuilletons, die zum Teil auf Eigenbeobachtung, zum Teil auf Überlegungen auf Grund der in sehr verschiedenem Ausmaß herangezogenen Literatur beruhen. Diese Feuilletons sind dem Zeitablauf nach angeordnet, also vom Nikolaustag über die Heilige Nacht bis zu den „Weisen aus dem Morgenland“. Manche wohlbekannte Themen wie „Die Tiere in der Heiligen Nacht“ oder über „Unglück beim Mettengang“ werden betont, die sagenhaften Elemente der Überlieferung in der Weihnachtszeit deutlich unterstrichen. Holzmann hat sich ja vor allem für die Sage interessiert, hat auch in

unserer Schriftenreihe den verdienstvollen Band „Wipptaler Heimatsagen“ 1947 herausgebracht, und einen weiteren Band „Die sterbende Alpensage“ vorbereitet, der vielleicht noch zum Druck befördert werden wird.

Man wird also vor allem die selbsterlebten, selbstaufgezeichneten Elemente dieser kurzen Einzeldarstellungen gern herausheben, und Aufzeichnungen wie die des Nikolausspieles von Flirsch als bemerkenswert erachten. Weniger Freude mag man daran haben, daß Holzmann in seine Beobachtungen immer wieder Interpretationen einmengte, die auf die ältere, meist veraltete Weihnachtsbrauchsforschung zurückgehen. So wenn man (S. 7) etwa lesen muß: „Merkwürdig und geheimnisvoll mutet der Zusammenhang des heiligen Nikolaus mit den heidnischen Fanggen an: Der heilige Nikolaus versteckt nämlich in diesem Fanggestein (an der alten Römerstraße zwischen Flirsch und Grins gelegen) seine Sachen und holt sie im nächsten Jahr wieder hervor. Die Fanggen sind die Wächterinnen des heiligen Nikolaus! Hier mischt sich Christentum und Heidentum.“ Hoffentlich gibt es in allen unseren Volkskunde-Seminaren Übungen, in denen solche längst völlig unzulässigen Redereien kritisch behandelt werden. Man könnte solche Warntafeln vor vielen Stellen dieses Buches aufrichten. Merkwürdigerweise sogar vor sprachlichen Mitteilungen. Da erzählt Holzmann beispielsweise (S. 147 ff.) von einer mutigen Dirn, die sich unterfing, in der Heiligen Nacht auf die Alm zu gehen und von dem dort sitzenden Kasermandl den Melkstuhl mitzunehmen. Im Text steht „Melkstuhl“, auf der Illustration (S. 149) ist auch deutlich der einbeinige Melkschemel zu erkennen. Aber weiter im Text wird dann doch berichtet, die Dirn habe den „Melkstotz“ mitgebracht. Nun ist ein „Stotz“ immer ein Gefäß (Vgl. etwa Josef Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Bd. II, S. 608), es handelt sich um das runde niedere Melkgeschirr, selbst dem Wort nach früher weit verbreitet, wie der Vierzeiler „A Stotzn und a Malter / Is all mein Kuchlgschirr“ bezeugt. Es kann ohne weiteres Sagenvarianten geben, in denen die Dirn den „Stotzn“ von der Alm holen sollte. Aber der Erzählung und dem Bild nach wurde in diesem Fall eben vom „Melkstuhl“ erzählt, und der kritische Leser glaubt zu spüren, daß hier nicht ordentlich aufgezeichnet oder nacherzählt wurde. Es tut einem ein bißchen leid, daß dieses Nachlaßwerk nicht sorgfältiger betreut wurde. Die meist auf recht alter Literatur beruhenden Anmerkungen können darüber nicht hinwegtäuschen, ebenso wie die Orts- und Personenregister, die ja an sich sehr nützlich wären.

Aber nun heraus aus den Alpenländern, hinein in die „Berliner Luft“ des schönen, vielseitigen Buches von Ingeborg Weber-Kellermann. Man könnte vielleicht sagen: Was für Holzmann sein Vorgänger Hermann Mang war, das ist für Frau Weber-Kellermann wohl Adolf Spamer gewesen, der mit seinem Bändchen „Weihnachten in alter und neuer Zeit“ 1937 sicherlich schon einen Teil des Weges abgesteckt hat, den Weber-Kellermann nun weitergegangen ist. Wie ihre Vorgänger gibt sie zunächst eine „Geschichte des weihnachtlichen Kalendariums“. Dann kommt eine Aufarbeitung der Adventszeit, die bezeichnenderweise mit den „Ländlichen Losbräuchen und Dienstbotenterminen“ beginnt und dann zu den Perchtenbräuchen und dem Luzientag hinüberführt. Bei Luzia kann sich Weber-Kellermann weitgehend auf Kretzenbacher stützen, aber auch die Forschungen von Carl von Sydow verwenden, wodurch die früher gern

herangezogenen „germanischen Schreck- und Lichtgestalten“ energisch zurückgedrängt werden. Dann muß auch hier der Nikolaustag folgen, mit weiterführenden Hinweisen auf den Weihnachtsmann. Die Vorarbeiten des Atlas der deutschen Volkskunde finden sich hier vernünftig verwendet. Die Grundeinstellung wird deutlich: „Schaut man hinter die Kulissen der Bräuche, so sieht manches anders aus, als es sich der Deutungseifer der Forscher erträumte.“ (S. 30) Das wäre ein Satz gewesen, den beispielsweise die Holzmann-Herausgeber hätten bedenken sollen. Die kritische, manchmal gewiß auch ironische Einstellung den „auf Mythologie und Dämonenabwehr fixierten Forscherdeutungen“ gegenüber erscheint von der Gegenwartsvolkskunde aus gesehen durchaus möglich. Weber-Kellermann befindet sich mit dem Luzienbrauch auf eigenem Forschungsgebiet: Über das nächste Kapitel „Herrscheklas und Herrschedamme: Thüringer Brauchgestalten als sozialgeschichtliches Modell“ hat sie ja 1960 ausführlich gearbeitet. Über die Vorstellungen vom personifizierten „Christkind“ in den Umzügen kommt das Buch zum Kapitel „Kirchliche Adventspädagogik“, mit Adventzweigen, Adventkalender und anderem mehr, wobei ältere und neuere Dinge nebeneinandertreten. Die Betonung der Geberrolle des protestantischen deutschen Norden in all diesen Dingen – auch in den Schulbräuchen – ist richtig.

Im nächsten Hauptabschnitt „Lied und Spiel“ muß sich Weber-Kellermann zunächst mit „Geschichte, Repertoire und Funktion der Weihnachtslieder“ beschäftigen. Das ergibt wieder für die norddeutsche Quempassänger und ähnliche Erscheinungen mehr als für das alpenländische Weihnachtslied. Aber einer sehr bemerkenswerten Erscheinung, nämlich dem inneren und äußeren Wachstum des „Stille Nacht, heilige Nacht“ wird doch ein eigenes Kapitel gewidmet, wobei ich übrigens meine, daß eine Illustration von George Grosz (S. 57) nicht sehr gut dazupaßt. Nun folgen die „Katholischen Krippenspiele und Protestantischen Beschererbräuche“, wobei unter „Krippenspiele“ nicht etwa, wie im Fach gebräuchlich, die Krippen-Puppentheater gemeint sind, sondern alle Weihnachtsspiele.

Der Ausgriff auf den näheren Osten, also etwa auf die Slowakei, entspricht nicht dem Gesamtaufbau des Buches, die Heranziehung eines slowakischen Hinterglases (S. 62) verunklart die innerdeutschen Verhältnisse. Diesen wendet sich Weber-Kellermann wieder mit der Behandlung der donauschwäbischen Weihnachtsspiele zu, in Erinnerung an ihre frühen Arbeiten auf diesem Gebiet. Dann kursorische Mitteilungen über „Krippen- und Hirtenspiele auf der Bühne, im Kindergarten und in der Schule.“ Bei weitem eindringlicher und umfangreicher gestaltet sich der IV. Hauptabschnitt über „Das Schenken“. Er beginnt mit den „Weihnachtsmärkten“, was man angesichts der Bedeutung des Berliner Weihnachtsmarktes verstehen kann. Da häufen sich auch die guten Bildbelege. Dann kommen die Weihnachtsmärkte in Dresden wie in Frankfurt und in Nürnberg zur Sprache, von denen der letztere nicht zuletzt durch die Sonderzüge der „Süddeutschen Zeitung“, wie sie alljährlich veranstaltet werden, sehr an Bedeutung zugenommen hat. Den etwas idyllischeren Kapiteln folgt die Mahnung zur sozialen Besinnung: „Werbung und ‚Konsumterror‘“. So manche gute Karikaturen unterstreichen, daß es die Verfasserin auch in solchen Fällen doch nicht ganz ernst gemeint hat. Jetzt erst kommt das erwartete Kapitel „Geschichte der

weihnachtlichen Schenkbräuche in Stadt und Land: Die Schenkenden und die Beschenkten“, wobei die tatsächlich verfolgbare Geschichte immer wieder einmal mit Sätzen über „das große Unbehagen gerade am Phänomen Schenken“ (S. 89) durchschossen erscheint. Weber-Kellermann ist gerade für diese Erscheinungen durch ihre Forschungen über die Familie (1976) sehr gut vorbereitet. Auch auf das weitere Kapitel „Die Gabenbringer: Weihnachtsmann und Christkind: Heiligabend als familiäres Kinderfest“, wobei wieder die Heranziehung geeigneter Abbildungen, besonders älterer Weihnachts-Glückwunschkarten auffällt.

Der V. Hauptabschnitt ist „Tannenzweig und Weihnachtsbaum“ gewidmet, und beginnt mit den „Ländlichen Zweigbräuchen: Der Schlag mit der Rute am 28. Dezember“. Darüber war in der einschlägigen Forschung wohl schon mehr zu sagen, wenigstens die einschlägigen Karten von Sepp Walter wie von mir wären doch heranzuziehen gewesen. Aber hier geht es nun zu einem Hauptkapitel, nämlich dem „Weihnachtsbaum in der Bürgerkultur“. Die Frühformen an den durchaus nicht bürgerlichen Fürstenhöfen werden immerhin erwähnt, aber dann werden zahlreiche literarische und bildliche Zeugnisse für das Anwachsen gerade des Christbaumbrauches im 19. Jahrhundert zur Verfügung gestellt. Manchmal vielleicht sogar zu viele, denn das Bild von Franz Streußenberger „Die Kaufmannsfamilie Rapolter 1840 in Ried im Innkreis“ (Farbige Abb. S. 115) zeigt doch gar keinen Christbaum, sondern ganz offenbar einen Geburtstagsbaum, ähnlich unseren Hochzeitsbäumen oder dem schönen Gratulationsbild von 1808 (Vgl. Schmidt, Die Kunst der Namenlosen. Wiener Volkskunst aus fünf Jahrhunderten. Wien 1968. S. 40–45, Abb.) Aber das weihnachtliche Material überwiegt selbstverständlich, man muß es in seiner Fülle geradezu bewundern, und jedes Institut könnte auf einen derartigen Bilderschatz stolz sein.

Nun wendet sich das Buch mit seinem V. Kapitel der „Weihnachtlichen Volkskunst“ zu. Da kann für die Krippen selbstverständlich nur ein kurzer Aufriß geboten werden, immerhin durch zahlreiche und auch sehr gute Abbildungen bereichert. Der Verfasserin stehen die „Weihnachtsberge des Erzgebirges“ näher, ein Lieblingsgebiet der mitteldeutschen Forschung seit eh und je. Die charakteristischen verwandten Erscheinungen, also „Nußknacker, Räuchermann, Lichterengel und erzgebirgisches Spielzeug“ fehlen nicht. Die Erzgebirgische Bergmannsvolkskunde hat hier seit langem viel vorgearbeitet. Mit den Weihnachtspyramiden und ihren farbigen Abbildungen wird geradezu ein Höhepunkt des Buches erreicht. Daran schließt recht organisch der „Christbaumschmuck“ an, wieder auch von den Herstellern her gesehen, das Gebiet wird stärker betont als sonst üblich innerhalb der Weihnachtsliteratur.

Ein weiteres Hauptkapitel, nämlich VII „Kochen und Backen“ schließt an. Die „Weihnachtlichen Speisetraditionen“ sind zumindest seit Max Höfler wohl bekannt, auch für „Backmodel und Backrezepte“ ist einiges getan. Das sehr wichtige Kapitel hätte nach der Tradition der Weihnachts-Brauchforschung wohl viel früher angesetzt gehört. Bei Holzmann steht ein stoffreiches Kapitel über die Weihnachtsspeisen gleich nach den Nikolausbräuchen und dem Christblock. Nur wird einem leider ein bißchen die Freude daran genommen, da Holzmann feststellt: „Diese Weihnachtsspeisen waren ihrem innersten Wesen nach Opfer-

speisen“ (S. 15). Das ist nun bei Frau Weber-Kellermann natürlich nicht zu befürchten, hier gibt es eher Kritik in jene Richtung, beispielsweise mit der Bemerkung über Ernst Burgstallers Forschungen: „Die Formen der Festtagsbäckerei als Gebildbrote sind aber auch von jeher ein fündiges Feld der Symbolforscher gewesen, die hier eine Unzahl mythologischer Zeichen zu erkennen glauben, wo sicher oft nur spielerische Phantasie tätig gewesen ist“ (S. 170). So ganz sicher mag das wohl auch nicht immer sein, der Formenschatz gerade der Gebildgebäcke bietet weiterhin genug an Rätseln, die man so leichthin doch nicht abtun kann. Aber, wie gesagt, Weber-Kellermann versucht einen Überblick zu geben, nicht zuletzt über das schöne Gebiet der Lebzelten. Weiterentwicklungen wie etwa das aus Märchen und Märchenoper stammende „Pfefferkuchenhaus“ kommen da mehr zur Geltung als „Opferspeisen“ und symbolische Gebildbrote.

Als eigenes VIII. Kapitel werden „Silvester und Neujahr“ behandelt, wofür es wesentlich weniger Vorarbeiten gibt als für Weihnachten. Zunächst stehen die „Glück-wünschenden Handlungen“, die Glückssymbole, bis zu den billigsten Ausführungen in den Silvester-Standeln der Großstädte. „Gedruckte Weihnachts- und Neujahrswünsche“ folgen, im Gefolge der derzeit üblichen Papier-Volkskunde ein überreiches Kapitel, wieder mit sehr guten Bildbeispielen. „Das Dreikönigsfest“ schließt als Kapitel IX an, zunächst mit einem „Geschichtlichen Rückblick“, dann mit einem Überblick über das Sternsingerbrauchtum. Was hier wesentlich auf deutsches Brauchtum bezogen erscheint, wird durch das Kapitel X „Weihnachten in der heimatlichen Gestaltung der Nationen“ ergänzt, gewiß nur im gerafften Überblick, kaum so inhaltsreich wie einstmals bei Otto Frh. von Reinsberg-Düringsfeld. Aber doch wieder mit beachtlichem Bildmaterial. Als „Ausblick“ gestaltet die Verfasserin ein „Plädoyer für das Weihnachtsfest“. Das ist vermutlich bei den im vergangenen Jahrzehnt so gern und häufig besonders in der Bundesrepublik geübten kritischen Einstellungen mancher Gruppen notwendig, wo es angeblich direkt einen „Horror vor Weihnachten“ (S. 216) geben soll. Da wirkt der von Weber-Kellermann immer wieder herausgestellte Zusammenhang des Weihnachtsfestes mit der „Struktur der bürgerlichen Familie“ (S. 219) nach. Daß Jugendgruppen der verschiedensten Art schon im ganzen Verlauf dieses Jahrhunderts sich ihre Weihnachtsfeiern recht selbständig und ansprechend gestalten konnten, bleibt dagegen etwas weniger berücksichtigt. Es wäre beim Adventkranz etwa und bei der Auswahl mancher Weihnachtslieder, beim Schenken bescheidener Freundesgaben usw. wohl zu berücksichtigen gewesen.

Aber das sind alles Erwägungen und Einschränkungen, wie sie sich einem so inhaltsreichen, mit so großer Liebe zur Bildausstattung gearbeiteten großen Buch ganz von selbst ergeben, und seinen Wert nicht herabmindern können. Trotz so mancher Bedenken, von denen hier nur einige wenige geäußert werden konnten, bleibt das Buch doch eine sehr bedeutende Leistung, die durch Literaturverzeichnis und Register nur noch unterstrichen erscheint.

Leopold Schmidt

Otto Swoboda, *Alte Holzbaukunst in Österreich*, Band 2. Salzburg – Otto-Müller-Verlag (1978), 218 Seiten, 16 Farb-, 227 Schwarzweißfotos, 15 Textillustrationen.

Otto Swoboda setzt mit diesem neuen Bildband seine Bemühungen fort, Holzbauwerke aus Österreich, wie es da gleich eingangs (S. 5) heißt, als „eine der wohl prächtigsten und schönsten Holzarchitekturen Europas“ (!) herauszustellen. Der Band enthält wiederum in einer fast genialisch eklektizistisch zu nennenden Mischung von Alt und Neu, Stall und Stube, Kreuz und Kasten, Ost und West Fotos von Holzbauten aus den verschiedensten Orten Österreichs, deren Angaben freilich nicht immer ganz ausreichend und zuverlässig sind, wäre man allein auf die Bildunterschriften angewiesen. Gleichwohl ist da ein beachtliches Bildmaterial zusammenzutragen, dessen Objekte vermutlich nicht mehr alle existieren. Der Leser wäre daher – und dies nicht nur im Interesse einer ernsthaften Dokumentation! – für die Beigabe wenigstens der Aufnahmejahre dankbar gewesen.

Dem Verfasser geht es freilich weniger um „genaue Kenntnis und Erforschung der traditionellen Holzbaukunst in Österreich“, wie er das scheint indirekt beansprucht (S. 22), sondern ganz einfach um die äußere Ästhetik des Holzes als Baustoff. Das ist sicher sein gutes Recht – und, wie man weiß, seit langem sein unbestreitbares Verdienst. Man merkt auch, er hat sich da eingelesen und ist so allenthalben fündig geworden in Dingen, die nicht zuletzt aus Arbeitsbereichen volkskundlicher Forschung stammen und worüber der Einleitungstext (S. 5–22) und ein abschließendes Verzeichnis der „Literatur“ (nach S. 218) freilich nicht sehr erschöpfend Auskunft geben. Seine Bilder gruppiert Swoboda wenigstens grob nach einigermaßen erkennbaren Sachgruppen etwa zu Pfostenspeichern, Mühlen, Wasserbauten, Hausgiebel, Wandpartien, Außenlauben, Glockentürmchen, Holzdecken, Türen und Toren, Luft- und Lichtöffnungen, Brunnen und dergleichen. Mit Taubenschlägen und -häusern greift er ein neuerdings beliebt gewordenes Sondermotiv auf und kann dazu auf mehrfache eigene Spezialerhebungen hinweisen¹⁾. Vieles andere dagegen nimmt sich für den interessierten Leser in dieser kunterbunten Folge eher skurril und merkwürdig aus: ein Musikpavillon in Laubsägemanier z. B. aus dem Burgenland im Kurpark von Sauerbrunn steht neben dem schlichten „Schichtturm“ am Knappenberg bei Hüttenberg in Kärnten; Stadelmalerei aus dem Innviertel neben Pinzgauer Paarhöfen, das Holzdach der Stiegen zur Frauenburg bei Unzmarkt neben dem Bildstock vor einem Sterzinger Bürgerhaus. Man fragt sich: wie gehört das eigentlich, wie paßt es zusammen? Dazu kommt, daß hier vieles recht oberflächlich, wo nicht gar unrichtig gesehen wird: der oststeirische Mehrseithof bei Vorau ist gewiß keine „Sonderform eines Einhofes, entstanden aus einem Paarhof“ (S. 28); im Blochstadel des Ringhofes aus Mooswald bei Fresach/Kärnten erfolgt die Futterbringung just nicht „vom Obergeschoß, durch Wurflöcher“, sondern über einen

¹⁾ Siehe jetzt etwa Otto Swoboda, *Österreichische Taubenkobel*. (Volkskunst – Zeitschrift für Sachkultur I/2 München 1978, S. 137–141) (mit weiterer Literatur).

Tiefbansen (S. 30); die Stadel bei Umhausen und Längenfeld im äußeren Ötztal/Tirol sind keine „Pfostenbauten, die von plötzlich einbrechenden Hochwässern gefährdet waren“, sondern bei ihnen hat sich primär die alte bayrische „Ladwand“ oder Ständerbohlenbauweise im Stallgeschoß wie sonst sehr selten noch erhalten (S. 32) und dergleichen mehr. Im Klartext heißt das: der ernsthafte und zeitgeplagte Benützer dieser Bildwiedergaben muß sie sich von vorne bis hinten neu aufarbeiten. Und da nicht wenig davon immerhin schon bekannt ist, wem also ist damit wirklich gedient?

Gewiß wird man Otto Swoboda die Begeisterung und darangekehrte Mühe für derlei Dinge nicht absprechen; für manche Fotoaufnahme zur rechten Zeit wird man ihm dankbar sein müssen. Für eine „genaue Kenntnis und Erforschung der traditionellen Holzbaukunst in Österreich“ freilich bedarf es allerdings noch ein gutes Stück mehr, als hier unter einem sehr anspruchsvollen Titel dargeboten wird.

Oskar Moser, Graz

ROLAND SCHACHEL und JOHANN KRÄFTNER, *Baugesinnung in Niederösterreich – Ansätze zur Dorferneuerung*. Ein Bilder-Lese-Buch für die Praxis. Herausgegeben vom Amt der Niederösterreichischen Landesregierung. Wien 1977, 151 Seiten mit zahlreichen Fotos in Schwarz-Weiß und Farbe, Zeichnungen und Plänen; Quartformat.

In der stupiden Einseitigkeit und Überbewertung alles Neuen durch die Konsumgesellschaft, in dem immer deutlicher zu spürenden ökologischen Notstand des Menschen in unserer Zeit scheint mir dieses mit Herz und Mut, Verstand und Kenntnis geschriebene Buch ein wirkliches „Ereignis“ zu sein. Wie Roland Schachel im Nachwort (S. 131) betont, wurde es „für den Gebrauch der niederösterreichischen Gemeinden und Schulen (!) geschrieben“ und befaßt sich in bewußter Einschränkung mit der Dorferneuerung, „weil in unseren Dörfern und Siedlungen die Probleme am brennendsten sind...“

In ihren drei zentralen Abschnitten zeigen die Verfasser in treffender und überzeugender Weise, was man aus den bisherigen Fehlern (S. 29–49), aus den Leistungen und Erfahrungen des historisch Überlieferten (S. 51–117) und aus neuen Versuchen in dieser Richtung (S. 119–129) lernen muß, soll und kann, d. h. „aus der gebauten Umgebung, die wir bewahren, pflegen und gestalten wollen“ (S. 131). Es sind mithin Wahrnehmungen, Aufgaben und Ziele des raumgestaltenden Architekten und Planers, die zunächst mit volkskundlicher Baubetrachtung sicher nicht konform gehen. Sofern sie aber „der genauen Erforschung und Erfassung der Eigentümlichkeiten der Orts- und Landschaftsbilder und der charakteristischen Baugestaltung in der Art photographisch oder zeichnerisch illustrierter Gestaltungskataloge grundlegende Bedeutung“ beimessen (s. S. 22), ergeben sich schnell Berührungen und Gemeinsamkeiten.

Die volkskundliche Hausforschung sollte daher von dieser Schrift nicht nur wegen des außerordentlich schönen, gut ausgewählten und treffend zusammen-

gestellten Bildmaterials aus Niederösterreich Kenntnis nehmen. Sie findet hier unzählige Beobachtungen, Feststellungen, auch neue Erkenntnisse, die die Gestalt- und Funktionseigenschaften sowie überhaupt die Wesensmerkmale der sogenannten „naiven Architektur“ im Sinne R. Schachel's¹⁾ schlechthin betreffen.

Dies geschieht nicht nach irgendwelchen vagen und esoterischen Behauptungen und Gemeinplätzen, sondern in fundierten und sehr sachbezogenen Überlegungen, deren Essenz jeweils zu kurz formulierten Leitsätzen herausgestellt und durch Beigabe von Gedanken und Zitaten bedeutender Köpfe, Künstler und Architekten (Schachel hebt insbesondere die Schriften von Adolf Loos und von Josef Frank hervor) unterstrichen wird. Unsere Modernisten um jeden Preis könnten sich daraus so manches über „die beständig umschaffende Überlieferung“, über „Gemeinschaft“, „Entfremdung“, „Maschinenästhetik“, „Wirklichkeit“, „Kultur als Pflege und Ehrfurcht“ u. dgl. notieren. In einem tiefen Ernst geht es hier eben um letzte Konsequenzen, nämlich um „die Übereinstimmung des Volkes mit seinem Lebensraum“ (S. 26). Deren Analysen aber führen auf sehr viele und durchwegs wichtige Details, auf Haltungen der Menschen von heute und auf tiefere Probleme, die man nicht übersehen sollte.

Für Trefflichkeit und Tiefe der Darstellung auch im Detail vielleicht nur zwei Beispiele: die Charakterisierung des donauländischen Scherenjochdachgerüsts, des sogenannten „Sperrhaxendaches“, als Baustruktur und die der „Gredn“ oder „Trettn“ in ihrer architektonischen Funktionsstruktur. Zum ersteren meint Schachel (S. 76):

„Das hierzulande seit alters übliche Sperrhaxendach ist eine geniale Erfindung. Es basiert auf dem Konstruktionsprinzip der Sparrendächer und nützt dessen Vorteile für den Stuhl eines Pfettendaches. Dadurch bleibt der Dachraum weitgehend frei, komplizierte zimmermannsmäßige Holzverbindungen werden auf das unbedingt Nötige reduziert, denn die Rufen liegen frei auf und die Verwendung von unbehauenen Hölzern ist möglich. Das Sperrhaxendach ist daher baulich besser als das Pfettendach. Zum Unterschied vom hier unüblichen, gewöhnlichen Sparrendach kennt das Sperrhaxendach keine Aufschüblinge und hat daher eine von der Traufe weg ohne Knick gleichmäßig ansteigende Dachfläche.“

Und in Verbindung mit dem allseitig geschlossenen Hofraum der Regelgehöfte Niederösterreichs hebt er unter Bedacht auf deren umhäufige Betriebsform richtigerweise die Bedeutung der sogenannten „Gredn“ oder „Trettn“ hervor (S. 82):

„Die ‚Gredn‘ oder ‚Trettn‘ ist ein Ortgang entlang der Stallungen, der die Wohn- und Wirtschaftstrakte miteinander verbindet, gepflastert und überdacht ist und einen trockenen Verkehrsweg entlang des Hauses sichert, in dem auch verschiedenes gearbeitet oder behelfsmäßig aufbewahrt werden konnte. Manchmal findet man eine Veranda aus Holz und Glas, eine ebenfalls aus dem Süden importierte Form eines ungeheizten, dem Hof zugeordneten

¹⁾ Dazu vgl. Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich, St. Pölten (1977), und unsere Bespr. in ÖZfVk XXXI/80 (1977), S. 213f.

Sommerwohnraumes... Vor allem im Weinviertel und im Tullnerfeld sind die Trettn mit Säulen- oder Pfeilerstellungen ausgestattet. Sie haben in der Funktion und in der Regel auch in der Form größte Ähnlichkeit mit den Arkadengängen alter Schlösser und wurden wahrscheinlich von dort abgeschaut. Die Ausgestaltung der Trettn als Säulen- oder Bogengang gab dem Hof eine sonst bei Bauernhöfen unbekannte formale Großzügigkeit, Stattlichkeit und südliche Prägung. Das Spiel von Licht und Schatten und der Kontrast von Körpern und Flächen wurde hier in die naive Architektur eingeführt und zu einem lebendigen Bestandteil architektonischen Ausdrucks dieser Gehöfte. Charakteristischer Weise heißt die Trettn mancherorts Lichtgang.“

Mit seinen grundlegenden „Vorausmerkungen“, mit Literatur- und Quellenverzeichnis und mit seinen das Ganze gut aufschließenden Registern im Anhang wird dieses ansprechend gestaltete und gut ausgestattete Buch zu einem gediegenen und wertvollen Berater für jeden, der sich mit der jüngsten Bauentwicklung auf dem Lande befaßt oder der sich dafür unter verschiedensten Aspekten interessiert. Es ist mit gutem Grund den Niederösterreichern und den Wienern gewidmet, die ihrer Umwelt nicht gleichgültig gegenüberstehen.

Oskar Moser, Graz

SCHLOSSMUSEUM LINZ. FÜHRER DURCH DIE SAMMLUNGEN. Redaktion: Franz C. Lipp und Heidelinde Dittl. Oberösterreichisches Landesmuseum, 1978. 192 Seiten, mit 132 Farbbabb.

Gewissermaßen als Abschiedsgeschenk überreichte hier der scheidende Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums einen sehr geglückten Führer durch seine Hauptschöpfung, das Schloßmuseum Linz, das auch die volkskundliche Sammlung des Landesmuseums enthält.

Das schlanke handliche Büchlein ist in Zusammenarbeit mit allen wissenschaftlichen Beamten gemacht worden, also mit Josef Reitingner für die Urgeschichte, Lothar Eckart für die Römerzeit, Benno Ulm für die Kunstgeschichte, Alfred Marks für die Münzen und Medaillen, Brigitte Heinzl für die Gemälde und Musikinstrumente. Die gesamte Volkskultur sowie das auch von ihm geschaffene Mostmuseum hat Lipp selbst bearbeitet. So bemerkenswerte Stücke auch alle anderen Sammlungen enthalten, die auch in vorzüglichen Farbfotos gezeigt werden, von Seite 103 bis 150 ist die Volkskultur des Landes ob der Enns dargetan, in den Einzelabschnitten Bauerntum, Siedlung, Bauernhaus und Zimmermannskunst, Bäuerliche Wohnkultur, Keramik und Glas, Holz und Eisen, Tracht und Brauchtum, Religiöse Volkskunst, Geselligkeit und Spiel, Sammlung Spiegel und Krippen. Hervorragende Stücke wie die Ofenbäuerin aus Steyr-Bodinggraben (Abb. 75), oder die vierundzwanzigfeldrige Christophorus tafel aus Hallstatt (Abb. 89), die man wohl kaum als Votivtafel bezeichnen kann, der Linzer „Kasperl“ um 1750 (Abb. 94) oder die Bruckschlößkrippe aus Ebensee mit den Glöcklern (Abb. 100) bleiben besonders im Gedächtnis. Über manches Stück und seine Herkunft oder Zuschreibung wird man sicherlich diskutieren können. Manchmal ist der Text wohl auch schnell hingeschrieben worden. So ist die Ofen-

bäuerin unseres Museums nicht aus Münzkirchen (S. 116), sondern aus Münzbach bei Perg. Das „Haus von Nazareth“ aus Bad Ischl (Abb. 101) ist doch wohl wie alle seine Gegenstücke aus Oberammergau. Aber wie gesagt, über so viele Stücke einer großen Sammlung kann man wohl diskutieren. Hauptsache bleibt, daß sie in einem so gegliederten Führer abgebildet sind.

Leopold Schmidt

DIE VOLKSMUSIK IM LANDE SALZBURG. 11. Seminar für Volksmusikforschung 1975. Bearbeitet von Walter Deutsch und Harald Dengg (= Schriften zur Volksmusik, Bd. 4). 255 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen. Wien 1979, Verlag A. Schendl. S 376,—.

Walter Deutsch hat sich mit den von ihm gegründeten und geleiteten „Seminaren für Volksmusikforschung“ das große Verdienst erworben, die Vertreter der Volksmusikforschung und der Volksmusikpflege regelmäßig zusammenzubringen, sie zu Berichten aus ihrem jeweiligen speziellen Gebiet zu bewegen und vor einer größeren Öffentlichkeit sagen zu lassen, was an diesen Dingen noch oder schon von großer Bedeutung erscheint. In besonders günstigen Fällen ist es auch gelungen, die Manuskripte der Vortragenden zu sammeln und gelegentlich zu veröffentlichen. Das ist nunmehr auch für das Salzburger Seminar von 1975 gelungen, der stattliche Band liegt vor und gibt einen Querschnitt, wie er bisher eben nicht erstellt wurde.

Der Band wird durch den sehr sympathischen Vortrag von Kurt Conrad über den „Nährboden der musikalischen Volkskultur in Salzburg“ eingeleitet. Conrad sieht die Volksmusikforschung in die Volkskunde eingebettet, und das ist sehr gut so. Die Geschichte der speziellen Forschung kommt dann in dem Übersichtsbeitrag von Walter Deutsch, Sepp Gmasz und Maria Theresia Schimpföbl „Dokumente und Literatur zur Volksmusik in Salzburg“ zur Geltung. Die Literaturübersicht ist sehr genau, und die Zeugnisse aus alten Akten, Reisebeschreibungen usw. hat wohl noch niemand nebeneinander gesehen. Nun folgen kleine Monographien über die Einzelgebiete: Harald Dengg berichtet sehr kenntnisreich über die „überlieferte Instrumentalmusik im Lande Salzburg“, Herbert Lager gibt einen fundierten „Typologischen Überblick über die Salzburger Tänze“. Das wird durch Richard Wolfram als den speziellen Kenner des Gebietes mit seiner Darstellung der „Großformen der Salzburger Brauchtumstänze“ ergänzt.

Sehr nahe der Aufzeichnungspraxis steht dann der Beitrag der großen Volkstanzforscherin Ilka Peter über den „Tanz der Pinzgauer Almleute zu brauchmäßig gebundenen Anlässen“. In einer anderen Weise unmittelbar dem Geschehen und den singenden Menschen nahe ist der in Mundart geschriebene Beitrag von Georg Windhofer über „Sänger und Musikanten im Pongau“. Dem Gegenstand eng verbunden ist weiters der Beitrag von Hermann Hummer über den „Jodler in Salzburg“. Diese Vorträge ergänzen einander in mancher Hinsicht, man sieht die beobachtenden, aufzeichnenden und unter Umständen mit- und nachsingenden Sammler geradezu bei der Arbeit. Etwas anders steht es beim

Beitrag von Helga Thiel vom Wiener Phonogrammarchiv. Sie hatte schon beträchtlichen Anteil am „Lungau-Report“ von 1975, und bemüht sich hier, wesentliche Gruppen und Schichten der Überlieferung darzustellen. „Überlieferte Gemeinschaften und vermittelnde Institutionen“ heißt beispielsweise eines der Kapitel dieses Berichtes. Ein bisher bei den Deutsch-Seminaren kaum behandeltes Kapitel schneidet Karl Horak an, nämlich „Lied und Musik im Volksschauspiel in Salzburg“. Horak hat den gar nicht wenigen Volksschauspiel-Veröffentlichungen Salzburgs durch eigene Aufzeichnungen noch kräftig nacharbeiten können.

Der Musikwissenschaft gehören dann die weiteren Beiträge an, nämlich von Wilhelm Keller „Zur melodischen Struktur des weihnachtlichen Volksliedes in Salzburg“, von Franz Viktor Spechtler „Josef, lieber Josef mein‘ – Text und Melodie im Mittelalter“, wichtig für die Geschichte des Kindelwiegens. Die Fortsetzung steht dann in dem Beitrag von M. Michaela Schneider-Cuvay „Josef, lieber Josef mein‘. Verarbeitung der Melodie vom 17. bis zum 19. Jahrhundert.“ Da führen Spuren bis zu Michael Haydn und Mozart. Eine große, sachkundige Übersicht bietet Kurt Birsak in seinen „Anmerkungen zu den Volksinstrumenten im Salzburger Museum Carolino-Augustium, besonders zur Bundanordnung der alpenländischen Zither.“ Für die Zithern, Hackbretter und Windharfen des Salzburger Museums wird (S. 205 ff.) ein Gesamtüberblick und Ausstellungsverzeichnis gegeben, wodurch der Band auch für die Vertreter der volkskundlichen Museologie besonders bemerkenswert erscheinen muß. Als eine spezielle Zugabe erscheint schließlich der Beitrag von Cesar Bresgen über das „Loverleed“, der auch ein Beitrag zur Geschichte der Loferer Passion sein will. Cesar Bresgen hat sich über die merkwürdigen Umstände um einen Handschriftenfund auch in seiner Dokumentation „Passionslied in Salzburg“ 1975 geäußert.

Der so ungemein inhaltsreiche und dementsprechend anregende und unterrichtende Band wird durch die notwendigen Register geschlossen.

Leopold Schmidt

HELMUT PRASCH: Zeug und Werk aus Stuben, Kucheln, Kammern und Kellern, von Höfen, Böden, Hütten und Ställen, aus Werkstätten, Winkeln und Scheunen. Werdegang und Inventar des Bezirksheimatmuseums und seiner Einrichtungen mit einem Abriß der Stadtgeschichte. Spittal an der Drau 1978. Selbstverlag Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau. 276 Seiten, 770 Abbildungen im Text (durchweg Randabbildungen).

Dem in der ÖZV 82/XXXIII (1979), S. 140 (Heft 2) bereits angezeigten, außerordentlich reich bebilderten Katalog des seit 1958 bestehenden Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau, dessen Gründer und Leiter der Autor ist, gingen schon zwei ebenfalls der Sachkultur in Kärnten, besonders den vorindustriellen Geräten, Werkzeugen und Maschinen, gewidmete Arbeiten voraus, nämlich „Eine Volkskunde Oberkärntens, Begleiter durch das Bezirksheimatmuseum Spittal/Drau – Kärnten“, Spittal 1965, und „Bäuerliche Volkskunde Kärntens auf Grund mündlicher und sachlicher Überlieferung“, hrsg. von der

Kammer für Land- und Forstwirtschaft in Kärnten, Klagenfurt 1965. Allen dreien gemeinsam ist die Vielzahl der Abbildungen und die Genauigkeit der Zeichnungen, die dankenswerterweise sehr oft das Gerät in seiner Funktion zeigen (S. 47, 56, 58, 63, 64, 67, 76, 82, 126, 127, 131, 132, 135, 140, 142, 149, 153–155, 160, 161, 165, 166, 181, 184, 190, 191, 193, 219), wobei anzumerken ist, daß die hölzerne Honigschleuder gleich zweimal (S. 149 und 176) abgebildet ist.

Der Katalog enthält den Werdegang dieses für die volkskundliche Sachforschung so wichtigen Museums (S. 8–12, 26–31, 39–44), dessen Besuch der Altmeister der süddeutschen Geräteforschung, Torsten Gebhard, geradezu als Pflichtübung für jeden angehenden Geräteforscher bezeichnet hat, einen Abriß der Stadtgeschichte von Teurnia und Spittal (S. 13–26, 31–39) sowie in enumerativer Aufzählung die in 52 Abteilungen untergebrachten Exponate im Schloß Ortenburg-Porcia, dem Museumshauptgebäude (S. 45–195), und die weiteren Ausstellungsstücke im Parkschlößl mit seinen Sonderausstellungen und dem Bauernbergmuseum (S. 197–210), in der Schauhütte Pöllatal (S. 211–221) und im Paternschloß mit dem Handwerksmuseum (unpaginiert; [S. 223–270]). In den Ausstellungsräumen gezeigt und im Katalog behandelt werden beispielsweise Jagd, Schützenwesen, Bergsteigerei, Haus und Hof, Volksmedizin, Musikinstrumente, Spielzeug, Volkskunst, Brauch, sakrale Volkskunde, Volkskundliches aus der Gottschee, Spiel und Sport, Fischerei, Landwirtschaft (Bodenbearbeitung, Ernte, Tierhaltung, Nahrungs-, Textil- und Hauswesen, Transport, Holz- und aneignende Wirtschaft, Sonderkulturen), Zimmerer, Brunnmacher, Schindelklieber, Huf-, Zeug-, Hammer- und Wagenschmied, Hafner, Wagner, Drechsler, Schlosser, Imker, Faßbinder, Machler, Korbflechter, Glasbläser, Latschenölbrenner, Rastelbinder, Maler, Schneider, Uhrmacher, Hutmacher, Maurer, Bader, Schreiner, Weber, Buchdrucker und -binder, Schuhmacher, Sattler u. a.) mit ihren Gerätschaften sowie Einrichtungen von Kärntner Bauern- und Knappenstube, Bienenhaus, Stockmühle, Dörr-, Alm-, Brechl- und Holzknechtshütte, Milch- und Machelkammer, Wirtshaus, Kramerladen, Beschlagstand).

Besonderes Augenmerk ist wiederum, wie in den vorangegangenen Büchern von Helmut Prasch, den vorindustriellen einfachen hölzernen Maschinen gewidmet; als Beispiele seien Knappensteigbaum, Göpel, Wildscheuche, Eiskübel, Hebel-, Wachs-, Most- und Obstpresse, Wind- und Flottermühle, Brezenbrechel, Hebmandl, Obstquetsche, Käsebank, Gerbertrommel, Hebelstoßbutterfaß, Töpferscheibe, Honigschleuder, Drechselbank, Hammer- und Mühlenwerk genannt, lauter Geräte, die in ihrer Mehrzahl in bayerischen Heimatmuseen nicht mehr angetroffen werden können. Die landwirtschaftlichen Geräte sind mit ihren wichtigsten Stücken fast vollständig, die handwerklichen Werkzeuge in großer Zahl abgebildet. Auch einige kultische Geräte sind in einer Auswahl vertreten.

Nicht ganz verständlich ist die unterschiedliche Titelei auf Umschlag („Werk und Zeug“) und Titelblatt („Zeug und Werk“) sowie die nicht durchgängige Paginierung der Seiten (ab S. 222), was im ersten Fall zu Zitierschwierigkeiten führen kann, im zweiten führen muß. Nicht nur für den Rezensenten wäre es darüber hinaus einfacher, die Abbildungen wären durchnummeriert. Ein Inhaltsverzeichnis könnte schnelleren Zugriff gewährleisten. Alles in allem ist der Katalog

des Bezirksheimatmuseums Spittal, wie schon der von Viktor Herbert Pöttler in dritter Auflage vorgelegte „Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum“, Stübing bei Graz 1978 (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz 5) auch (vgl. ÖZV 81/XXXII (1978), S. 282), ein besonders wegen seiner Randzeichnungen unentbehrliches Hilfsmittel in der Hand jedes Geräteforschers, der sich mit den volkskundlichen Zeugnissen der alpinen Sachkultur beschäftigt.

Helmut Sperber

LEOPOLD SCHMIDT, *Werke der alten Volkskunst*. Gesammelte Interpretationen. Rosenheim 1979, Rosenheimer Verlagshaus, ISBN 3-475-52261-6. Leinen, 208 Seiten, 8 Farbtafeln, 32 S.-W.-Tafeln, 30 Abb. im Text. DM 36,-.

In reicher Fülle und jeweils mit vorzüglichen Bildern ausgestattet bringt das Rosenheimer Verlagshaus seine Publikationen zur Volkskultur, zur bayrischen wie allgemein zur süddeutsch-österreichischen Volkskunde, zum Themenkreis um Heimatüberlieferung, Landeskunde, zumal in der besonderen Reihe „Rosenheimer Raritäten“ zur sogenannten „Volkskunst“. Verständlicherweise erhalten nicht alle diese Bücher die volle Zustimmung des Faches als Bausteine zu wissenschaftlicher Forschung. Sie erheben auch nicht unbedingt Anspruch darauf, da ja die „Volkskunde – Regionalethnographie“ selber mitten in der Krise der Geisteswissenschaften unserer Zeit steht und Wortbedeutung wie Begriffsumfang dessen, was wir mit einem immerhin seit Generationen einigermaßen feststehenden Vorverständnis „Volkskunst“ zu nennen gewohnt sind, von mehr als einer der heute um Geltung ringenden Strömungen in den Kulturwissenschaften heftig genug umkämpft sind. Dabei darf man den verschiedenen Verlagen, die heute bei einer unglaublichen und gewiß nicht nur durch die vielzitierte „Nostalgie“-Welle angelegten Nachfrage breiter Leserschichten und Bilderfreunde ermuntert daran gehen, Werke überlieferter „Volkskunst“ mit buchkünstlerischem Geschmack und höchster technischer Vollendung von Photographie und Farbwiedergabe anbieten, aufrichtig danken. Schon deswegen, weil weit über das Ästhetische und das „Heimat“-Bedingte hinaus Objekte auch der Forschung zu immer neuer Interpretation eindrucksvoll dargeboten werden wie sie sonst ja wirklich nur dem Museumsmanne ständig zur Verfügung stehen können. Wenn dann zu solcher Präsentation nun auch der Wille kommt, „Werke der alten Volkskunst“ in den „Gesammelten Interpretationen“ von Leopold Schmidt zu verlegen, so ist damit ein Glücksfall besonderer Art gegeben. Das ist gleich bedeutsam für Freunde des Überlieferten, für das Erbe in Landschaft, Museen und Sammlungen wie für die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In ihr nimmt ja die Volkskunsthochschule seit rund achtzig Jahren eine bevorzugte Stellung ein.

Dieser Volkskunsthochschule hat Leopold Schmidt selber gedient als Hochschullehrer an der Universität Wien, als langjähriger Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, einer der reichsten Schatzkammern europäischer Volkskultur, vor allem als unbeirrbarer „Diener“, was den Grundauftrag an jeden Forscher zur wissenschaftlichen Wahrheit anlangt. Dieser Dienst spiegelt sich auch

hier in der unermüdlichen Vornahme so vieler Objekte der Volkskunst aus den verschiedensten Sparten ihres Lebens als religiöse Weihgabe, als (fast immer nur scheinbar funktionsloser) Ziergegenstand, als emblematisch wie personbezogen „geschmückter“ Gebrauchsgegenstand. Dazu tritt die immer wache, manchmal notgedrungen streitbare Auseinandersetzung mit methodisch unzulänglichen oder „ideologisch“ verengten Ansätzen zur Beurteilung von Objekten im weiten Bereich des Lebendigen, immerzu sich wandelnden solcher Überlieferungsvielfalt. Es sind hier 28 Einzelaufsätze, an verschiedenen Orten zwischen 1946 und 1977 erschienen, demgemäß der Forschung international nicht immer leicht zugänglich. Manches aber ist auch erstveröffentlicht (S. 90–93; 129–132). Somit gibt dieses Buch wie in einem Spiegel auch ein bedeutsames Stück Forschungsgeschichte, gemessen an den in den letztvergangenen Jahrzehnten lebhaften, ja mitunter stürmischen Auseinandersetzungen gerade über diese Sparten des Fachs und ihre sinnvolle Einordnung in das Gesamtfach der Volkskulturforschung. Allen Aufsätzen sind dokumentierende wie weiterführende Anmerkungen beigegeben, gelegentlich dort, wo ursprünglich ein Essai zugrunde lag, überhaupt erst neu beigelegt. Auch sprachlich sind Neufassungen gegenüber früheren Formulierungen gegeben, wenn sie auch nur Stilistisches betreffen, nichts an Sachlichem ändern mußten. Der bibliophil ausgestattete Band, mit Registern, je einem Vor- und einem Schlußwort versehen, dient der Fachwissenschaft wie denen, die sich aus rein persönlicher Freude den „Werken der alten Volkskunst“ zu vertieftem Betrachten, Erkennen, Verstehen und damit Lieben nähern.

Leopold Kretzenbacher

IN MEMORIAM RUDOLF KRISS. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77. Herausgegeben von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Volkskunde. Schriftleitung Torsten Gebhard, Redaktion Gisling M. Ritz. Großformat 292 Seiten, 77 Abb. auf Tafeln. München bzw. Volkach vor Würzburg 1978, Kommissionsverlag Karl Hart.

Rudolf Kriss ist 1973 gestorben. Mit einiger Verspätung ist nun der Doppelband des Bayerischen Jahrbuches erschienen, der seinem Gedächtnis geweiht sein sollte, und, wie es die achtzehn Beiträge zeigen, auch tatsächlich ist. Es ist nicht möglich, die beinahe vollständig der Religiösen Volkskunde und der Wallfahrtsforschung gewidmeten Einzelstudien hier aufzuzählen, da man sie ja auch nicht richtig werten könnte. Aber es soll doch gesagt sein, daß man dem Band die schöne Laudatio vorangesetzt hat, die Leopold Kretzenbacher 1973 Rudolf Kriss, noch zu dessen Lebzeiten, gehalten hat, und daß man ein unendlich charakteristisches Porträtfoto des großen Einzelgängers den Texten voranstellen konnte. Dann haben von Peter Assion bis zu Wolfgang Till achtzehn ältere und jüngere Forscher auf diesem speziellen Gebiet ihre Einzelbeiträge vorgelegt, teilweise Ergebnisse der Wallfahrtsforschung ungefähr auf der Basis, die Kriss gelegt hat, aber auch manches darüber hinaus Weiterführende. Es seien wenigstens die Namen der Beiträger genannt: Peter Assion, Anton Bauer, Torsten Gebhard, Albrecht Gribl, Dieter Harmening, Walter Hartinger, Edgar Harvolk, Barbara Heller, Hermann

Hörger, Wolfhilde von König, Edgar Krausen, Leopold Kretzenbacher, Hans Niedermeier, Hans Roth, Ebermuth Rudolph, Leopold Schmidt, Gerhard Schober, Wolfgang Till. Mancher Name, den man eigentlich hier hätte erwarten können, scheint nicht auf. Man wird für das Gebotene dankbar genug sein, denn seit langer Zeit ist doch kein so inhaltsreicher Band zur religiösen, insbesondere mehr zur Wallfahrtsvolkskunde erschienen, und noch dazu fast ganz aus Süddeutschland und Österreich heraus gestaltet.

Leopold Schmidt

Hartmann Goertz und Gerlinde Haid, Die schönsten Lieder Österreichs. 272 Seiten, mit Noten und zahlreichen Ill. im Text. Wien 1979, Verlag Carl Überreuter.

Ein Buch wie das vorliegende läßt sich nicht ohne weiteres in die Reihe volkskundlicher Fachbücher eingliedern. Von Hartmann Goertz ist man die Herausgabe volkstümlicher Liedersammlungen gewöhnt, die mitunter vielleicht originelle Obertitel haben, wie die „Lieder aus der Küche“. Eine besondere Beziehung zu Österreich dürfte Goertz wohl nicht besitzen, obgleich er ja schon einen Band „Alte Wiener Lieder“ gemacht hat; ein Gegenstück zu einem anderen Band „Berliner Lieder“.

In diesem Fall des dicken, mit den verschiedensten Vignetten geschmückten Bandes versuchte der Verlag wohl ein für Schulen, Kindergärten, Jugendgruppen usw. gleichermaßen interessantes Buch erstellen zu lassen, wie es aber einem dem eigentlichen österreichischen Volksgut doch eher fernstehenden Herausgeber kaum gelingen konnte. Daher ist die Heranziehung von Frau Dr. Gerlinde Haid, der Geschäftsführerin des Österreichischen Volksliedwerkes, zweifellos zu begrüßen. Sie hat zu den von Goertz ausgewählten Liedern, die mit Österreich nur sehr wenig zu tun haben, also etwa zu „Hoch auf dem gelben Wagen“ oder „Wenn die bunten Fahnen wehen“ Lieder wie die „Steirische Roas“ oder „Wiar i bin auf d'Alma ganga“ gestellt, und so offenbar sehr namhaft zur Einheimischwerdung dieses Bandes beigetragen. Es ist daraus kein Volkslied-Band geworden, keine Konkurrenz etwa zu „Fein sein, beinander bleiben“ von Cesar Bresgen, oder zur „Stimme der Heimat“ von Georg Kotek und Raimund Zoder, sondern doch eine selbständige Zusammenstellung, die vielfach annehmbar sein wird. Die Herkunftsangaben stehen freilich recht cursorisch jeweils bei den einzelnen Liedern, und geben keine Begründung, warum man gerade dieses Lied ausgewählt haben mag. Vielleicht der Sangbarkeit wegen, möchte man meinen, vielleicht auch einer gewissen Bekanntheit vieler der gebrachten Lieder wegen, ohne auf andere Grundsätze besonders zu achten. Bei jeder Auswahl läßt sich bekanntlich über den Geschmack streiten. Wenn man sich wie hier den Kommentar erspart, der eine Begründung der Auswahl bringen müßte, dann ist der Benützer eben auf seine eigenen Geschmack angewiesen.

Ein Wort zu den Vignetten. Sie sind zum größten Teil ausgezeichnet, meist aus dem mittleren und späten 19. Jahrhundert, und fast durchwegs nicht aus Österreich. Der kundige Betrachter wird so manches Bildchen von Ludwig Richter oder

von Arthur von Rambold finden, und sich nur fragen, warum man diese Vignetten nicht wenigstens eines Nachweises auf einer ganzen Seite für würdig befunden hat. Wenn man schon bei vielen Liedern schreiben muß, daß zwar der Verfasser unbekannt sei, dafür aber die Komposition namenlos erscheine, so gilt das doch nicht für diese Vignetten, deren Künstler man größtenteils kennt. Es gibt zweifellos auch in den Benützerkreisen dieses Bandes so manchen aufmerksamen Bildbetrachter, der gern ein bißchen mehr über diese verschollenen Spätromantiker der Zeichnung und des Holzschnittes wissen würde. So auf anonym zugeschnitten ist es doch eigentlich Raubbeuterei.

Leopold Schmidt

Konrad Bedal, *Historische Hausforschung*. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. v. d. Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Heft 8). Münster F. Copenrath Verlag 1978, 186 Seiten, 32 Tafeln, 1 Karte, 4 Textfiguren, 32 ganzseitige Fotos, Text-Anhang, Verfasser-, Orts- und Sachregister.

Bemühungen und Pläne zu einem Hand- und Hilfsbuch für den Hausforscher reichen im Arbeitskreis für (deutsche) Hausforschung bis weit in die fünfziger Jahre zurück, ohne bisher zu einem greifbaren Ergebnis geführt zu haben. Nun legt Konrad Bedal mit diesem schmalen Band eine Art Aufriß dazu vor, der diesen spürbaren Mangel fürs erste überbrücken hilft. Der Verfasser ist kein Unbekannter mehr; er hat sich bereits vielseitig ausgewiesen, zuletzt durch seine umfassende Dokumentation über das Bauwesen in Holstein und Südschleswig¹⁾. Hinter dem mutigen Wurf spürt man ein wenig auch die Tatkraft und Vermögen der Volkskundlichen Kommission für Westfalen und das ständige Bemühen ihres Vorsitzenden, Günter Wiegelmann, um einen systematischen Forschungsausbau nicht zuletzt an Schulen und Universitäten. Bedal's „Einführung“ entspricht dem in hohem Maße. Sie ist ein in drei Abschnitte gegliederter Abriß zur wissenschaftlichen, methodischen und stoffmäßigen Grundlegung einer in mancher Hinsicht neu gesehenen, historisch, funktionell und strukturell orientierten Hausforschung. Ihr Titel ist mißverständlich für den, der das „Historische“ nur als engen, einseitigen Aspekt des Vergangenen und nicht als gestalt schaffendes Prinzip im Sinne der Geschichtsrichtigkeit versteht. Das aber leistet eben die Volkskunde von heute, darum geht es hier in Wahrheit um „volkskundliche Hausforschung“, wie sie der Verfasser selbst ja auch wiederholt und mit Recht bezeichnet.

Sein Schwerpunkt liegt – übrigens nur in den Beispielen – im niederdeutschen Raum, genauer beim Gerüstbau der dortigen Hallenhäuser. Das schadet nichts, selbst wenn die Hausforschung hier als „eine vorrangig am konkreten

¹⁾ Konrad Bedal, *Ländliche Ständerbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts in Holstein und im südlichen Schleswig* (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, hrsg. v. Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität Kiel, Band 1). Neumünster 1977.

Objekt orientierte und sich vom Gegenstand her, dem Haus, definierende Wissenschaft“ verstanden sein will (S. 1). Es geht vielmehr um die wissenschaftliche und methodologische Begründung und Verbindung dieses weiten Gesichtsfeldes. Ihm sind namentlich die beiden ersten Abschnitte gewidmet (Pkt. 1–40): Die Umgrenzung des Arbeitsgebietes (1–7), hauskundliche Literatur (8–11), die Wege der Forschung in ihren jeweils herrschenden Auffassungen vom Ethnisch-Stammheitlichen über Evolutionismus, Kulturkreislehre, analytische und konstruktivistische Grundhaltungen werden gezeigt (12–19) und dann ein Überblick der heute in Betracht zu ziehenden Methoden und Quellen zur Hausforschung gegeben, u. zw. nach allgemeinen Gesichtspunkten (20–25), nach der „Arbeit am Baubestand“ (26–34), nach archivalischen und literarischen Quellen (35–39) sowie nach den sehr eingeschränkten Möglichkeiten durch Befragung (40). Jeder Punkt gliedert sich nach Art eines Lehrbuches in einen grundsätzlichen, definitorischen Hauptabschnitt, dem fallweise erläuternde Ergänzungen und knappe Hinweise auf die wichtigste Literatur samt deren Beurteilungen folgen. Bedal geht es nicht um bibliographische Vollständigkeit, eher um die notwendige Vielseitigkeit und ausdeckende Umsicht auf diesem weiten Arbeitsfeld, das er gut abgerundet darlegt; also nicht nur Aufmaß und Datierungsmöglichkeiten bei Inventarisierung und Dokumentation, auch archivalische Quellen wie Inventare, Plan- und Bildmaterial werden in ihrer unterschiedlichen Auswertungsmöglichkeit behandelt.

Der dritte Abschnitt befaßt sich erst mit der bautechnischen und Begriffssystematik im Hausbau, gestützt auf klare Zeichenskizzen und mit eigenen, übersichtlichen graphischen bzw. listenmäßigen Zusammenfassungen (41–84). Auch hier geht der Verfasser überlegt vor und bringt den umfassenden Stoff in gut faßlicher Art und mit trefflichen Schaubildern an den Leser heran. Besonders verweisen möchte man auf das Kapitel „Funktionale und soziale Bedeutung der Bauten“ (68–84), wobei Bedal sehr zurecht alte Verallgemeinerungen verwirft (Feuerstätten, Hofformen u. ä.) und bei Wohn- und Wirtschaftsbauten mit „gegenläufigen Tendenzen zur Trennung wie zur Zusammenfassung“ rechnet (S. 101). Er bespricht die verschiedenen Möglichkeiten von Hausanlagen, ausgehend von den „Grundbedürfnissen des Wohnens“ (76), ferner die Feuerstätten (77–78), die Wirtschaftsbauten Scheune (81) und Speicher (82), Grundformen von Mehrzweckhäusern wie Gulfhäuser, Mittertennbauten und Einhöfe (83) sowie die „vielgebäudigen Gehöfte“, wobei Bedal „eine vermehrte Tendenz zur Bildung regulärer, mehrseitiger Hofanlagen“ seit dem 18., besonders aber seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts feststellt und von bloß formalen Charakterisierungen der Hofformen zugunsten eher funktionaler Zusammenhänge sowie des Wandels und der Anpassung derselben an wirtschaftliche und betriebliche Erfordernisse abdrückt. Unter Begriffen wie „Dreiseithof“ habe man sich je nach Anlage sehr unterschiedliche Kombinationen von Wohnstall- oder Wohnspeicherhäusern mit Scheune und Schuppen bzw. Stall vorzustellen, woraus er schließlich folgert (S. 108): „Die gerne zitierte Dreiteilung Mitteleuropas resp. Deutschlands in ein nieder- und oberdeutsches Einhausgebiet, das vom mitteldeutschen, expansiven Gehöftgebiet getrennt wird, geht jedenfalls an der (historischen) Wirklichkeit weit vorbei.“ Auf die verschiedenen anderen Wirtschaftsgebäude am Bauernhof, auf

die Kleingüter und wichtigen Großformen der Gutsbetriebe, die in ihrer „sozialen Hierarchie“ gerade auch den Verfasser sonst vielfach beschäftigt haben, geht er hier nicht weiter ein. Am stärksten aber vermißt man die Behandlung der Stallbauten oder Stallhaltung überhaupt, deren Relevanz für das Hausleben und die Hofarbeit in jeder Region gegeben ist und leider fast immer zu kurz gesehen wird. Schade ist auch, daß Bedal zu der namentlich von Karl Heinz Schröder vorgetriebenen Auseinandersetzung um Einhaus und Gehöft des schwäbischen Raumes und im Sinne der „geographischen Hausforschung“ von den Positionen der volkskundlichen Hausbauforschung her nicht weiter Stellung nimmt (84).

Er schließt diesen dritten Hauptabschnitt vielmehr mit „einer Auswahl“ zweier „großer Themen der (volkskundlichen) Hausforschung“, nämlich mit dem „Hallenhaus“ (85–86) und der „Stube“ (87–90). Er plädiert für „die mittelalterliche, wahrscheinlich hochmittelalterliche Abkunft des neuzeitlichen Hallenhauses“, möchte die im Nordseeküstengebiet in großer Zahl ergrabenen frühgeschichtlichen Hallenhausformen jedoch von diesem „besser als Wohnstallhallen“ absetzen, solange über deren Gerüstbau im Aufgehenden zu wenig Klarheit herrscht. Das älteste zuverlässig datierte Hallenhaus seiner Liste (S. 118) stammt erst von 1473/74 aus den Vierlanden (Hamburg).

Von besonderem Interesse ist am Ende, was der Verfasser über Definition, Alter und Genese, Funktionsfülle und Raumordnung der „Stube“ zusammenfaßt. Eine kleine Auswahlliste mittelalterlicher Zeitbelege für diesen Raumtyp (S. 120 f.) nach J. Hähnel und eigenen Ergänzungen von 1975/76 vermag Bedals Auffassung freilich nur wenig zu stützen, „die vielfach (zuletzt übrigens vom Referenten²⁾ in Anspruch genommene Diffusion der Stube von einem begrenzten Novationsgebiet her“ werde in den Quellen nicht (!) sichtbar.“ „Die regionale Herkunft und das Alter der Stube sei „damit offenbar nicht mehr zu fassen“ (S. 121). Aus Bedals Liste muß zunächst der schon von v. Geramb herangezogene Neunkirchner Beleg der „stupa“ einer Reiner Urkunde von 1147 ausscheiden, weil es sich dabei um eine Fälschung um oder nach 1200 handelt. Ebenso ist der Olmützer Beleg von 1078, der „stubarum calefactores“, d. h. Stubenheizer nennt, nicht direkt auf einen solchen Raumtyp bezogen; die herrschaftlichen „Heizer“ gab es überall, ihre Aufgaben und das Sachumfeld müßten aber erst genauer untersucht werden. Es steht also mit Bedal sicher fest, daß wir uns in diesen Fragen vor einem allzu stark formal und typologisch generalisierten und normalisierten Vorverständnis des Stubenbegriffes hüten müssen³⁾. Nach der Urkundenlage zeichnet sich ferner immer deutlicher die Zeitmarke von etwa 1190 ab, seit der die Anfänge des „überhöhten Kulturraumes“ der Stube festzustellen sind⁴⁾. Wichtig

²⁾ Vgl. Oskar Moser, Zum Aufkommen der „Stube“ im Bürgerhaus des Spätmittelalters. In: Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters (= Veröffentl. d. Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 2). Österr. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Histor. Klasse, sitz.-Ber., 325 Band. Wien 1977, S. 212 ff.

³⁾ O. Moser, Zum Aufkommen der „Stube“ (wie Anm. 2), S. 211.

⁴⁾ Ebenda S. 224 f.

für die Stubenforschung ist jedenfalls auch bei Bedal der Hinweis auf den sehr unterschiedlichen Grad, in welchem die Stube der Hausgemeinschaft jeweils zugänglich war und in welcher Weise sie sich zum exklusiven, persönlichen Intimraum entwickeln konnte.

Der Anhang von Bedals Einführung in die Hausforschung enthält ein „Verzeichnis der Freilicht- und Bauernhofmuseen in Mitteleuropa“ (S. 127) sowie vier „Texte zur Geschichte der Hausforschung“ von A. Peez, R. Henning, R. Meringer und J. Trier. In den von Fred Kaspar besorgten Registern vermißt man – wie sooft bei dieser neuartigen Praxis – die tiefere Einschau in die Absichten und Zielsetzungen des Werkes, deren subtile Problematik eben nur der Verfasser selbst kennt und auf die es jedoch gerade beim Registermachen ankommt. So dürftig besetzte Stichwörter wie „Bank 125“, „Baugefüge 13“, „Kuchl 75“ (Küche fehlt!), „Lärche 36“ o. ä. verunsichern den Benützer.

Für den österreichischen Rezensenten stellen sich naturgemäß eine Reihe spezifischer Fragen an eine solche hausbaukundliche Einführung. Sie erforderten jedoch einen eigenen Aufsatz, der diesen Rahmen sprengen müßte. Die Schwerpunktbildung des Buches jenseits der altbayrisch-schwäbischen Nordgrenzen wurde schon erwähnt und ist ohne Frage berechtigt. Hermann Schilli, Richard Weiss, Max Gschwend, A. Götzger, Rudolf Hoferer und Torsten Gebhard boten für den süddeutschen und schweizerischen Raum ausreichende und kompetente Arbeitshilfen und -unterlagen. Sie sind hier auch fallweise herangezogen. Schade ist, daß „die österreichische Hausforschung mit ihren reichen Ergebnissen“ (S. 6) fast völlig fehlt und „die alpinen Formen vernachlässigt“ wurden. (S. 108). Gerade die neueren bahnbrechenden Leistungen durch eine technische und historisch fundierte Erarbeitung in Stadt und Land, das Lebenswerk des freilich allzu bescheidenen Begründers der neueren Haus- und Siedlungsforschung in Österreich, Prof. Dr. Adalbert Klaar's, sollte hier nicht verschwiegen bleiben. Ebenso vermißt man erstaunlicherweise Namen wie Hermann Wopfner, Karl Ilg, Kurt Conrad, Rudolf Heckl, Gunter Dimt und andere. Es wird nur allzu deutlich, wie sehr wir in Österreich nun denn doch dringend darauf anstehen und verwiesen sind, möglichst mit Bedacht auf unsere anderen mitteleuropäischen Nachbarn eine „Volkskundliche Hausforschung“ einführend zu erarbeiten, die das hier umrissene Sachbild und Aufgabenfeld ergänzen müßte. Konrad Bedal hat für seinen Bereich jedenfalls gezeigt, daß so etwas möglich ist. In seiner mutig zupackenden Art sowie mit manchen wertvollen eigenen Grundlegungen in der Wissenschaftsgeschichte, Methode und Zielsetzung zur Hausforschung hat er durchaus brauchbare und begehrrte Wege gewiesen.

Oskar Moser, Graz

Helmut Ottenjann (Hrsg.), Materialien zur Volkskultur: Nord-westliches Niedersachsen. Zur Bau-, Wirtschafts- und Sozialstruktur des Artlandes im 18. und 19. Jahrhundert. Heft 1. Museumsdorf Cloppenburg Niedersächsisches Freilichtmuseum – Cloppenburg 1979, 155 Seiten, mit zahlreichen Karten, Plänen, Rissen und Fotos.

Aus Cloppenburg im Oldenburgerland (BRD) erreicht uns das 1. Heft dieser neuen Reihe: Materialien zur Volkskultur im nordwestlichen Niedersachsen. Es ist zur Gänze der „Wehlburg“ gewidmet, einem bekannten und durch seine herausragende baukünstlerische Spitzenleistung und Größe bereits mehrfach gewürdigten Hallenhaus mit sekundärem Vorgehöft, das samt wesentlichen Teilen seines Inventars zwischen 1961 und 1975 in das Museumsdorf Cloppenburg übertragen werden konnte.

Helmut Ottenjann berichtet im Vorwort über dieses gewaltige Unternehmen mit seinem risikoreichen und arbeitsaufwendigen Ablauf, das nicht zuletzt durch einen Spendenерtrag von fast anderthalb Millionen DM ermöglicht worden ist (S. 11–13). Er selbst beschreibt sodann die Baugeschichte der Wehlburg, deren Haupthaus (14, 15, breit, 36 m lang) im Jahre 1750 in der Bauerschaft Wehdel (Altkreis Bersenbrück) errichtet und in drei weiteren Bauphasen (1760, 1802 und 1888) zu einer fast geschlossenen Hofanlage vor dem prächtigen, vierfach abgestuften Einfahrtsgiebel erweitert wurde. Ottenjann vergleicht damit historisch faßbare Bauaufwände an Arbeit und Kosten für einen solchen gewaltigen Ständer-Fachwerkbau und stellt dazu die entsprechenden Belastungen für die Bauherren, nicht zuletzt für die einstigen Besitzer der Wehlburg, die den Hof durch ein wechselvolles Schicksal ihrer Familien und mit angespannter Wirtschaftskraft ausbauen und samt wesentlichen Teilen des Inventars über sechs Generationen erhalten konnten (S. 15–37). Gleichfalls von Helmut Ottenjann stammt der äußerst wichtige zentrale Abschnitt, der die „Bau-, Wohn- und Wirtschaftsweisen der bäuerlichen Oberschicht des Artlandes“ generell behandelt und zugleich trachtet, die Periodisierung und Differenzierung der materiellen Kultur derselben herauszuarbeiten (S. 39–109). Der Verfasser zieht zu deren Verständnis insbesondere wirtschafts-, sozial- und handwerksgeschichtliche Unterlagen heran, aus denen er mit Zuhilfenahme zahlreicher Zeitdiagramme und Preiskurven die wechselnden Phasen der ländlichen Baukultur dieses Raumes erklärt. Er bietet damit ein gutes Beispiel für die Notwendigkeit, im Sinne der neueren Münsteraner Schule (J. Trier, J. Schepers, Br. Schier, G. Wiegelmann) Hausauforschung mit Ökonomik und Sozialforschung zu verbinden.

Das führt bis zu Möbel und Gerät und läßt all die Menschen sichtbar werden, die letztlich allemal dahinterstehen. Mit Spannung verfolgt man also die stark familiengeschichtlich gestützte Darstellung in all dem Wandel, den das Agrarwesen auch hier im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts erfuhr, von der Entwicklung der Getreidepreise beispielsweise bis hin zur schrittweisen, eher „langsamen und fast gemächlich wirkenden Überführung der ‚altväterlichen Hauswirtschaft‘ in die Frühstufe der Mechanisierung“. Die Hofgeschichte der Wehlburgs erscheint bei allem nach außenhin gezeigten, am Bauwerk förmlich und buchstäblich ablesbaren Erstolz in agrarwirtschaftlicher und soziokultureller Hinsicht überraschend „widersprüchlich und weniger strahlend“ (S. 94), wohl „ein klassisches Einzelbeispiel“ dafür, wie man hier trotz sinkenden Wohlstandes am festfixierten Status der vorbildhaften Bauweise dieser bäuerlichen Oberschicht des Artlandes festzuhalten bemüht war. Ottenjann's material- und detailreiche Darstellung ergänzen und stützen weitere Beiträge dieses Heftes über „den Artländer Bauerngarten“ von A. Bösterling (S. 110–121), dann über „Lage und Besitzgröße der

Wehlburg“ (S. 122–136) bzw. „zur Genealogie der Wehlburgbauern“ von Helmut Rehme (S. 137–155); letztere vermag diese bis 1444 zurückzuverfolgen.

Mit diesem Heft über die „Wehlburg“ beginnt in der Tat nicht nur ein neues, sondern ein sehr gewichtiges Periodicum zur Volkskunde des nordwestlichen Niedersachsen. Das ist ebenso erfreulich, wie es andererseits gewiß keine bloße Laune des Zufalls sein dürfte. Nach den einleitenden Worten des Herausgebers soll dieses keineswegs auf Arbeiten aus dem Museumsdorf Cloppenburg begrenzt bleiben. Die bereits angekündigten acht weiteren Folgen zur Sozialgeschichte und historischen Volkskultur (Fachwerkbauten und Möbel vor allem) darf man wohl mit einiger Spannung erwarten.

Oskar Moser, Graz

Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde. Herausgegeben von Wolfgang Brückner. Weitere Bände.

Vor kurzem war auf den ersten Band dieser neuen Schriftenreihe hinzuweisen (ÖZV XXXII/81, 1978, S. 233). Diese speziell für Franken bestimmte, beim Echter-Verlag in Würzburg erscheinende Schriftenreihe wurde nunmehr mit mehreren Bänden fortgesetzt, die wenigstens kurz hier angezeigt werden sollen.

Wolfgang Brückner, unter Mitarbeit von Christoph Daxelmüller, Alois Döring, Hans Dünninger, Fred Rausch, Hans-Theo Ruf, Erich Wimmer, Maria Buchen. Eine fränkische Wallfahrt. Würzburg 1979. 176 Seiten, 62 Abb.

Die bedeutende Wallfahrt Maria Buchen hat hier ihre umfangreiche, gewissermaßen seminaristisch erarbeitete Monographie erhalten. Die kleine, einstmals in einem Baumstamm geborgene Pieta war lange Zeit Gegenstand einer starken Verehrung. Erich Wimmer behandelt sachkundig das kleine spätmittelalterliche Gnadenbild, Wolfgang Brückner bespricht seinen Altar, dessen Wandlungen und die der davon abgeleiteten Andachtsbildchen. Hans Theo Ruf hat die Textzeugnisse zur Wallfahrtslegende und Wallfahrtsursprung bearbeitet, Hans Dünninger das so deutlich hervortretende Baummotiv, wobei auch der Zusammenhang von Marienbäumen mit heiligen Quellen sowie die bei solchen Bäumen erfolgten Heilbräuche und Holzreliquien Erwähnung finden. Fred Rausch hat die Behandlung des einigermaßen heiklen Judenmotives, das mit der Wallfahrtsentstehungslegende verbunden ist, übernommen. Brückner wieder beschäftigt sich mit dem mit dem Judenmotiv verbundenen Bereich des „Verletzten Kultbildes“, worüber sich Leopold Kretzenbacher schon mehrfach eingehend geäußert hat, zuletzt in der gleichnamigen Akademieabhandlung (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte 1977, H. 1). Brückner verfolgt dann angrenzende Legendenfragen unter „Wunderbare Ortsweisung und Verortung von Legenden“, was für die weitere Legendenforschung von Wichtigkeit bleibt. Der nächste Abschnitt ist der geschichtlichen Festlegung all dieser Erscheinungen gewidmet: Hans-Theo Ruf behandelt für Maria Buchen Kirchenbau und Ablass, Alois Döring den diese Wallfahrt betreuenden Kapuzinerorden, einschließlich Säkularisation und Rückkehr der

Kapuziner. Der gleiche Autor überblickt dann diese Wallfahrt „einst und jetzt“, also das wallfahrtliche Leben, die Prozessionen, auch die Autobus-Wallfahrten, die unter anderem auch von Heimatvertriebenen und Exilpolen durchgeführt werden. Brückner nimmt sich weiters der Wallfahrtskirche und der Bautätigkeit am Ort an, behandelt den Freialtar als Neueinführung, die Pilgerwirtschaft und die Verkaufsstände, die ja bekanntlich sonst kaum beachtet werden. Christoph Daxelmüller bemüht sich schließlich um die Votivbilder, unter denen die bisher unbeachtet gebliebene „Huttentafel“ von besonderer Bedeutung erscheint.

Das Buch ist trotz der Vielzahl der Mitarbeiter gut gearbeitet, anständig mit Literaturangaben, Bildern und Kartenskizzen versehen, also durchaus ein Muster dafür, wie man solche einigermaßen komplexe Erscheinungen behandeln kann.

Wolfgang Brückner, Gnadenbild und Legende. Kultwandel in Dimbach. Würzburg 1979. 112 Seiten, 32 Abb.

Diese Monographie dürfte ich von rechtswegen eigentlich nicht anzeigen, da sie Torsten Gebhard und mir gemeinsam gewidmet ist. Aber im Gesamtzusammenhang der Schriftenreihe muß ich wohl darauf hinweisen, zumal wenigstens ein Teil dieses Buches doch auf meine kleine Legendenstudie „Der fromme Zwang“ (Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereines 1975, S. 74 ff.) zurückgeht.

Die Behandlung der Legende bildet denn auch den Eingang dieses Buches, stellt die literarischen Überlieferungen zusammen, schildert den „realistischen Hintergrund von Wolfsgeschichten“ und weist die „Erzählverortung“ der Ursprungslegende im Dimbach auf. War es in Maria Buchen ein Bildbaum, so ist es nunmehr ein Bildstock, an dem die Legende hängt. Das sehr verwitterte Relief, das mit der Wolfsgeschichte in Zusammenhang gebracht wird, ist mehrfach gut abgebildet. Dann wird das Muttergottesbild von 1398 selbst genau behandelt; da es sehr gut restauriert wurde, läßt sich manches zu seinem Typus entnehmen. Die „Kultzeugnisse“ beschäftigen sich mit der Frühdatierung der Wallfahrt durch den Sponheimer Abt Trithemius, umschreiben die Situation des Wallfahrtswesens in Franken um 1500 und erweisen aus urkundlichen Zeugnissen die Wallfahrtsdynamik von Dimbach, beispielsweise durch eine Wachsoferspende von 1410. Brückner hat sich mit diesen Dingen viel und intensiv beschäftigt, hat Pflichtprozessionen und Opfergefälle erhoben, die Bruderschaftsfeste, die Opfer in den „Stock“ u. a. m. Die Verehrung der Dimbacher Madonna als „Rosenkranzkönigin“ ist im 17. Jahrhundert eingeführt worden, die entsprechende Bruderschaft hat hier viel für die weitere Verehrung getan, auch die wechselnden Kronen und Szepter des Gnadenbildes gestiftet usw. Intensives Aktenstudium läßt das wallfahrtliche Leben in den letzten Jahrhunderten deutlich werden. Das ergibt also alles in allem eine kleine sehr geschlossen anmutende Monographie, weit über den Rahmen der vielleicht ursprünglich geplanten Legendenstudie hinaus.

Christoph Daxelmüller, Krippen in Franken. Würzburg 1979. 124 Seiten, mit 48 Abb.

Auch dieser Band der Reihe „Land und Leute“ ist der religiösen Volkskunde in Franken gewidmet, aber nicht den Wallfahrten, sondern den Weihnachtskrip-

pen. Davon war in Franken bisher noch wenig die Rede, und es ist daher gut, daß Daxelmüller, der mitunter etwas skeptisch auf andere „Krippenlandschaften“ blickt, sich der immerhin dort vorhandenen weihnachtlichen Darstellungen im Kleinformat angenommen hat. Er gibt zunächst einen Überblick über das Wesen der Krippe und ihre eventuelle liturgische Einbindung, geht dann auf die „Entwicklung des Weihnachtsbildes“ über, wovon in der ikonographischen Literatur schon öfter die Rede war, und wendet sich dann der „Historischen Entwicklung der Krippe“ zu, mit den bekannten Fixpunkten, und selbstverständlich mit Hinweisen auf die spezielle Entfaltung in Süddeutschland und Österreich. Umgekehrt verfährt Draxelmüller im nächsten Kapitel, das die Sonderstellung Frankens in der Barockzeit aufweist. Da lassen sich dann wichtige Gruppen wie die Krippe in der Oberen Pfarre im Bamberg oder die Krippen von Burgwindheim und von Neunkirchen schon herausstellen. Franken seit der Säkularisierung, gleichzeitig mit dem Anschluß an das neugeschaffene Königreich Bayern: Das ergibt reichen Stoff für Niedergang und Wiederaufstieg des Krippenwesens, für das rasche Volkstümlichwerden beispielsweise der Papierkrippen und die Tätigkeit der Krippenvereine. Ein Schlußkapitel versucht die starke theatralische Affinität der Krippe zu erfassen: Jesuiten-Weihnachtsspiele, volkstümliche Schauspiele, wie sie zum Teil Karl-Sigismund Kramer aus fränkischen Akten bekanntgemacht hat, dann auch die mechanischen Krippen und die „Opferautomaten“. Alles Dinge, die auch in anderen Landschaften wohlbekannt sind, und in der nicht leicht überschaubaren Literatur der Theatergeschichte und der Geschichte der Automaten und mechanischen Kunststücke mitunter aufzufinden sind.

Das alles hat es also auch in Franken gegeben, versteht sich in den katholischen Teilen von Franken, und so manches Stück zeigt, was am Ort entstanden sein mag, und was wie auch anderswo von weither, beispielsweise aus Tirol, eingewandert ist. Die vorzüglichen Figuren der Krippe des Bamberger Domkapitels aus dem 18. Jahrhundert (vgl. die schöne Farbtafel S. 28) sind sicherlich barocker Tiroler Herkunft. Im ganzen also ein vielseitig angeregtes und anregendes Buch, das vielleicht noch weitere fränkischen Krippenstudien zur Folge haben wird.

Hans Dünninger, Maria siegt in Franken. Die Wallfahrt nach Dettelbach als Bekenntnis. Würzburg 1979. 132 Seiten, mit zahlreichen Abb. DM 24,—.

Der neueste Band der Serie ist wieder eine Wallfahrtsmonographie. Unter dem zunächst nicht ganz sachlich klingenden, sozusagen gegenreformatorisch triumphierenden Obertitel steht aber doch eine Monographie, in der Hans Dünninger als bewährter Wallfahrts-Volkskundler die Geschichte der berühmten fränkischen Marienwallfahrt eindrucksvoll schildert. Er geht von dem verehrten Bildstock mit der spätgotischen Pieta aus, wo sich 1504 die erste Gnadenerweisung vollzogen haben soll, und führt dann in die sehr greifbare Geschichte, vor allem Baugeschichte der Wallfahrt ein, die vor allem mit dem Namen des großen Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn verbunden ist. Die zwischen Gotik und Renaissance angesiedelte Kirche gehört ganz seinem persönlich bevorzugten Stil an und ist ein bedeutendes Denkmal der Gegenreformation in Franken. Das bescheidene spätmittelalterliche Gnadenbild wurde später in den

1688 errichteten Gnadenaltar aufgenommen, der von den Wallfahrern umwandelt werden kann, wie die verehrte Mitte der Nothelfergruppe in Vierzeihen. Alle Ausführungen sind genau und gut belegt, mit Heranziehung der durchaus nicht armen barocken Literatur und mit Heranziehung der aussagekräftigen Andachtsbildchen, zu denen in der Spätzeit die weit verbreiteten Gebetszettel treten, die sich auch in Österreich vielfach nachweisen lassen. Hans Dünninger nennt sie S. 104 „abergläubisch“. Auch die Verhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert, ihre verschiedenen Wandlungen, werden eingehend dargestellt, auch mit Einbeziehung des Budenwesens am Wallfahrtsort, mit dem Wechsel von der Fußwallfahrt zur Autobus-Wallfahrt, und auch mit Engagement für Erhaltung des Älteren, vielleicht ehrwürdiger Erscheinenden: Die weiß Gott nicht sehr schöne neugotische Ausmalung der Kirche erscheint Dünninger bedeutend schöner als die nunmehrige sachlich-kühle Fassung, die auf die Restaurierung von 1956 zurückgeht. Da bricht das Temperament des Verfassers durch, der sich nun einmal gern subjektiv äußert (Abb. S. 118/119). Aber bei so viel Kenntnis, auch Literaturkenntnis, wird man auch solches in Kauf nehmen müssen. Im ganzen ist doch eine gute Monographie über eine ausgesprochen wichtige Wallfahrt in Franken entstanden.

Leopold Schmidt

Helmut Sperber, Gerätesammlung Zwink im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten (= Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern) 189 Seiten, mit 142 Abb. Großweil bei Murnau 1979.

Der Name Zwink verweist gebieterisch nach Oberammergau: Dort war doch jene „Lüftlmaler“-Dynastie zu Hause, die das Bild der öffentlich greifbaren und verständlichen Volkskunst dieser Landschaft so stark geprägt hat. Alfred Zwink stammt tatsächlich aus dieser Familie und hat das Hauptgewicht seiner Arbeit auf Holz-Bildhauerei und Bauernmöbel-Herstellung gelegt. Dadurch hat er das enge Verhältnis zum Holz bekommen und erhalten, das ihn zur Anlegung seiner Gerätesammlung führte, die er eigentlich an die sechzig Jahre hindurch betrieben hat. In der Absicht, sie einmal im Graswangtal mit dem Blick auf die Zugspitze zugänglich zu machen. Aber die Münchner Vertreter einer eher zentralistischen Museumspolitik konnten ihn schließlich dazu bewegen, die Sammlung dem im Aufbau begriffenen Freilichtmuseum an der Glentleiten zur Verfügung zu stellen. Und dort nun ist sie zunächst gelagert und wird künftighin zugänglicher gemacht werden. Helmut Sperber, der sich unter der Anleitung von Torsten Gebhard zum Spezialisten der Arbeitsgerätekunde entwickelt, hat den schönen Katalog erarbeitet, sehr genau und mit weiterführenden Literaturangaben versehen. Ungemein instruktiv sind die Gerätezeichnungen von Florian Dering sowie die vorzüglichen Photos von Erika Groth-Schmachtenberger. Die vielen Vorarbeiten, die in den letzten Jahrzehnten vor allem in Österreich geleistet wurden, in Spittal an der Drau ebenso wie in Stainz, in Schloß Bruck bei Lienz wie auf Schloß Trautenfels im Ennstal und schließlich doch auch in Wien, in Asparn an der Zaya und in Eisenstadt, sie sind diesem Katalog schon zugutegekommen und werden sich noch für manche derartige Geräteforschungen als nützlich erweisen.

Leopold Schmidt

Christoph Will, Die Korbflechtereie. Schönheit und Reichtum eines alten Handwerks. Material – Technik – Anwendung. München 1978. (= Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen.) Verlag Georg D. W. Callwey. Großformat, 192 Seiten, 436 (davon 31 vierfarbige) Abbildungen im Text und auf Tafeln, DM 78,—.

Der Autor, 17 Jahre lang Direktor der einzigen Korbflechtereischule in Bayern, der Staatlichen Fachschule für Korbflechtereie in Lichtenfels in Oberfranken, 1929 Gründer des Deutschen Korb museums in Michelau (des einzigen überhaupt), und absoluter Kenner der Materie der Korbflechtereie, legt mit seinem stattlichen Buch, in fast zu üppiger Weise mit sehr vielen großformatigen Fotos ausgestattet, ein Standardwerk vor, das allerdings nur teilweise volkswissenschaftlich orientiert ist. Dies hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, daß die Korbflechtereie in der Oberpfalz und in Oberfranken im Gegensatz zu den Alpenländern kein sterbendes Handwerk ist, sondern, wenn auch unter Anpassung an die kommerziellen Zwänge der modernen industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse, bis zum heutigen Tag in ungebrochener Blüte steht. Die vielen Korbwarengeschäfte gerade in München legen davon ein beredtes Zeugnis ab. In den Nervenkrankenhäusern Bayerns ist die Korbflechtereie das von den Insassen am eifrigsten ausgeübte Handwerk. Die unterschiedliche Gewichtung der einzelnen Kapitel weist den Autor als ausgesprochenen Praktiker aus: Die Technik und die Arbeitsverfahren der Korbflechtereie sind sehr ausführlich behandelt. Erfreulich ist auch, daß sowohl den Werkzeugen, Geräten und Maschinen als auch den verschiedenen Berufszweigen wie Korb-, Strohfiguren- und Strohschuhflechtereie, Korbmöbelbau, Bau-, Rahmen- und Zierflechtereie, Kinderwagenbau sowie Wannenmacherei eigene Kapitel und Genügend Aufmerksamkeit gewidmet worden sind. Anders dagegen die Kapitel über die Werkstoffnamen, die Verbreitung der Korbflechtereie, die Warensorten, das Korbmacherhandwerk in Deutschland, Schulung und Wissenschaft sowie Entwicklung und Forschung, die inhaltlich wegen ihrer Kürze nur Marginalienwert besitzen. Auch bei der Behandlung der Geschichte, bis Ägypten zurückreichend und die ganze Welt umfassend, kommen die heimische Flechtkunst und die vorindustrielle Zeit zu kurz. Überhaupt ist das Ziel, die Korbflechtereie sozusagen weltumspannend zu behandeln, bei knapp fünfzig Seiten reinem Text zu weit gesteckt.

Ausgesprochenes Lob verdienen die große Zahl und die hohe Qualität der Abbildungen, die das Buch zu einem ausgezeichneten Material-, Quellen- und Nachschlageband, von den historischen Bildern einmal abgesehen, machen. Hier erhalten wir Einblicke in die Ernte, die Verschiffung und die Lagerung des Rohmaterials, das weitgehend schon von Übersee eingeführt werden muß. Dem Werkzeug und den Arbeitsmethoden ist breiter Raum eingeräumt. Neben anderen Geräten wird uns beispielsweise der Stufenschmäler, der Korbmacherhandhobel und ein alter thüringischer Fausthobel zum Weidenspalt- und -hobel im Bild vorgestellt. Von den einzelnen Flechtwerkzeugen in Abb. 33, in deren Bildunterschrift nur die Hobelbank zur Bearbeitung der Weidenschienen und die Pfiemen genannt sind, hätte der Leser gern die Namen erfahren. Eine Fundgrube für den volkswissenschaftlichen Sachkulturforscher sind die Fotos mit den Rückentrag-

geräten (schweizerischer Rebenkorb, fränkisch-hessisch-thüringische Kötze, Tessiner Gearla, westfälische Geflügelkiepe, Kirm aus der Oberpfalz und der Steiermark, aus Österreich und Vorarlberg, unterfränkische Reuse, fichtelgebirgischer Beerkorb, riesiger Laubkorb aus Südtirol und dem Zillertal, Kerm oder „Butte“ aus dem Fränkischen Jura, Nürnberger Eierkorb) und den Henkeltrangkörben (Hand- und Armkörbe aus Altbayern und Franken). Leider ist die Verwendung des Flechtwerks als „Wand“ in des Wortes ursprünglicher Bedeutung nur spärlich vertreten. Es werden lediglich einige Beispiele unverputzter oder teilweiser mit Strohmistlehm verputzter Fache an Fachwerkhäusern und Scheunen gebracht. Die Ringwulsttechnik ist mit einem Taubenkobel und den verschiedensten Bienenkorbformen vertreten. Stiefmütterlich behandelt sind auch die Getreidesiebe, die sog. Reitern, sowie die Wagen- und Schlittenkörbe, zu denen unter anderem die abnehmbaren Mistbennen gehören, die in Südtirol heute noch nicht nur verwendet, sondern auch hergestellt werden. Dankbar vermerkt der Sachvolkskundler, daß auch einige urtümliche Zaunformen abgebildet sind, deren Gemeinsamkeit darin besteht, daß die Art der Befestigung in ringförmig gebogenen Weidenruten oder Fichtenästen oder in teilweiser Ausflechtung besteht. Vermißt werden allerdings die exakten Bezeichnungen dieser Zäune; denn die Benennung mit Ring(el)zaun (vgl. „Prewidzaun“ in Osttirol) bezieht sich auf die Befestigungsart, nicht auf die Art des Holzmaterials (vgl. Spelten, Schwartlinge, Bretter, Stangen, Latten) und nicht auf die Zaunformen (vgl. Kreuz-, Kreuzhag-, Ramaten-, Staketen-, Jägerzaun).

Der Anhang des Buches ist für denjenigen, der sich mit der Korbflechterei befassen will, quantitativ und qualitativ nicht befriedigend. Mit 56 Fachausdrücken und 14 Literaturangaben in einem so aufwendig aufgemachten Werk ist kein großer Staat zu machen. Mit dem Hinweis, daß zwei Bibliographien über die Korbflechterei in der Staatlichen Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels als Manuskript aufliegen, ist es nicht getan. Wenn diese Bibliographien schon nicht veröffentlicht werden können (wie etwa die von Fred Binder bearbeitete und vom Deutschen Brotmuseum in Ulm 1973 herausgegebene Auswahlbiographie zur Geschichte und Bedeutung der Brotnahrung mit über 3000 Titeln), so sollten sie wenigstens den volkskundlichen Seminaren, Instituten und Museen zur Verfügung gestellt werden. Die Geschichte des Flechthandwerks ist mit dem vorliegenden Buch im übrigen noch nicht zu Ende geschrieben. Im Institut für Volkskunde in München zum Beispiel liegt eine aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammende Sammlung von rd. 900 lithographischen Blättern über das Korbflechten, die noch der Veröffentlichung harret. Auch die Auswertung der vornehmlich aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhaltenen Fachkataloge, die für die Wissenschaft unentbehrlich ist, steht noch aus. Möge das vorliegende empfehlenswerte Buch hoffnungsfroher Anfang und willkommene Anregung für die weitere Beschäftigung mit dem Flechthandwerk sein!

Helm ut Sperber

Torsten Gebhard, Denkmalpflege und Museum. 10 Vorträge. Bibliographie des wissenschaftlichen Werkes. Bearbeitet und zusammengestellt von Helmut Sperber. Großformat, 108 Seiten (= Bayerisches Landesamt für

Denkmalpflege, Arbeitsheft 5). München, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege 1979.

Kurz nach dem Erscheinen der Gebhard-Bibliographie, auf die hier (ÖZV XXXIII/82, S. 123) schon hinzuweisen war, ist nun noch ein Band erschienen, der ebenfalls als Festschrift zum 70. Geburtstag Gebhards gelten kann. Das von ihm so lange und intensiv geleitete Bayerische Landesamt für Denkmalpflege hat einen Sammelband mit zehn Vorträgen von ihm herausgebracht, war überaus nützlich ist, da diese Vorträge zu ganz verschiedenen Zeiten gehalten und an recht unterschiedlichen Stellen veröffentlicht wurden. Der jetzige Leiter des Landesamtes, Michael Petzet, hat eine gute knappe Biographie seines Vorgängers beige-steuert. Von den Vorträgen, die selbstverständlich alle wichtig und lesenswert sind, wird man den 5. (Dorferneuerung und Denkmalpflege) und den 7. (Die volkskundlichen Aufgaben der Denkmalpflege) im Bereich der Volkskunde wohl besonders herausheben müssen. Aber auch den 9. (Museen und Sammlungen in Franken) wird man wohl eingehend lesen, weil über dieses Thema einer größeren Öffentlichkeit außerhalb von Franken doch vielleicht zuwenig bekannt ist.

Die zweite Hälfte des Bandes nimmt die ausführliche genaue Gebhard-Bibliographie ein, die Helmut Sperber erstellt hat, und die für Benützer also nunmehr an zwei Stellen zugänglich ist. Das ausführliche Register dazu bleibt auch hier zu nennen; weiß man doch, wieviel überflüssiges Suchen man sich durch eine solche Fleißarbeit erspart.

Leopold Schmidt

Friedrich Wilhelm Singer, Die Tracht der Männer in Wunsiedel und im östlichen Fichtelgebirge. 120 Seiten. Arzberg, 1979. Zur 75jährigen Jubelfeier der Ortsgruppe des Fichtelgebirgsvereins e. V.

Das vorliegende Buch heißt eigentlich nach dem Willen des Verfassers und dem schwarz-roten Druck des Titelblattes „Vollständig eröffneter, nach seinem Aussehen und nach seinem Inhalt zergliederter Gwandt-Almen, Kleider-Kasten, Kleider-Behälter oder Sechsamterischer Kloaida-Schrank samt Truhen, Halb-Truhen, Laden, Halb-Lädlein, Koffern und Reis-Kästlein, auch zugehörigen Speis-Trühelein, Speis-Kasten, Speis- und Brot-Behaltern etc., in deren kunstvoller Beschaffenheit aus Holz und bemalter Auszier vorgestellt und in zwei Hauptstücken verfaßt, deren Erster Teil: Die Tracht der Männer in Wunsiedel und im östlichen Fichtelgebirge behandelt, von Dr. med. Friedrich Wilhelm Singer.“ Der seit Jahrzehnten in Arzberg tätige Arzt und Heimatforscher hat sich also wieder der barocken Einkleidung bedient, die seinerzeit schon 1955 an seinem „Sechsamter Duden, das ist Verzeichnus der in unserer Heimat-Sprach wie Honig süßen Wörter und Ausdrück, durch Doctorem S“ auffallen mußte. Und hinter dem barock-krausen Titel stand damals und steht auch jetzt wieder ernsthafte Arbeit, die man vor allem in der Möbel- und Trachtenforschung zur Kenntnis nehmen muß. Eine Übersicht der Entwicklungsgeschichte des fichtelgebirgischen Verwahr-möbels bedeutet das einleitende Kapitel „Vom ‚Gwandt Almen‘ des Christoph Übelhoph (1544) bis zum ‚Kloaidaschrank‘ des Heinrich Holzschuher (1833)“.

Dann legt Singer ein „Kapitel“ vor, das „zu lesen, bevor man den Schrank aufmacht“, und das vor allem seine Quellen, nicht zuletzt die Bestände des Stadtarchives Wunsiedel dartut. Dann kommen trachtengeschichtliche Einzelkapitel, über Goldhauben, „deutsches“ Kleid und „spanisches“ Kostüm, sowie die genauere Schilderung der einzelnen Trachtenstücke vom Barock bis zum Biedermeier. Durchwegs aus den Quellen, von denen die wichtigsten „Ausgewählten Belege aus den Hinterlassenschafts-Inventaren und Vormundschafts-Rechnungen“ im Anhang stehen. Man wird ausführlich über Rock und Kamisol, über die richtige Zahl der Knöpfe, über „Collet“ oder „Goller“ belehrt, über das Fehlen von bauerlichen Mänteln wie über die modischen Halstücher, über die schwarzen Hüte und über die grünsamtenen „Pelzmützelein“. Selbst der Wunsiedler Männer schmuck findet Beachtung, von dem bisher wohl kaum die Rede war.

Verbindungen zu Österreich, vor allem zum benachbarten Egerland, ergeben sich selbstverständlich auf Schritt und Tritt. Besonders wichtig in diesem Zusammenhang die Schilderung der aus Granit gehauenen Knechtsstatue des „Brunnen-Wastls“ in Schlottenhofen, der deutlich sichtbar die Egerländer Hosen-träger mit dem einen großen Messingknopf trägt. Offenbar 1751 entstanden, ist er ein bemerkenswertes Glied in einer langen Reihe von künstlerischen Bauern-darstellungen in der Barockzeit. Schade nur, daß das so stoffreiche Buch weder von diesem noch von anderen Stücken Abbildungen enthält. Das wäre vielleicht bei dem geplanten 2. Band noch nachzuholen.¹⁾

¹⁾ Denn nur ein sehr guter Kenner der dortigen Heimatforschung kann ja wissen, daß diese Plastik in dem Buch von Friedrich Wilhelm Singer, *Der Brunnen-Wastl* erzählt. Aus dem Leben der Gemeinde Schlottenhof. Ebendort 1973. bereits abgebildet wurde. Der Band ist mir erst kürzlich durch die Freundlichkeit des Verfassers zugänglich geworden. — Schdt.

Leopold Schmidt

Alfred Kamphausen, Bauernstuben von allen Kanten und Küsten Schleswig-Holsteins. Beispiele aus dem Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum. 90 Seiten, 7 Farb- und 20 Schwarzweiß-Abb. Neumünster 1979, Karl-Wachholtz-Verlag. DM 19,80.

Die berühmt schönen und gediegenen Stuben in den verschiedenen Teillandschaften von Schleswig-Holstein, wie sie in Kamphausens Freilichtmuseum so vorzüglich zur Geltung kommen, sind hier in einem ausgezeichnet gestalteten Band dargeboten. Zu jeder Innenaufnahme gehört nicht nur eine kurze Beschreibung, sondern auch ein Grundriß des betreffenden Hauses. Die Herkunft der einzelnen Einrichtungen, die ja nicht immer dem jetzigen Haus angehört haben müssen, ist festgehalten, der Sinn der einzelnen Möbel wenigstens knapp dargetan. Man liest den etwas eigenwillig stilisierten Text nicht ganz leicht. Wenn es etwa auf Seite 7 heißt: „Unmittelbar beim Herd wurde noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in einer Lucht gegessen... Nahe dem Herd suchte man auch seine Schlafstelle, Gesinde und Gäste auf der Hill“, dann ist man schon froh, daß auf Seite 49 wenigstens

knappe „Worterkklärungen“ geboten werden. Das Künstlerische an der Raumgestaltung, an den Paneelen, den Verfließungen usw. steht für Kamphausen im Vordergrund; nicht selten hat er sich mit der Bezeichnung „Volkskunst“ auseinanderzusetzen, wie in einzelnen Fällen doch besonders begreiflich.

Die Aufnahmen von Liselotte Riis in Kiel sind besonders hervorzuheben. Es sind vorzügliche Raumaufnahmen, auch die in Farbe von unaufdringlichem Stimmungswert. Auch die Wiedergabe im Druck ist sehr befriedigend, so daß ein ebenso anmutiges wie wertvolles Buch damit vorliegt.

Leopold Schmidt

Ulrich Planck und Joachim Zicher, Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereiches. 520 Seiten mit 36 Abb. und 61 Übersichten. Stuttgart 1979, Verlag Eugen Ulmer. DM 98,-.

Dieses stattliche Handbuch, direkt als Lehrbuch mit Diskussions- und Prüfungsfragen aufgebaut, ersetzt die bekannte ältere „Einführung in die Agrarsoziologie“ von Peter von Blanckenburg, die mehrere Auflagen erreichte. Das neue Hand- und Lehrbuch wird man von unserer Seite her gern heranziehen, wenn man sich vergewissern will, inwieweit Themen und Fragenbereiche, die volkskundlich reichlich bearbeitet wurden und werden, nun in der Agrarsoziologie benannt und eingeordnet erscheinen. Das gilt beispielsweise für den Bereich der „Ländlichen Gesellschaften“, in dem hier die „Gesellschaftlichen Formationen“ usw. knapp zusammenfassend dargestellt werden. Für uns selbstverständliche Begriffe wie „Burschenschaft“ oder „Feuerwehr“ finden sich dabei merkwürdigerweise nicht behandelt, auch nicht in anderen Abschnitten, wie das Sachregister ausweist. Dennoch wird man ähnliche Kapitel wie etwa „Quellen örtlicher Macht“ oder „Ländliche Eliten“ mit Interesse zur Kenntnis nehmen, wiederum mit der Einschränkung, daß auch solche Themen nicht durch Beispiele aus der dörflichen Wirklichkeit abgehandelt erscheinen. Aber das mag, den beigegebenen Prüfungsfragen nach zu urteilen, eher dem Seminarbetrieb anheimgestellt sein.

Leopold Schmidt

Ergebnisse der Sprichwörterforschung. Herausgegeben von **Wolfgang Mieder** (=Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Deutsche Literatur und Germanistik. Serie 1, Bd. 192). 255 Seiten, mit 45 Abb. Bern-Frankfurt am Main 1978, Verlag Peter Lang.

Der Herausgeber dieses nützlichen Bandes, Wolfgang Mieder, hat schon eine stattliche Reihe von Arbeiten auf dem Sprichwort-Gebiet vorgelegt und bemüht sich nun hier, verstreute Veröffentlichungen von namhaften Kollegen aus der Volkskunde wie aus der Germanistik gesammelt vorzulegen. So also die Übersicht „Das Sprichwort“ von Mathilde Hain, oder die rasch bekanntgewordene Ab-

handlung „Sprichwörtliche Redensarten in bildlichen Zeugnissen“ von Lutz Röhrich oder den methodisch so wichtigen Beitrag „Zur Verbreitung von Redensarten und Vorstellungen des Volksglaubens nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde“ von Gerda Grober-Gluck. Dazu kommen wertvolle Überlegungen auf diesem so viel und so intensiv bearbeiteten Sondergebiet wie etwa der „Vorschlag für die Terminologie der parömiologischen Strukturanalyse“ von Matti Kuusi. Aber auch alle anderen Beiträge wird der Kenner mit Vergnügen wieder lesen, so die von Wolfgang Schmidt-Hidding, von Wilhelm Weizäcker, von Friedrich Ohly, von Gerhard Müller-Schwefe und selbstverständlich auch vom Herausgeber Wolfgang Mieder. Für den Anfänger und den Studenten mag der Band ganz besonders nützlich sein. Für den Weiterarbeitenden ist die von Mieder erstellte, 306 Nummern umfassende Bibliographie gedacht. Alles in allem also ein empfehlenswerter Band.

Leopold Schmidt

Rolf W. Brednich, *Erotische Lieder aus 500 Jahren*. Texte mit Noten und Begleit-Akkorden (= Fischer-Taschenbuch Nr. 2953). 128 Seiten, mit Noten und mehreren Abb. Frankfurt am Main 1979.

Rolf Brednich hat 1973 in dem von ihm, Lutz Röhrich und Wolfgang Suppan herausgegebenen Handbuch des Volksliedes den vorzüglichen Beitrag über das erotische Lied verfaßt, und legt jetzt eine Art von Textsammlung dazu vor. Das wäre an sich gerechtfertigt, wenn es nicht gerade in einer billigen Taschenbuchreihe erfolgen würde, der man den wissenschaftlichen Anspruch nicht glaubt. Die Sammlungen des erotischen Volksliedes sind früher in Bänden erschienen, welche die Bibliotheken nur erga schedam herausgaben, und das mit Recht, und die, wie Gustav Jungbauers *Sammlung aus dem Böhmerwald*, als der Öffentlichkeit vorenthaltener Anhang zu dem Hauptwerk dargeboten wurden. Es handelt sich also bei der wissenschaftlichen Behandlung dieses Sammelgutes nicht um Gschamigkeit, wenn man dennoch der Meinung bleibt, daß Taschenbuchreihen dafür nicht das geeignete Forum sind.

An sich ist die vorliegende Sammlung, selbstverständlich, wie beim Range Brednicks als Volksliedforscher nicht zu bezweifeln, sehr gut, genau mit Quellenangaben und Hinweisen zur Verbreitung versehen. Manchmal stellen diese Hinweise ihrerseits schon wieder Kuriosa dar, so bei Nr. 28, dem „Saubärgrunzer“, einstmals 1919 von Konrad Mautner veröffentlicht, und nun, 1977, von dem Japaner M. Ihtoyo wieder aufgezeichnet. Von einer Gegenleistung, etwa der Aufzeichnung erotischer Volkslieder aus Japan durch Steirer, ist bislang nichts bekanntgeworden. Aber das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg verfügt eben über die wunderlichsten Bestände; das vorliegende Büchlein ist unter anderem auch ein Muster dafür, was man daraus alles machen kann.

Leopold Schmidt

Hertha Karasek-Strzygowski, *Wolhynisches Tagebuch*. Großformat, 155 Seiten, 20 Abb., 1 Karte. Marburg an der Lahn 1979, N. G. Elwert Verlag. DM 46,-.

Ein Nachklang aus dem zweiten Weltkrieg, eine Erinnerung an ein Stück Geschichte der ostdeutschen Volkskunde.

Die Verfasserin, aus Bielitz, ehemals in Ostschlesien, stammend, war die zweite Frau des Wiener Kunsthistorikers Josef Strzygowski, der ebenfalls aus Bielitz gekommen war. Nach Strzygowskis Tod heiratete die Witwe Alfred Karasek, ihr wiederum aus der Bielitzer Jugend wohlbekannt, der in Wien als Sagenforscher lebte. Seine Kenntnis des osteuropäischen Deutschtums ließ ihn im zweiten Weltkrieg zum Treckführer werden, der unter anderem die Bessarabiendeutschen nach Wolhynien führte, wo sie dann freilich auch nicht lange bleiben konnten. Aber damals, 1942, waren sie dort angesiedelt worden, und Walter Kuhn, ebenfalls aus Bielitz, nunmehr Professor der Volkskunde in Breslau, ließ durch seine Studenten dortselbst Aufnahmearbeiten durchführen. Dazu beriefen Karasek und Kuhn die Verfasserin, die als Malerin schon Rang und Namen besaß, zu einem Studienaufenthalt, zu jenem „Volkskundlichen Ferien- und Ernteeinsatz der Studenten in den deutschen Siedlungen Sowjet-Wolhyniens“.

Herta Karasek-Strzygowski hat in den paar Wochen in Wolhynien die deutschen Bauern aus Bessarabien dort gezeichnet, ihr Dorf, ihre Frauen und Kinder, in jenem poetisch-realistischen Stil, den sie jahrzehntelang dafür erarbeitet hatte. Sie notierte sich auch alles, was sie von den Leuten in ihren Unterkünften hörte, woraus 20 sehr lebensvolle Kapitel aus der Geschichte Ostmitteleuropas, die hier noch einmal lebendig werden. Was diese Erinnerungen, oder jenes „Lied der Verschickten“, das Lied aus Kasachstan, erzählen, ist leider blutiger Ernst gewesen. Man wird diese so menschlich wiedergegebenen Bilder und Geschichten nicht so leicht vergessen können.

Leopold Schmidt

Richard Reid, *The Shell Book of Cottages*. London by Michael Joseph Ltd. (1977), 256 Seiten, reich illustriert mit Fotos, Bildrepros, Plänen, Zeichenskizzen und Karten.

Der hohe Standard in der Architektur- und Bauernhausforschung in Großbritannien (hier auch mit Einschluß Irlands) erscheint durch eine lange Reihe glänzender Namen allein der jüngeren Generation wie F. W. B. Charles, M. W. Barley, R. W. Brunskill, C. Ó. Danachair, C. A. Hewett, R. T. Mason, B. H. O'Neill, L. F. Salzman, J. T. Smith, T. West, M. Wood u. v. a. ausgewiesen¹⁾. Er ist zweifellos die eine Voraussetzung auch für diesen schönen hauskundlichen Führer durch das vereinigte Königreich und die Republik Irland. Die zweite Vor-

¹⁾ Einen guten bibliographischen Überblick zur englischen Hausforschung bietet jetzt u. a. Sir Robert de Zouche Hall in seiner Einführung zur neuesten Auflage von C. F. Innocent, *The Development of English Building Construction*. Newton Abbot by David & Charles (Publishers) 1971, unpaginiert.

aussetzung freilich ist die Aufgeschlossenheit und das für England so typische, warmherzige Verständnis der Shell U. K. Oil für das Thema an sich, das damit zugleich in die bekannte Reihe der britischen Shell Guides aufgenommen worden ist.

Gewiß wird man sich in der Hausforschung zunächst an die erstgenannte Standardliteratur halten, die nur leider nicht immer erreichbar und vor allem bei uns kaum greifbar ist. Wer sich aber vom Reichtum und den Besonderheiten in den bedeutenden Bauüberlieferungen Englands, Schottlands und Irlands bis hinein in wichtige Einzelheiten ein erstes Bild machen will, der sei auf dieses gute und vortrefflich ausgestattete, im übrigen auch wohlfeile Buch des Londoner Architekturlehrers Richard Reid hingewiesen. Es behandelt die wichtigsten baulichen Eigentümlichkeiten englischer Landhäuser nicht nur bauanalytisch, sondern auch baugeschichtlich und hausgeographisch, schildert sie also auch in ihren historischen Zusammenhängen und regionalen Gegebenheiten und illustriert dies alles mit ausgezeichnetem Bildmaterial. Das gilt zunächst für die bautechnischen Abschnitte des ersten Buchteiles (S. 11–67: Baugeschichte, Regionalstile, Grundtypen, Hausanlagen, Wandbau, Dachwerk, Details, Innenräume, Hausgärten) sowie für deren landwirtschaftlichen, verkehrsmäßigen, industriellen und Tourismus-Hintergrund (S. 68–83). Besonders instruktiv scheint mir ebenso Reid's Darstellung der zwölf historischen Großlandschaften auf den britischen Inseln zu sein, zu denen er jeweils geraffte und trefflich illustrierte Landschaftsabrisse bietet (S. 84–244). Seine Darstellung ist dabei vielseitig und für anspruchsvolle Leser geschrieben, historisch orientiert und auch sozialgeschichtlich interessant, so daß stets ein charakteristisches Bild der Landschaft und ihrer Bauten entsteht. Damit erschließen sich uns in ausgezeichneter Weise so typische Regionen wie etwa Wales, die englischen Midlands mit ihrer einzigartigen Bauüberlieferung oder weiter nördlich die Schottischen Hochländer und Inseln bis zu den Orkney und Shetlands sowie schließlich Irland.

Es spricht für die solide Vorarbeit zu diesem Buch, wenn stets auch wichtige Einzelheiten zum Hausbau hervortreten, deren Fülle hier nicht einmal aufgezählt werden könnte. Nur als Beispiel seien die steinernen Rundhütten, die „Beehive huts“ Nordschottlands und Irlands genannt, zweifellos wichtige Parallelen zu den Bauten der Trulli Südeuropas in Dalmatien, Istrien, Apulien, Sardinien und der mittleren Provence (S. 15, 205, 219 ff., 233); oder das bemerkenswerte Hervortreten des alteuropäischen Scherenjochdaches in den schottischen Hochländern, auf den Hebriden sowie in Nordirland (S. 204, 209, 227 und 237). Mit seinem Anhang, der eine Liste sehenswerter Orte und Museen, ein kurzes Glossary, eine Kurz-Bibliographie samt Bildnachweisen sowie einen Index zu Orten und Sachen²⁾ umfaßt, rundet sich dieser hauskundliche Führer zu einem durchaus gehaltvollen und handlichen Sachkompendium, nach dem jeder gerne greifen wird.

Oskar Moser

²⁾ Im Index vermißt man allerdings manches Wichtige: z. B. Weobley, Henbury, Avoncroft oder clochan, aisled Hall, dry-stone walls, collar beam, crown post, king post, queen post u. ä. m.

Katerina Korrès, *Neoellinikos Kefalodesmos* (Neugriechische Haartracht). Athen 1977–78. 150 Seiten, 46 Abb. im Text.

Die gehaltvolle Studie der in der griechischen Sachvolkskunde nicht unbekannten Autorin (bisherige Arbeiten über Hochzeitsgürtel und Gürtel allgemein, Kopfschmuck, volkstümliche Steinreliefs, Silberschmiedekunst usw.), in kleinen Kapiteln ursprünglich für die Zeitschrift „*Nea Estia*“ in Fortsetzungen konzipiert, dort allerdings nur teilweise erschienen, stellt eine reiche Materialsammlung zu dem bisher nur peripher bearbeiteten Thema dar. Alle Objektabbildungen stammen aus der eigenen Sammlung der Verfasserin, die Lektorin für Volkskunde an der Universität Athen ist. Die bibliographischen Nachweise sind überaus dicht gehalten (mehr als 1000 Fußnoten) und indizieren eine stupende Quellenkenntnis. Über das Thema hinaus werden Einblicke in die bezüglichen Spezialfragen der klassischen Archäologie gegeben sowie kleine Ausblicke auf die benachbarten Balkanstaaten.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: in einen objektsystematischen und in einen regionalgeographischen. Kap. 1 (S. 9 ff.) des ersten Teiles beschäftigt sich mit den magisch-religiösen Dimensionen der Kopfbehaarung überhaupt: das Haar als Quelle von Kraft und Leben, als Sitz der Seele, als Symbol der Erneuerung, als *pars pro toto*. Seit der Antike gilt das Normideal des möglichst langen und dichten Haares; die Haartracht ist darüber hinaus auch signifikantes Kennzeichen von Status, Alter und sozialem Stand. Kap. 2 (S. 17 ff.) thematisiert den Bezug des Haares zum Tod: Haarzöpfe als Totengaben, Lösen des Haares bei Todesnachricht, Haartracht der Trauer, magische Kraft über einen Menschen, von dem man Haare besitzt, Haaramulette usw. Kap. 3 (S. 22 ff.) Haar und Hochzeit (Kämmen der Braut usw.). Kap. 4 (S. 27 ff.) der Schleier (Hochzeitsritual, Schutz vor bösem Blick usw.). Kap. 5 (S. 32 f.) Hochzeitlicher Bindezauber mit Haaren, Kap. 6 (S. 34 f.) Kopftücher als Hochzeitsgeschenk. Kap. 7 (S. 36 f.) Aberglaube rund um das Haar (Kämm- und Waschverbote, Haarausfall durch bösen Blick usw.). Kap. 8 (S. 38) Glaubensvorstellungen bei Geburt (Haar der Gebärenden gelöst usw.). Kap. 9 (S. 39 f.) Haare und Orakelbräuche (Kopftuch als Bindezauber, ausgefallene Haare unter den Kopfpolster usw.). Kap. 10 (S. 41 ff.) der Stirnreif (aus Stoff oder vergoldetem Silber). Kap. 11 Kranz und Krone (Stoff- oder Metallreif, oder aus Haar, verstärkt mit fremden Haarzusätzen). Kap. 12 (S. 47 f.) Kopfnetz. Kap. 13 (S. 49 ff.) Haarknoten (wahrscheinlich Abwehrbedeutung). Kap. 14 (S. 53 ff.) byzantinische Stirn-, Ohr- und Kopfgehänge (Instrumentfunktion beim Tanz). Kap. 15 (S. 58 ff.) *tepelikia* (runde, leicht konische Kopfbedeckung, bestickt oder aus Metall). Kap. 16 (S. 61 f.) Kinnbänder (verzierte Stoff- oder Metallstreifen). Kap. 17 (S. 63 ff.) Haarschmuck (Ringe, Reifen, Angehänge, Nadeln, Stirnschmuck, Goldmünzen). Kap. 18 (S. 72 ff.). Funktion des Haarschmuckes (zumeist apotropäisch oder fertilitätspromovierend: z. B. Weinstock-Thema auf Hochzeitsspannen, Glöckchen, Straußenfeder, Spiegel). Kap. 19 (S. 75 ff.) Aussteuerungsverträge (wichtige Quelle für Objektbeschreibungen). Kap. 20 (S. 77 ff.) Volkslied (reiche Materialzusammenstellung zu den Themen: Haar, Kämmen, Kopfbedeckung, Haarschmuck; Ideal seit der Antike: langes, blondes, gelocktes Haar). Kap. 21 (S. 92 ff.) Vergleich mit dem übrigen Südbalkanraum.

Der zweite Teil fächert das Material regionalgeographisch auf: Pontus (S. 95 ff.), Kleinasien (S. 98 f.), Thrakien (S. 100 ff.), Peloponnes (S. 123 ff.), Ägäische Inselwelt (S. 126 ff.), Dodekanes (S. 131 ff.), Kreta (S. 135), Zypern (S. 136), Ionische Inseln (S. 137 f.). Ein ausführliches Glossar (S. 139 ff.) (der onomatologische Reichtum der Objekte ist erstaunlich)¹⁾ sowie eine detaillierte Inhaltsliste (S. 149 f.) beschließen die Studie.

Die im geistigen Gefolge der Trachtenforschung einer Angeliki Hatzimichali stehende systematische Studie, die zum erstenmal eine vollständige Übersicht über den heute noch greifbaren Materialbestand sowohl an Musealobjekten als auch an Quelledeskriptionen aus dem reichhaltigen Fundus der neugriechischen Volkskultur bietet, wird wahrscheinlich noch längere Zeit einen besonderen Platz in der bezüglichen Spezialforschung innehaben.

Walter Puchner

Katerina Korres, *I anthropini kefali thema apotreptiko sti neoelliniki laiki techni* (Symvoli sta meleti ton symbolismon tis neoellinikis laikis technis).

Der menschliche Kopf als apotropäisches Thema in der neugriechischen Volkskunst (Beitrag zum Studium der Symbolismen der neugriechischen Volkskunst).

Athen 1978. 28 x 21 cm, 415 S., 387 Abb. auf Taf. Zusammenfassungen in Englisch, Französisch, Deutsch.

Die voluminöse großformatige Dissertation von Frau Korres bietet einen ersten umfassenden Überblick über den Bestand an Objekten der neugriechischen Silberschmiedekunst, soweit sie die Ornamentfigur des menschlichen Kopfes an funktional betonter Stelle aufweisen. Daß damit ein Großteil des gesamten Bestandes an Silberschmiedegegenständen aus dem Zeitraum von 1780/1800 bis 1930 erfaßt ist, scheint die grundlegende These der Arbeit zu bestätigen, daß die Kopfabbildung auf diesen Kunstgegenständen, die ja zugleich auch Gebrauchsgegenstände sind (es handelt sich vorwiegend um Brustkettengehänge und Gürtelschnallen), keine zufällige ist, sondern funktional sinnvoll: als Abwehrzauber (hervortretende Augen, Frontalstellung des Kopfes) und als Fertilitätszauber (Kopf als Lebenspender und Kraftzentrum).

Beide Bedeutungsschichten werden im 1. Teil der Arbeit (S. 15–28; „das Kopforament in der Kunst“) mit großem Literaturaufwand bis in die klassische und vorklassische Epoche der griechischen Jahrtausende zurückverfolgt, wobei die Verfasserin eine für den Volkskundler erstaunliche Beschlagenheit in Archäologie, Althilologie und älterer ethnographischer Literatur ausweist.

¹⁾ S. 145 „prasovániko“: Braşov liegt nicht mehr auf österreichischem Boden, sondern auf rumänischem. Bis 1918 gehörte es allerdings, im Südostwinkel Siebenbürgens liegend, als „Kronstadt“ der Österreichisch-Ungarischen Monarchie an.

Der zweite Teil (S. 29–71) beschäftigt sich mit den einzelnen Silberschmuckgattungen: den Kettengehängen (türk. *köstek*), den Kreuzkettengehängen (türk. *capraz*) und den (Hochzeits)-Gürtelschnallen. Bei einer großen Anzahl von Kettengehängen ist nur der menschliche Kopf auf der dreieckigen Kettenklammer abgebildet, deutlich in Amulettfunktion, manchmal in augenförmigem Fischblasenmuster (nach Otto König ein Nabelsymbol), immer in Frontalstellung. Religiöse Motive fehlen fast völlig. Die silbernen Kreuzkettengehänge weisen auf der Mittelplatte verschiedene Themen auf: Menschenköpfe. Doppeladler, Hexalpha, den hl. Georg, den Erzengel Michael, Cherubim, die Pallas Athene, Christus und Maria, Motive also, wie sie von den Schnitzereien der Spindelköpfe her bekannt sind. Die Schnallen und Spangen weisen besonders im Epirus und in Makedonien häßliche, naturalistische, also abstoßende Köpfe auf, was auf die Schutzfunktion des Gürtels (und seine Symbolik im Hochzeitsbrauchtum) zurückgeht. Auf silberbeschlagenen Waffen, Pulverfässern, Armreifen und Ringen findet sich dann auch häufig Pallas Athene mit Helm, Schild und Speer abgebildet (diese Darstellung war das erste offizielle Siegel des vorläufigen griechischen Staates 1822 und ist von da aus als Motiv in die Volkskunst eingegangen); diese Athena-Gestalt hält auch des öfteren ein abgeschlagenes Medusenhaupt in der Hand, oder hat Köpfe an Schild, Brustpanzer und Beinschienen abgebildet (hier liegen auch westliche ikonographische Einflüsse vor). Relevant bleibt in jedem Fall die bekannte Funktion der wirkungsbestärkenden Wiederholung.

Der dritte Teil der Arbeit (S. 73–89) verfolgt das Kopf-Thema in anderen Ausdrucksmedien der Volkskunst, auf Hausdächern und Balkenschnitzereien, in Holz- und Metallarbeit (z. B. auf Musikinstrumenten), in Steinreliefs, auf Wasserinnen und in Mauern (allein hier 68 Beispiele aus dem gesamten Balkanraum aufgelistet; möglicher Zusammenhang mit den wandernden Maurer- und Steinmetzgilden aus Makedonien und Epirus). Am häufigsten trifft man den apotropäischen Kopf über der Haustür oder aus Hausecken an, häufig mit durchdringendem Blick und hervorquellenden Augen, mit besonderer Vorliebe an öffentlichen Brunnen (auf den venezianischen Brunnen in Kreta sogar als Masken), des öfteren zur Erhöhung der Abwehrwirkung tritt der abschreckende Kopf (auch fratzenhaft grinsend oder grotesk-komisch) gehäuft auf. Er entspricht in dieser Form etwa der Schreckfigur des Türken im südostalpinen Raum. – In einem Nachwort zu diesem Teil der Arbeit (S. 90–91) wird auch auf die symbolträchtigen Stöcke der umherziehenden und kalandasingenden Burschengruppen zum Zwölften- und Fastnachtstermin verwiesen, die eine kopfartige Verdickung (mit geschnitzten Augen?) mit fertilitätsmagischer Wirkung am unteren Ende aufweisen und z. T. phallische Bedeutung haben können (eine Richtigstellung: diese Verknotungen am Ende werden nicht „*matsúki*“ oder „*tziomáki*“ genannt; so nennt man in vielen Variationen den Stock selbst; diese Verdickungen, soweit Nachrichten über eine spezielle Bezeichnung vorliegen, heißen etwa: „*dumútsi*“ in Lavara in Thrakien, „*stúmpo*“ in Damaskinia in Makedonien, oder „*rózos*“ in Siatista ebd.).

Der vierte Teil (S. 93–171) umfaßt den systematischen Katalog der Gegenstände der neugriechischen Silberschmiedekunst mit Darstellung des menschlichen Kopfes, mit Datierung, Aufbewahrungsort (Sammlung), exakter Beschreibung,

und in den meisten Fällen auch mit dem Verweis auf die bezügliche Abbildung im Bildteil. 369 Objekte sind in dieser Art aufgenommen, überwiegend Spangen, Schnallen und Kettengehänge. Es folgt ein kurzes Glossar (S. 172–173) sowie ein ausführlicher Index zu den Objekten, Sammlungen und Orten sowie ein Namens- und Sachregister (S. 174–197). Zusammenfassungen in Englisch, Französisch und Deutsch beschließen den Textteil (S. 199–206).

Die insgesamt 387 Photographien (S. 207–411) umfassen einen Großteil des deskribierten Materials zur Silberschmiedekunst, bringt darüber hinaus aber auch noch illustrative *Paradigmata zur Abbildung des menschlichen Kopfes in anderen Ausdrucksmedien der Volkskunst* (etwa ab Abb. 309). Zuletzt folgt noch ein Skizzen-Versuch zur Erstellung einer strukturellen Entwicklungstypologie des Kopf-Themas in der neugriechischen Volkskunst (S. 412–415).

Mit vorliegender Arbeit ist ein nützliches Grundlagenwerk und Arbeitswerkzeug für die vergleichende internationale Volkskunsthforschung geschaffen, das diese immer wieder gern zur Hand nehmen wird, wenn ihr auch in den meisten Fällen der Text des Werkes kaum zugänglich sein wird können, so bleibt aber doch der alle Sprachbarrieren übersteigende und für vieles entschädigende Bildteil.

Walter P u c h n e r (Wien/Athen)

Zu Aloïd Eder, Stereotyp des Polen



Polack.

Unger.

Bilder des Polen und des Ungarn aus der österreichischen Völkertafel



1 Steinkreuz in Madéfalva (Siebenbürgen)



2 Steinkreuz in Gyergyószentmiklós (Siebenbürgen) 1762

Zu T ü s k é s, Friedhofskreuze



3 Wegkruzifix mit Marienstatue in Szécsénke (Komitat Nógrád)



4 Teil eines Wegkruzifixes in Szalaszántó (Keszthely)



5 Mit Blechglocken und Blechblumen geschmücktes Holzkruzifix in Mezőség



6 Detail aus einem Holzcorpus in der Umgebung von Dés (Siebenbürgen)



7 Detail aus einem Steincorpus in Pócsa



8 Marienstatue in Csersegtomaj (nahe Keszthely)

Foto: Olasz, Ferenc